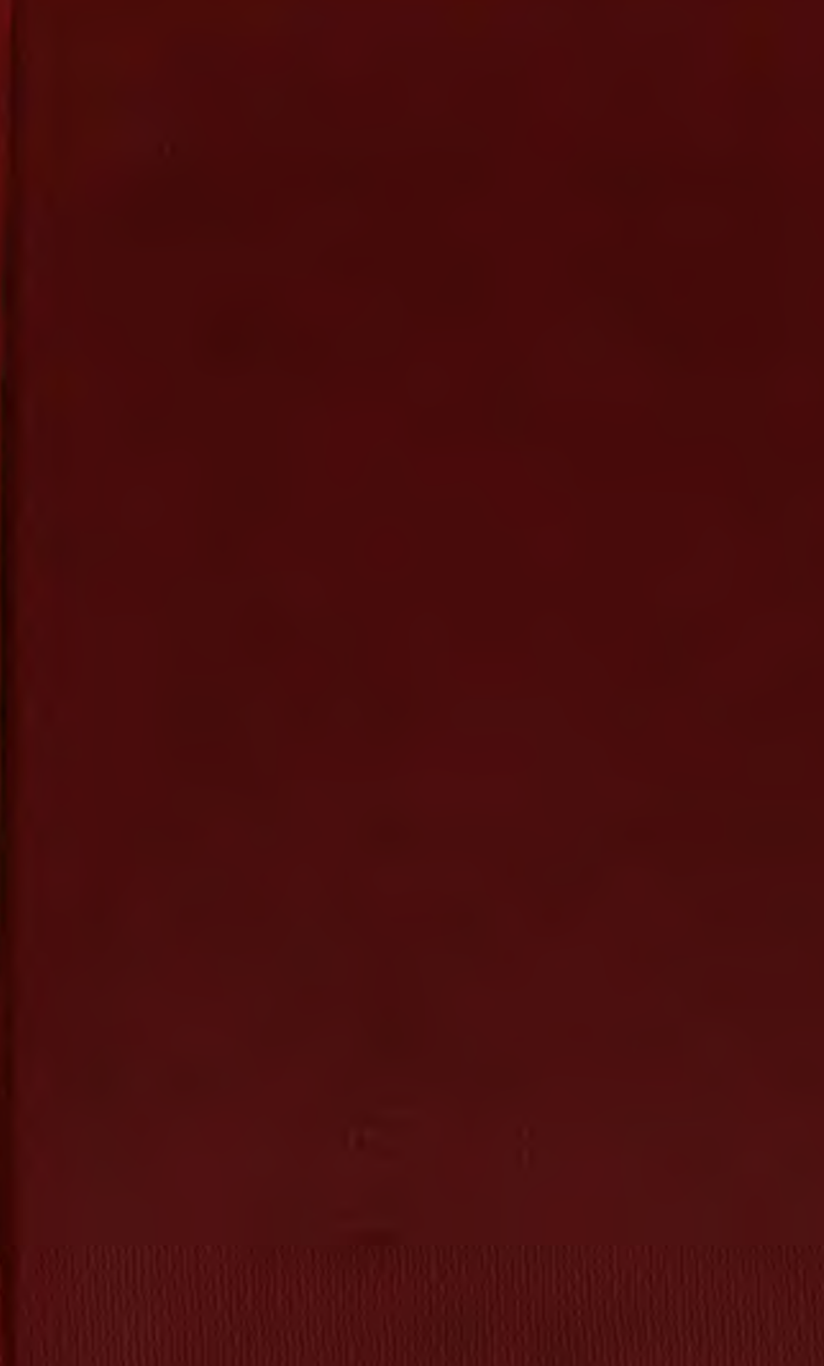
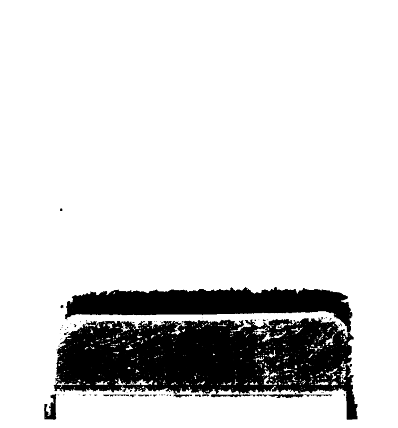
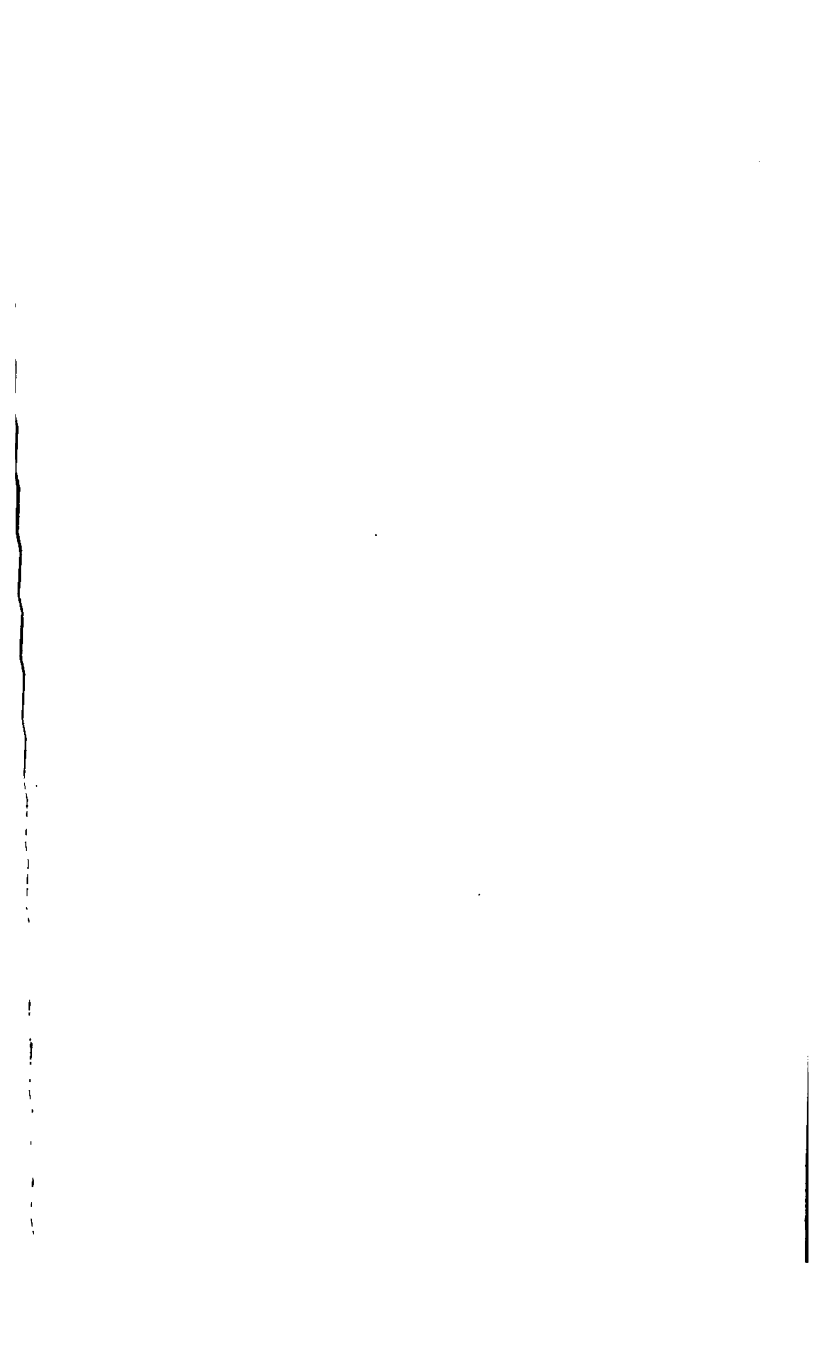
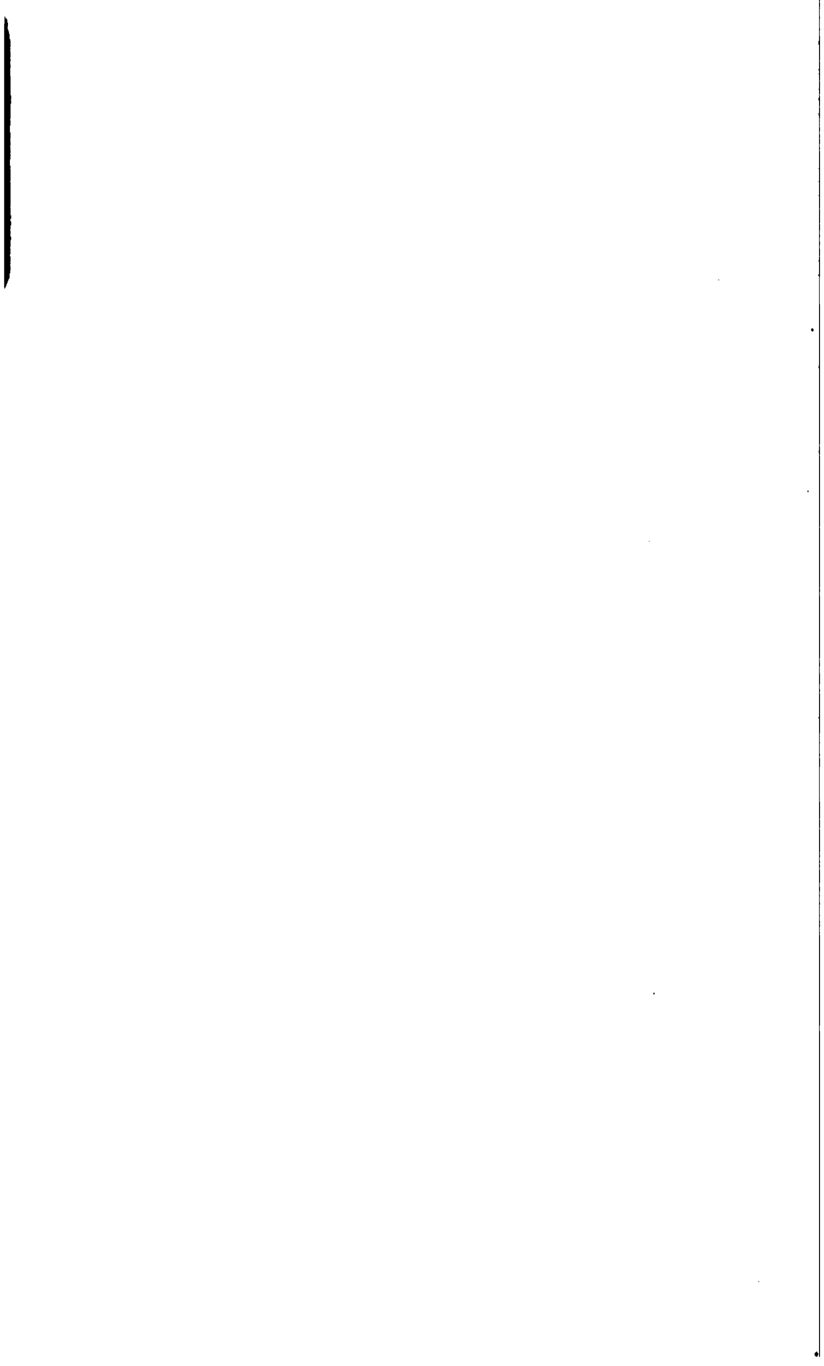










Leibniz.

Ein lebens- und sittengeschichtlicher Roman

aus der Perrükenzeit.

Von

Wilhelm Andreä.

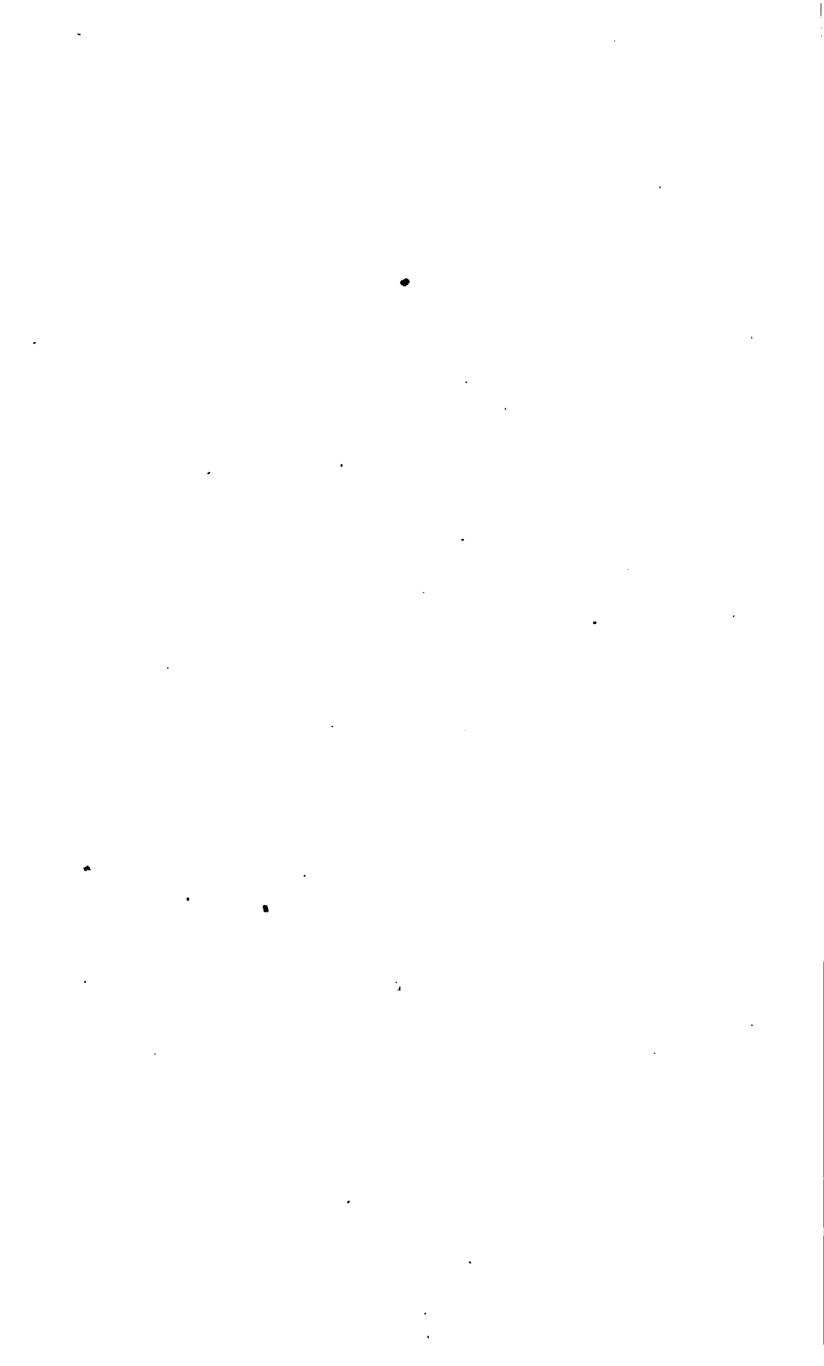
Erster Theil.



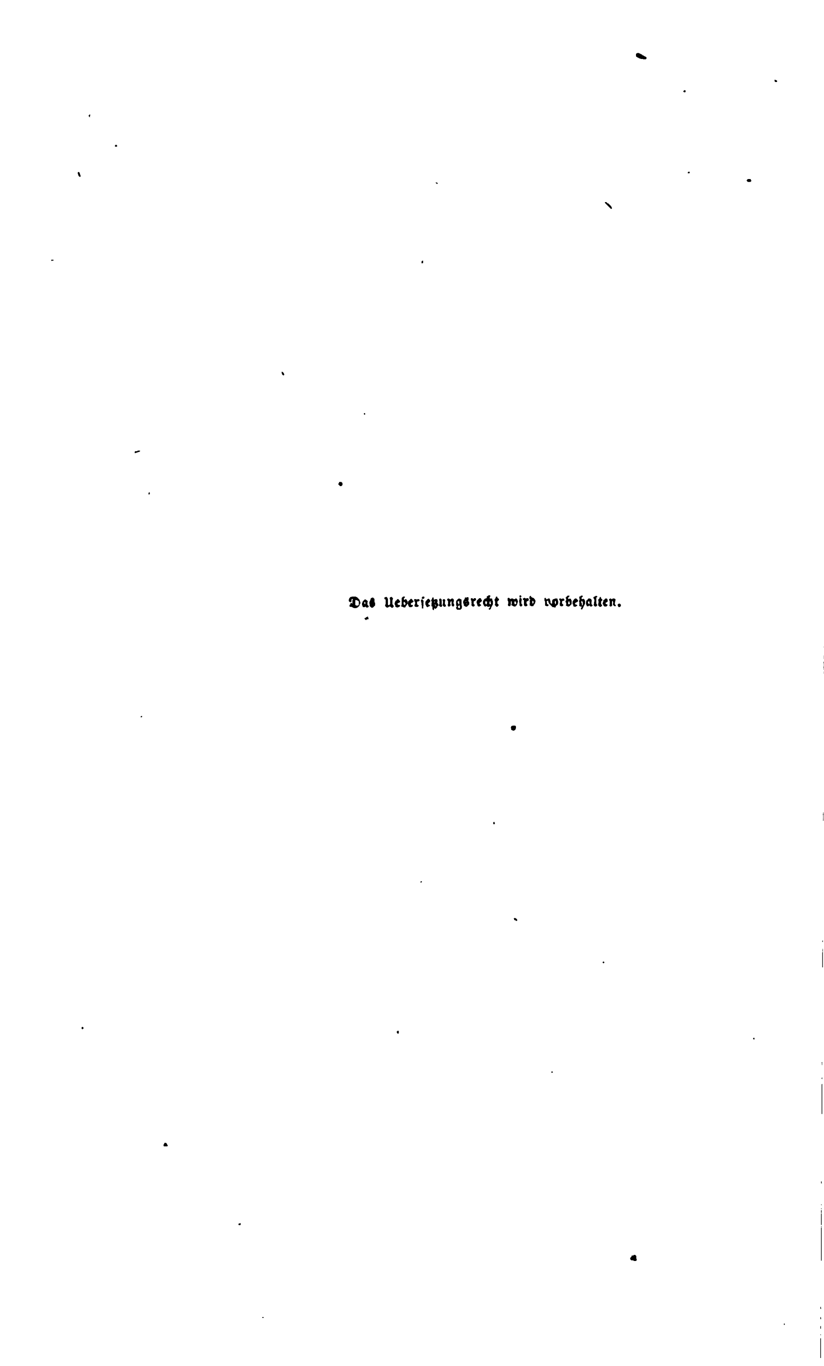
Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1863.



Leibniz.



Leibniz.

Ein lebens- und sittengeschichtlicher Roman

aus der Perrükenzeit.

Von

Wilhelm Andreä.

Erster Theil.



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1863.

Ein edler Held ist, der fürs Vaterland,
Ein edlerer, der für des Landes Wohl,
Der edelste, der für die Menschheit kämpfte.

Herder.

Der Stadt Leipzig,

der Wiege des größten deutschen Denkers

in Ehrerbietung gewidmet

von dem

Verfasser.



Vorwort.

Leibniz, dieser Stern erster Größe an Deutschlands literarischem Himmel, unser Stolz und unsere Zierde, ist dem Volke im allgemeinen ziemlich unbekannt geblieben, und zwar wol aus dem Grunde, weil seine Thätigkeit, so umfassend und mannichfaltig sie auch war, sowie auch die Erfolge derselben nicht so klar vor die Augen treten als etwa die Forschungen eines Humboldt oder die Schöpfungen unserer Dichterhelden.

Er steht der Mehrzahl unsers Volks immer noch als ein nebelhafter Recke aus dem Niflheim der mittelalterlichen Wissenschaft gegenüber, und höchstens den Namen, kaum die äußern Umrisse und am wenigsten die Schwerthiebe seines Riesengeistes kennt sie.

Es dürfte daher vollkommen gerechtfertigt sein, ihn in dem lieblichen und gefälligen Gewande der

Dichtung, in der Lichtgestalt poetischer Verklärung der Leserwelt vorzuführen, und um so mehr, da er in unserer Zeit selbst bei den Gelehrten wieder mehr Berücksichtigung findet und man damit umgeht, seine zerstreuten Werke zu sammeln.

Wenn es seit dem Erscheinen von Walter Scott's poetisch-historischen Gemälden nicht unpassend gefunden wurde, auch Geschichte im Gewande des Romans dem Publikum vorzuführen, so glaube ich keine Sünde gegen die Grundregeln der Poesie und gegen die Geschichte zu begehen, wenn ich unsern großen Polyhistor gleichfalls in diese Form kleide.

Der benutzten Quellen könnte ich eine große Menge aufzählen; doch diesen in geschichtlichen Romanen üblich gewordenen Prunk, sowie auch die vielbeliebte Anmerkung „historisch" (ausgenommen einige für das Verständniß durchaus nothwendige culturgeschichtliche Bemerkungen) als für den Zweck unpassend und störend gänzlich beiseite lassend, habe ich es versucht, meinen Helden in seiner Denk- und Handlungsweise, in seinen vielseitigen Beschäftigungen, in seinen fernen und nahen Beziehungen, in der Thätigkeit bei seinen weltumgestaltenden Planen, allein

und in Gemeinschaft mit seinen Freunden, in seinem Studirzimmer und bei Hofe, als Philosophen und Theologen, als Geschichtsforscher und Staatsmann, als Mathematiker, Astronomen und Mechaniker, als Freund und Rathgeber zu schildern, kurz ein möglichst vollständiges Bild von ihm als Gelehrten und Menschen zu entwerfen.

Daß seine außerordentliche Thätigkeit sowie auch sein unermeßliches Wissen oft nur durch kurze Pinselstriche angedeutet und in der Schilderung bei weitem nicht erschöpft werden konnte, ist wol kaum nöthig zu bemerken.

Wenn es überhaupt schwierig ist, Berühmtheiten der Kunst und Wissenschaft als Romanhelden auftreten zu lassen, so dürfte dies um so mehr bei Leibniz der Fall sein, dessen stille Wirksamkeit wenig Anhaltspunkte und dessen engbegrenzte Lebensverhältnisse in dem damals so kleinen und langweiligen Hannover wenig Abwechselung und also auch wenig dankbaren Stoff für den Dichter darboten. Seine freundschaftlichen Beziehungen zu dem kurfürstlichen Hofe, besonders zu der geistreichen Kurfürstin Sophie, mußten daher die Grundlage bilden, auf der es überhaupt

möglich war, unserm größten Gelehrten einen poetischen Ehrentempel zu errichten. Um ihn gruppiren sich außer dem Herrscherpaar diejenigen Berühmtheiten der damaligen Zeit, mit denen er in näherer oder entfernterer Beziehung stand.

Der Leser, auch der mit den Verhältnissen unbekannte Leser, wird sie von den fingirten Persönlichkeiten, die als Staffage des Gemäldes nöthig waren, vielleicht ebensowol unterscheiden können, als die den handelnden Personen in den Mund gelegten historischen Worte von den dichterischen, obgleich dieser Umstand gerade von mir soviel als möglich vermieden worden ist, um die poetische Einheit des Ganzen nicht zu gefährden.

Hannover, im September 1862.

Wilhelm Andreä, Dr. phil.

Inhalt.



Erstes Kapitel.

Der Geheimrath.

Auf gespanntem Fuße leben
Miteinander Welt und ich;
Liebst du deinen guten Namen,
Lieber Freund, dann meide mich.
Hafis.

Unter den noch zum Theil sehr alten Häusern der Stadt Hannover zeichnet sich vorzüglich ein im Jahre 1662 von der Familie von Limburg an der Schmiedestraße und der Ecke der engen Kaiserstraße erbautes spitz- und hochgegiebeltes Gebäude aus, dessen Vorbau mit einer vollständigen steinernen Bilderbibel geziert ist. Im angelsächsischen Stil erbaut, gereicht es der Stadt noch heute zur Zierde, fesselt beim ersten Blick die Aufmerksamkeit des Fremden und weist durch das einzige Wörtchen „Posteritati", welches als Inschrift über der Hausthür prangt, darauf hin, daß es ein Gebäude von geschichtlichem Werthe ist. —

Versetze sich der Leser mit mir in das Jahr 1696, in eine Zeit, wo das Haus erst vierunddreißig Jahre alt, also noch ziemlich neu war und einen Herrn von der Lühe zum Eigenthümer hatte. Das erste Stockwerk über dem Erdgeschoß wird miethweise von einem Manne bewohnt, der als vermeintlicher Gottesleugner von der öffentlichen Meinung geächtet, still, zurückgezogen, nur den Wissenschaften lebt und allwöchentlich einige Besuche am kurfürstlichen Hofe abstattet. Oft sieht man ihn auch während eines Spazierganges nach seinem vor dem Aegidienthore gelegenen Garten sich freundlich mit Handwerkern und andern schlichten Leuten aus der niedern Volksklasse, ja selbst mit Kindern, die er sehr liebte, unterhalten, oder in einer Kutsche, neben der geistreichen Kurfürstin Sophie sitzend, durch die lange damals noch mit Pappelbäumen besetzte Allee nach dem herrenhäuser Schlosse fahren. Dieser Mann ist kein anderer als der von dem verstorbenen Herzog Johann Friedrich, dem Katholischen, nach Hannover berufene Rath Gottfried Wilhelm Leibniz, der große Sohn der Stadt Leipzig.

Treten wir ein in sein Studirzimmer.

Da sitzt der große Gelehrte und Denker in einem niedrigen kleinen Lehnstuhle, dessen feiner Ueberzug an den Seiten mit Papagaien und andern Figuren und

Arabesken durchwirkt ist. Vor ihm, auf dem Tische, liegen Bücher, Handschriften und Pergamente. Er hält einen geöffneten, mit großem Siegel versehenen Brief in seiner Hand, den er soeben durch einen Hofdiener von seinem kurfürstlichen Herrn Ernst August erhalten hat.

Zweimal hatte er denselben durchlesen, als ob er seinen Augen nicht traue, daß er zum „Geheimen Justizrath" ernannt sei. Dann erhob er sich von seinem Sitze, öffnete die Thür eines Nebengemachs, wo zwei Schreiber bei emsiger Arbeit saßen.

Wilhelm, sagte er, sich an den einen derselben wendend, gehe Er sogleich 'mal zum Meister Hirselmann, dem Perrükenmacher im Lutzekengang, daß er mir eine neue schwarze Perrüke bringt. Bei Seiner Rückkehr sage Er dem Kutscher, daß er mein Gespann in Bereitschaft hält, ich will gegen fünf Uhr zu Hofe fahren.

Mit einer stummen Verbeugung ergriff der Angeredete, der ein natürlicher Sohn des großen Gelehrten war und Wilhelm Diminger hieß, seine an einem Haken hängende Perrüke, setzte sie sich aufs Haupt, nahm seinen danebenhängenden dreigezipfelten Hut in die Hand und eilte fort.

Meint Er nicht auch, Franz, daß ich eine neue Perrüke nöthig habe?

Mit diesen Worten wandte sich Leibniz an seinen zweiten Schreiber, einen gleichfalls noch jungen Menschen von etwa zwanzig Jahren.

Ja, Herr Rath, entgegnete dieser, wenn ich die Wahrheit exprimiren darf, sind Sie einer neuen Perrüke sehr benöthigt, denn Ihre alte ist schon sehr defigurirt und decolorirt. Ein Changement in dieser Hinsicht dürfte wol nothwendig sein — wenigstens meinem bescheidenen Erachten gemäß.

Und um so mehr, sagte der Gelehrte schmunzelnd, da mich mein gnädiger Kurfürst wegen meiner neuesten Schrift über die Verwandtschaftsverhältnisse der Häuser Braunschweig und Este zum Geheimen Justizrath creirt hat, eine Dignität, für die ich ihm noch heute meinen Dank abstatten werde.

Wie — was? Zum Geheimen Justizrath sind der Herr Rath creirt? rief Franz sich wundernd aus, indem er von seinem Sitze aufsprang und, seinen Vorgesetzten mit großen Augen anstarrend, wie eine Bildsäule dastand.

Hatte er seither Hochachtung vor Leibniz gehabt, so flößte dieser Titel ihm Ehrfurcht ein. Der Geheimrath machte die Wagschale tiefer sinken als

der Gelehrte und Denker, stellte ihn höher in den Augen des Schreibers, als wenn er die Quadratur des Kreises oder das Perpetuum-mobile aufgefunden hätte.

Dann freut es mich, der erste zu sein, fuhr Franz nach einer Pause fort, der dem Herrn Rath devotest eine Gratulation darbringt.

Danke bestens, Franz, danke, danke. Allerdings, ich kann es nicht leugnen, daß mir diese Distinction eine große Satisfaction gewährt, meinte Leibniz.

Die der Herr Rath, fiel Franz dazwischen, — wollte ich sagen: der Herr Geheime Justizrath — bitte zu excusiren, man muß sich erst an den neuen Titul gewöhnen — die der Herr Geheime Justizrath zweifelsohne der Freundschaft unserer gnädigen Kurfürstin zu verdanken haben.

Unsere gnädige Kurfürstin, so groß sie auch ist, schafft keine Dignitäten und Promotionen! entgegnete Leibniz stolz. Dann plötzlich, als hätte er seiner Würde etwas vergeben, brach er das Gespräch mit seinem Schreiber ab und fragte ihn, indem er sich zu dessen auf dem Schreibtische liegender noch unvollendeter Arbeit niederbeugte: Wie weit ist Er mit der Einleitung in die Theodicee?

Ach, Herr Geheimrath, war die Antwort, es

geht langsam, sehr langsam vom Flecke, weil ich der französischen Sprache nicht mächtig genug bin, um alles zu verstehen, soviel ich auch darüber reflectire und meditire. Ich muß mich sehr vorsehen, keine Vitia grammaticalia zu machen, das wäre doch sehr unangenehm.

Ich muß Ihn aber doch bitten, Sich ein wenig mit der Copie zu beeilen, denn die große Kurfürstin sind sehr curiose, die von mir bereits vollendete Abhandlung von der Uebereinstimmung des Glaubens mit der Vernunft kennen zu lernen.

Wenn mir Wilhelm Dininger noch fleißig zur Hand geht, sagte der Schreiber, hoffe ich heute Nachmittag damit fertig zu werden.

Das wäre ja herrlich, wenn Er bis fünf Uhr damit zu Stande käme, meinte Leibnitz. Schreibe Er fleißig weiter, sagte er, indem er sich wieder in sein Arbeitszimmer begab.

Lächelnd und kopfschüttelnd sprach er vor sich hin: Der gute Franz! meint da, die Arbeit wolle nicht vom Flecke — kommen ihm zu viel unverständliche, philosophische Dinge darin vor — ha! ha! ha! zu viel Termini technici — ist besorgt, daß er Vitia grammaticalia macht, meint gewiß, er hat seinen gestrengen Schulrector noch vor sich! Armer Franz! was

wirst du sagen, wenn du erst Sachen wie meine Monadenlehre unter die Feder bekommst und besonders die prästabilirte Harmonie! Armer Musje, dann wirst du aber noch mehr schwitzen müssen. Diese Theodicee wird gerade mein schwächstes Opus werden; das erkenne ich nur zu deutlich, ja, zweifelsohne mein schwächstes Opus, maßen ich mich dabei sowol den altherbrachten Glaubenssätzen der Dogmatik als auch einem größern Leserkreise, für den die Theodicee berechnet ist, accommodiren muß, denn nicht aus meinem eigenen Schöpfungsdrange ist sie hervorgegangen, sondern sie verdankt ihr Dasein dem Verlangen meiner hohen Gönnerinnen, den Kurfürstinnen von Hannover und Brandenburg. Ich sollte populär schreiben, das war ihr ausdrücklicher Wille; Popularität aber ist nicht meine Sache, würde für einen deutschen Gelehrten ungeziemend sein; ich will indeß hoffen, daß ich in diesem Opus den rechten Ton treffe.

Nach diesem kleinen Selbstgespräch langte er aus seiner bändereichen Büchersammlung ein lateinisches Buch, seinen Lieblingsschriftsteller hervor, die amsterdamer Ausgabe der „Argenis" des Barclay, und setzte sich lesend und wichtige Stellen unterstreichend wieder in seinen Sessel.

Nach Verlauf von etwa einer Viertelstunde öffnete

Wilhelm Dininger wieder leise die Thür, steckte seinen Kopf ins Zimmer und brachte die Nachricht, daß Meister Hirselmann im Vorzimmer stehe und bereit sei sich präsentiren zu dürfen.

Der Gelehrte befahl ihm einzutreten.

Nach einer tiefen Verbeugung von seiten des Haarkünstlers und nach gegenseitiger Begrüßung zog der Meister, ein kleiner Mann mit einer langen, außerordentlich spitzen Nase und einer mächtigen blonden Perrüke, aus einer Schachtel sein Kunstwerk hervor, lobte in plattdeutscher Mundart die Güte und Dauerhaftigkeit der Perrüke und setzte sie dann dem großen Denker auf seine große mit einem Auswuchs von dem Umfange eines Taubeneies verunstaltete Platte.

Leibniz stellte sich vor seinen kleinen Spiegel, meinte sie passe und kleide ihm gut und bezahlte den dafür geforderten Preis.

Perrükenmacher und Bader sind von jeher als die lebendigen Zeitungen angesehen worden und wol selten entfernt sich ein solcher von einem Kunden, ohne gefragt zu werden, was es Neues im Orte gibt. Es ist diese Frage schon zu einer stehenden geworden, weil man nicht allein eine große Neugierde, sondern auch eine große Bekanntschaft bei diesen Leuten voraussetzt.

Auch Leibniz fragte nach den Neuigkeiten der Stadt.

Das Neueste ist, entgegnete Hirselmann in dem echten kalenbergischen Platt, daß man gegenwärtig damit beschäftigt ist, der Stadt eine Straßenerleuchtung zu geben. Dreihundertundneunzig Pfahllaternen mit grünem Glase werden aufgerichtet. An allen Straßen sind die Arbeiter schon thätig. Haben der Herr Rath noch nichts davon bemerkt?

Weder etwas davon bemerkt noch etwas davon gewußt, meinte Leibniz.

Hirselmann wunderte sich im stillen über die Unkenntniß des Gelehrten, und um so mehr, da man schon jahrelang davon gesprochen hatte.

Nun, das ist doch einmal eine erfreuliche Nachricht, bemerkte Leibniz. Es ist ein Fortschritt, für den wir dem Bürgermeister von Sode und dem Consistorialrath Alemann nicht genug danken können. Es muß aber noch vieles, vieles geschehen, lieber Meister, ehe Hannover ein auch nur einigermaßen erträglicher Aufenthalt wird — es ist noch gewaltig kleinstädtisch hier.

Kleinstädtisch, ja, ja, da haben der Herr Rath vollkommen recht. Davon kann ich auch ein Beispiel erzählen, ein erschreckliches Beispiel. Man sollte nicht glauben, wie der unbedeutendste Vorfall so schnell die Runde machen könnte, sogar noch über

das Weichbild der Stadt hinaus. Als nämlich der König von Schweden vor einiger Zeit hier war, wollten meine Freunde eine gewisse Aehnlichkeit zwischen ihm und mir entdeckt haben, ein Zufall, den ich benutzen wollte, mir eine kleine Kurzweil zu machen. Ich wollte mich nämlich einmal für den König von Schweden ausgeben und theilte diesen Plan einigen Freunden mit. Zu diesem Zwecke fuhr ich vor einigen Sonntagen nach dem benachbarten Dorfe Limmer. Ich setzte mich in der Kirche dem Pastor Sackmann gegenüber und spielte meine Königsrolle so gut ich konnte. Aber der Himmel mag es wissen, durch wen der Pastor von meinem beabsichtigten Scherz schon in Kenntniß gesetzt war! ich hatte doch nur zu einigen vertrauten Freunden darüber gesprochen! Anstatt nun ihm einen Narren aufzubinden, band er mir einen auf. Ich saß gerade der Kanzel gegenüber und legte mein Gesicht in sehr ernste Falten. Die Andacht der Bauern war dahin, denn ich allein war der Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit. Wie meine Begleiter vorhin einigen Leuten ins Ohr geraunt hatten, daß ich der König von Schweden sei, so theilten sich jetzt die Bauern und Bäuerinnen in der Kirche diese Neuigkeit flüsternd mit. Als aber Sackmann auf die Kanzel trat, den ich aus seinem Text zu bringen hoffte,

verglich er mich mit Beelzebub und gab mir noch viele andere Ehrentitel, nur nicht einen solchen, der einem Könige von Schweden zukommt. Es wurde mir ganz unheimlich dabei zu Muthe, und ich glaubte vor Scham in die Erde sinken zu müssen, als seine Worte mehr als anzüglich wurden, als er mit Fingern auf mich wies und mit drohenden Blicken ungefähr so fortfuhr: „Seit mal, mine lewen Kinner, dat kümmt meck eben sau vör, as dei Kerel, dei da gegen meck öwer sitt, in den blagen Klede, dei denket ook, eck schall glöwen, dat hei de Könnig von Sweden is, un et is doch mant en Perrükenmaker ut Hannover. Ja, du magst meck dei rechte Könnig sin, du dumme Beelzebub! Bist du darüm herkomen, dat du meck olen Mann taun Narren hebben wutt, sau harrest du mant konnt te Hus bliwen, du dunnersche Haarklöwer du!“

Leibniz, der schon während der ganzen Mittheilung dieses köstlichen Quiproquo, wie er es bezeichnete, sich des Lachens kaum enthalten konnte, brach jetzt in ein so schallendes Gelächter aus, daß er vor Husten zu ersticken meinte. Seine Augen, die voller Thränen standen, sich trocknend, fragte er:

Und was fing Er da weiter an, Meister?

Ich lief fort.

Er lief fort! aus der Kirche fort? —

Hirselmann nickte bejahend und Leibniz mußte wieder lachen, daß ihm die hellen Thränen aufs neue in die Augen traten.

Das ist ja ein ganz absonderlicher Spaß, Meister Hirselmann!

Ein schöner Spaß das! Möchte ihn nicht zum zweiten mal machen! Muß mich necken lassen von allen Leuten, mit denen ich im Geschäftsverkehr stehe. Sie nennen mich jetzt nicht anders als den König von Schweden.

Das muß ja ein närrischer Kauz sein, der Pastor Sackmann! meinte der Gelehrte; man erzählt sich ja überhaupt curiose Dinge von denen Predigten, die er allsonntäglich hält.

Kennen der Herr Rath ihn nicht?

Nein, lieber Meister, verlange ihn aber auch nun, nachdem Er mir Seine Erlebnisse mit ihm mitgetheilt hat, nicht näher kennen zu lernen. Würde sonder Zweifel auch meine Lection bekommen, sintemal ich nie eine Kirche besuche.

Der Herr Rath haben recht, das würde ihm bald hinterbracht werden — wird ihm sicher schon längst hinterbracht sein, denn die Klatscherei und Klein-

städterei der Hannoveraner ist groß, wie ich aus eigener bitterer Erfahrung weiß.

Ich möchte auch lieber in London oder Paris leben denn hier, erwiderte Leibniz. Dann öffnete er die Thür zur Schreiberstube, warf einen Blick nach den jungen Leuten und fragte: Ist mein Essen noch nicht da?

Die Antwort fiel verneinend aus, und Hirselmann, der an seine eigene Mahlzeit dabei erinnert wurde, empfahl sich mit der Bitte, bei vorkommenden Fällen ihn wieder zu berücksichtigen.

Leibniz versprach ihm dieses, nickte ihm beim Abschiede freundlich zu und nahm wieder auf seinem Lehnstuhle Platz. Um eine Stelle aus seinem Lieblingsschriftsteller mit einem ähnlichen Ausspruche des Cartesius zu vergleichen, nahm er die Werke desselben zur Hand und vertiefte sich in das System dieses Vaters der neuern Weltweisheit. Bald darauf trat eine alte Frau, einen Speisekorb tragend, bei ihm ein, begrüßte ihn in plattdeutscher Mundart, suchte aus der Schublade eines kleinen Tisches ein Gedeck hervor, stellte die Speisen darauf und wollte sich in gewohnter Weise, ohne mit dem Gelehrten einige Worte über das Wetter gewechselt zu haben, wieder entfernen. Schon hatte sie die Thür geöffnet, als sie

sich noch einmal umwandte und schüchtern fragte: Wie sind der Herr Rath mit meinem Sohne Franz zufrieden? Beträgt er sich gut und ist er auch hübsch anstellig und folgsam?

O ja, Frau Bruckmannin, ich bin recht wohl mit ihm zufrieden. Er schreibt eine recht deutliche Hand und hat in der kurzen Zeit seines Hierseins sich schon recht brauchbar bewiesen; werde ihm wol bald sein Monatsgeld etwas erhöhen.

Die alte Frau, die schon seit einer Reihe von Jahren die Speisen für den Gelehrten aus der Garküche geholt und seinen Tisch gedeckt hatte, durfte es immerhin wagen, hin und wieder ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen und sich mehr herauszunehmen, als sich für andere Leute ihres Standes geziemt hätte. Sie unterließ dies auch nie, sobald sie bemerkte, daß Leibniz selbst zum Reden aufgelegt war oder sich nicht gerade mit Schreiben beschäftigte. Heute schien er ihr besonders aufgeräumt zu sein, und als er ihr nun gar die Hoffnung machte, des Sohnes Monatsgeld zu erhöhen, da wurde die Alte außerordentlich gesprächig, drückte dem Gelehrten dankend die Hand, sprach von Gotteslohn und lobte ihren Franz über die maßen, an dem sie alle nur erdenklichen guten Eigenschaften hervorzusuchen sich bemühte. Er sei stets

ein folgsamer, guter Sohn gewesen, an dem sie selbst sowol wie auch der Herr Rath gewiß noch einmal recht viel Freude erleben würde. Nur hinsichtlich eines einzigen Punktes müsse sie seit einigen Wochen Klage führen. Der Junge sei ihr ein vollständiges Räthsel geworden. Während er nämlich früher immer die Abende im Hause zugebracht, ihr aus dem „Thyll Eulenspiegel", aus dem vom Herrn Geheimrath entliehenen Buche „Schimpf und Ernst" von dem Barfüßermönch Joh. Pauli, ferner aus dem Kalender oder aus andern hübschen Geschichtsbüchern Türkengeschichten, Hexen-, Gespenster- oder Kriegsgeschichten vorgelesen habe, komme er jetzt fast keinen Abend mehr vor elf oder zwölf Uhr zu Haus, ein Umstand, der ihr unbegreiflich sei und auch von ihren Nachbarinnen beklagt würde, die abends zu ihr spinnen kämen.

Darüber lasse Sie Sich kein graues Haar wachsen, erwiderte Leibniz. Wenn der junge Mensch den ganzen Tag im dumpfen Schreibzimmer gearbeitet hat, so ist ihm wol ein freier Abend und etwas frische Luft zu gönnen.

Wenn es das allein wäre, meinte die Frau, würde sie kein Wort darüber verloren haben. Den freien Abend wolle sie ihm ja gern gönnen und auch, wenn es zu seiner Gesundheit diene, gern auf den Hach-

genuß der hübschen Geschichten Verzicht leisten — nein, Herr Rath, fuhr sie in flüsterndem Tone fort, mein Sohn muß eine geheime Liebschaft haben.

Weshalb vermuthet Sie das?

Das will ich Euch sagen. Er sitzt im Hause immer in tiefen Gedanken und vergißt alles, Herr Rath; gar kein Gedächtniß hat er mehr, der Junge. Das sind die sichersten Zeichen der Verliebtheit! Ich kenne das!

Leibniz schüttelte lächelnd den Kopf, füllte die Suppe auf seinen zinnernen Teller und entgegnete: Dann müßte ich ja auch verliebt sein, Frau Bruckmannin, mein Gedächtniß verläßt mich auch zuweilen und in tiefen Gedanken sitze ich auch oft. Nein, nein, liebe Frau, das ist noch kein sicheres Zeichen von Verliebtheit.

Musje Dininger hat's mir auch hinterbracht und noch obendrein hinzugefügt, daß es eines vornehmen Mannes Kind sei, in welches er sich verliebt hat, betheuerte die Frau.

Leibniz ließ seinen Löffel in der dampfenden Suppe liegen, lehnte sich laut lachend zurück und sagte: Der Wilhelm ist ein Spaßvogel, Frau Bruckmannin, ja, ja, ein rechter Spaßvogel; hat Ihr etwas aufgebunden. Eines vornehmen Mannes Kind! ha! ha! ach

nein, gute Frau Bruckmannin, der Franz wird sich nicht in eines vornehmen Mannes Kind verlieben, hat ja auch gar keine Gelegenheit dazu und kann überhaupt noch nicht ans Verlieben denken, weil er sich noch nicht verheirathen kann. Nein, nein, darüber beruhige Sie Sich. Gehe Sie nur ruhig wieder nach Haus und lasse Sie den Franz in seinen Feierstunden laufen, wohin er will. Er hat keine Inclination zu extravagiren, wenn er auch einmal in einer Schenke mit seinen guten Freunden um einige Mariengroschen würfelt.

Die Mutter des Schreibers suchte noch einige Einwürfe zu machen, die aber von Leibniz mit logischer Schärfe widerlegt wurden. Aber ungeachtet aller von seiten des Gelehrten angewandten Logik, den Franz als einen Nichtverliebten hinzustellen, beharrte dessen Mutter bei ihrer Ansicht, wenn sie auch nicht mehr zu widersprechen wagte. Sie wünschte dem Herrn Rath eine gesegnete Mahlzeit und verließ das Zimmer.

Leibniz aß gut und stark, allerdings in der Regel nur einmal des Tages. Als er seine Mahlzeit beendigt hatte, öffnete er die Thür, die zu der Schreibstube führte, und sagte zu seinen beiden Schreibern: Sobald die jungen Leute mit der Copie der

Einleitung in die Theodicee fertig sein werden, mögen dieselben die noch übrige Zeit für sich employiren; können dann eine Promenade machen oder sich anderweitig divertiren. Nur muß ich Franz ersuchen — setzte er schmunzelnd und mit schlauen Blicken hinzu —, seine Plaisanterien mit denen jungen Demoiselllen, insonderheit mit denen vornehmen Demoisellen zu unterlassen, könnten andernfalls dangeröse und perniciöse Folgen daraus entstehen.

Der Angeredete wurde roth und schrieb, ohne aufzublicken, emsig weiter.

Leibniz zog sich darauf wieder in sein Zimmer zurück und füllte die ihm noch bis zum Ausfahren übrige Zeit mit Lesen aus.

Als die beiden Schreiber die ihnen aufgetragene Arbeit gegen fünf Uhr wirklich vollendet hatten, ließ Leibniz, der damals bereits sein eigenes Gespann hatte, die Pferde anschirren und fuhr die Schmiede- und Kramerstraße entlang zum kurfürstlichen Schlosse, während Wilhelm Dininger und Franz Bruckmann im Vollgenuß ihrer Freiheit einen Spaziergang durch die herrenhäuser Pappelallee machten. Ungefähr in der Mitte des Baumganges trennten sie sich wieder; sie reichten sich, Abschied nehmend, die Hand, um auf

getrennten Wegen die Freuden des Abends zu genießen. Wilhelm Dininger kehrte zur Stadt zurück, während Franz noch mehreremal, bis zum Anbruch des Abends, in dem herrlichen Baumgange auf- und abging und dann mit rüstigen Schritten durch die Wiesen dem nahe gelegenen Dorfe Simmer zueilte.

Zweites Kapitel.

An der kurfürstlichen Tafel.

> Wer Wissenschaft und Kunst besitzt,
> Der hat auch Religion,
> Wer jene beiden nicht besitzt,
> Der habe Religion.
>
> Goethe.

Als Leibniz vor dem Portal des Schlosses auf der Leinstraße anlangte, wurde in demselben Augenblick von dem Hoftrompeter das Zeichen zum Beginn der Tafel gegeben, und sämmtliche Lakaien versammelten sich vor der Küche, um die für die Tafel bestimmten Schüsseln anzunehmen.

Leibniz war im Schlosse stets willkommen, so auch heute; aber er hätte nicht später aufbrechen dürfen, wenn es seine Absicht gewesen wäre, als Gast an der kurfürstlichen Tafel zu erscheinen. Doch wir wissen bereits, daß das Dankgefühl ihn heute zu Hofe führte und die Freude, der Kurfürstin Sophie den

ersten Theil seiner Theodicee im Manuscript überreichen zu können. Er hatte die Handschrift, so fest als möglich zusammengebunden, hinten in seine Rocktasche gesteckt, die deshalb sehr weit abstand und ihm ein echt dorfschulmeisterliches Ansehen gab.

Durch einen Lakai aus dem Wagen gehoben, eilte er die Stufen der Treppe hinauf in den Speisesaal, wo die Herrschaften sich soeben anschickten, dem Range gemäß ihre Sitze einzunehmen.

Es waren wie gewöhnlich drei Tafeln gedeckt.

Die erstere war für die landesherrliche Familie allein bestimmt, während die beiden andern durch die Cavaliere des Hofes und durch Gäste besetzt wurden.

Nachdem die elf bei Tische aufwartenden Pagen, deren jeder mit einer Serviette versehen war, ein neues Tafeltuch und für jedes Gedeck eine Serviette aufgelegt hatten, stellten sie auf die letztern einen silbernen Teller, den sie wiederum mit einer zusammengefalteten Serviette bedeckten. Dann liefen sie, beaufsichtigt durch den Pagengouverneur, ab und zu, um die Speisen aufzutragen.

Einer der Cavaliere war eben damit beschäftigt, den Herrschaften und Gästen ihren Platz anzuweisen, als Leibniz eintrat.

Er wurde zunächst von dem kurfürstlichen Paare

bewillkommnet und wegen seines ihm an dem heutigen Tage verliehenen Titels eines Geheimen Justizraths beglückwünscht, dann verbeugten sich auch die Gäste vor ihm. Leibniz sprach dem Kurfürsten seinen Dank aus, worauf ihn der diensthabende Cavalier zu einem der Nebentische führte, wo er seinen Platz an der Seite des Pastors Sackmann aus Limmer erhielt, dem an diesem Tage auch einmal die Ehre einer kurfürstlichen Einladung zu Theil geworden war, weil er tags zuvor auf Verlangen der Kurfürstin in der Schloßkapelle gepredigt hatte. Es waren ihr bereits so viele Sonderbarkeiten und Kanzelanekdoten von diesem norddeutschen Abraham a Sancta Clara zu Ohren gekommen, daß sie sich danach sehnte, ihn persönlich kennen zu lernen.

An der herrschaftlichen Tafel, welche inmitten der beiden andern Tische stand, erhielt die Kurfürstin Sophie den Mittelplatz, der als der Ehrenplatz angesehen wurde. Ihr zur Rechten ließen sich dem Range nach sämmtliche Herren in ihren stattlichen Alongeperrüken, und zur Linken die Damen mit hochfrisirten gepuderten Haaren und mächtigen Reifröcken nieder. Der von den Herrschaften besetzten Tafelseite gegenüber nahm an jedem der drei Tische ein Hofcavalier Platz, die an diesem Tage mit dem Amte des Vorschneidens beauftragt waren.

Die Tischgenossenschaft bestand also nur aus Einer langen Reihe.

Bei dem ersten Gange war die Unterhaltung weniger lebhaft und bewegte sich meistentheils in dem Kreise alltäglicher Dinge. Besonders lieferten die in den Straßen neu aufgestellten Pfahllaternen sowie die aufgetragenen Speisen selbst den Unterhaltungsstoff. Etwa beim vierten oder fünften Gange, als der Wein anfing, die unsichtbaren Schranken der Tafeln zu durchbrechen und die Herzen, auch die blödesten, erweiterte, da wurde die Unterhaltung lebhafter.

Wie weit ist Er mit der Theodicee fortgeschritten, Herr Geheimrath? so ließ sich endlich die Kurfürstin nach einer eben entstandenen kleinen Pause vernehmen.

Der erste Theil derselben ist vollendet, kurfürstliche Durchlaucht, freilich im Verhältniß zu dem Umfange des ganzen Werks noch sehr wenig. Ich habe das Manuscript bei mir und werde nach aufgehobener Tafel mir die Permission erbitten, selbiges Ihro kurfürstlichen Durchlaucht zur geneigten Durchsicht zu überreichen.

Ei, das ist ja excellent! ich bin in Wirklichkeit gar sehr curiöse, das Opus, und wenn auch nur erst ein kleines Theilchen desselben, kennen zu lernen, und werde mich sogleich dabei machen, einen Blick in selbiges zu

werfen. Wenn es nur nicht zu hoch und zu doctrinär für mich ist, das ist es, wovor ich Bange habe.

Ihro kurfürstliche Durchlaucht werden es gewiß verstehen, ganz abgesehen davon, daß ich mich auch dem Ungelehrten accommodirt und es so populär wie nur möglich gehalten habe, war Leibniz' Antwort.

Muthmaßlich ein mathematisches Opus? fragte der Kurfürst.

Excusiren Eure kurfürstliche Durchlaucht, entgegnete der Gelehrte, es ist theologisch-philosophischen Inhalts und im Auftrage Dero durchlauchtigster Gemahlin und Dero durchlauchtigster Tochter, der Kurfürstin von Brandenburg, verfaßt.

Theologisch-philosophisch! rief Ernst August, ei das ist ja eine seltsame Composition! — und sich zu seinen Tischgenossen wendend rief er lachend aus: Was doch unser Herr Geheimrath für ein ungeheuer witziger und gescheidter Kopf ist! Was die Gelehrten und Theologen aller Zeiten und Völker vergeblich auszuführen sich angestrengt haben, die beiden Damen Theologie und Philosophie, die von jeher wie Katze und Hund zusammen gelebt haben, zu pacificiren, das bringt er zu Stande!

Ein thatsächlicher Beweis, daß er es unter allen Menschen allein verstanden hat, beide Damen mit

gleicher Liebe zu beglücken und an sein Herz zu fesseln, meinte die Kurfürstin.

Leibniz lächelte und der Kurfürst nahm wieder das Wort: Handelt dies Opus denn wirklich von der Vereinigung der Theologie und Philosophie?

Der erste Theil, ja, erwiderte Leibniz. Diese Theodicee soll, wie auch schon der griechische Name sagt, ein Versuch werden, die Güte Gottes mit den Uebeln in der Welt in Harmonie zu bringen; sie soll uns zeigen, daß Gott das Böse deswegen in der Welt zuläßt, damit wir den freien Willen der Wahl behalten, und in der Ausübung der Tugend den Sieg und auf solche Weise unsere Glückseligkeit erringen.

Darüber habe ich mir auch schon oft den Kopf zerbrochen, meinte der Kurfürst, daß Gott soviel Schurkerei und Unglück in der Welt zuläßt, da es ihm doch vermittelst seiner Allmacht ein Leichtes wäre, die Plane der Gottlosen zu vereiteln, überhaupt die Menschen gar nicht gottlos werden zu lassen.

Ja, überhaupt zu verhindern, daß Eva sündigte, schaltete Leibniz ein, da es ja Gott vermöge seiner Allwissenheit voraussah, daß Eva von der Schlange betrogen werden würde.

Ganz recht, fuhr Ernst August fort, also diese

Theodicee soll uns über solche Fragen und Widersprüche aufklären, Herr Geheimrath?

Ich werde es wenigstens versuchen, diese scheinbaren Widersprüche zu beseitigen, entgegnete dieser.

Dann werde ich, obgleich ich kein Freund vom Lesen bin, die Theodicee auch studiren, doch erst wenn sie vollendet mir vorliegt. — Hat Er noch lange daran zu arbeiten, Herr Geheimrath?

Einige Jahre noch gewiß, versetzte dieser, weil meine durch ganz Europa ausgebreitete Correspondenz mir zu viel Zeit raubt und ich für den Augenblick zu vielerlei Sachen zu gleicher Zeit unter der Feder habe, von denen mich besonders die Geschichte des erlauchten Welfenhauses zu sehr in Anspruch nimmt.

Was für ein Werk hat Er denn z. B. augenblicklich noch unter der Mache? fragte die Kurfürstin.

Kleinigkeiten, Ihro kurfürstliche Durchlaucht: Eine Dissertation über den Ursprung der Germanen, sowie auch Bemerkungen über den Zusammenhang der Seele mit dem Körper; ferner — —

Noch mehr? rief der Kurfürst, und warf erstaunt die Gabel auf den Tisch.

Anekdoten über das Leben des Papstes Alexander VI. Ferner — —

Was? noch mehr? und zu gleicher Zeit? Der

Herr Geheimrath will sich gewiß divertiren, uns etwas aufzubinden! meinte der Kurfürst.

Leibniz schüttelte lächelnd den Kopf und fuhr fort: Aufklärung über die Schwierigkeiten, welche Monsieur Bayle in dem neuen System der Einheit des Geistes mit dem Körper gefunden hat, sowie auch mehrere andere kleine Abhandlungen.

Nun, was habe ich Euch gesagt? Mit diesen Worten wandte sich Sophie an den ihr zur Rechten sitzenden Gemahl. Habe ich es Eurer Durchlaucht nicht immer gesagt, daß unser verehrter Leibniz stets mehrere Werke zugleich schreibt, und zwar alle mit gleicher Vorzüglichkeit? und daß er das productivste und vielseitigste Genie ist, das jemals gelebt hat? Und nun gar erst seine ausgebreitete Correspondenz, die sich nur mit Luther's Correspondenz vergleichen läßt!

In der That, entgegnete Ernst August, wir sind stolz darauf, den Herrn Geheimrath, der in ganz Europa bekannt und vielleicht berühmter ist als wir selbst, zu unsern Unterthanen zu zählen.

Eure kurfürstliche Durchlaucht sind zu gütig gegen mich. Hochdieselben haben in Dero Kurfürstenthum mehr berühmte Männer, um mich dieses Prädicats zu bedienen. Ich will nur meinen sehr ehren-

werthen Freund, den Herrn Abt Molanus von Loccum erwähnen.

Das ist allerdings wahr, meinte Ernst August, der Herr Abt Molanus von Loccum ist auch ein berühmter und hochgelahrter Mann, mit dem sich angenehm conversiren läßt.

Wenn von den berühmten Männern in unserm Kurfürstenthum die Rede ist, meinte die Kurfürstin, indem sie schelmisch lächelte, dann darf auch der dem Herrn Geheimrath zur Linken sitzende sehr ehrenfeste Herr Pastor Sackmann nicht übergangen werden.

Alle anwesenden Tischgenossen, die mehr oder weniger bereits von den Sonderbarkeiten dieses Mannes gehört hatten, richteten ihre Blicke auf ihn und lauschten auf seine Entgegnung.

Messer und Gabel niederlegend, erwiderte er, noch mit vollen Backen kauend: Eure kurfürstliche Durchlaucht belieben zu scherzen. Ich habe noch keine Ansprüche auf Gelehrsamkeit gemacht, ich bin ein einfacher Dorfprediger, der Gottes Wort schlecht und recht verkündigt, und der es sich zur Aufgabe seines Lebens gemacht hat, der Sünde, welche bei hoch und niedrig alle Tage mehr um sich greift, zu steuern, und Sittlichkeit und frommen gottesfürchtigen Wandel

in der Gemeinde Limmer nach Kräften aufrecht zu erhalten.

Das ist rechtschaffen von Ihm gedacht, entgegnete die Kurfürstin lächelnd. Ich habe mich auch in Wirklichkeit über Seine Predigt gefreut, die Er gestern in der Schloßkapelle gehalten hat. Wenn Er in Seiner Dorfkirche auch so predigt, dann kann die limmersche Gemeinde sich keinen bessern Prediger wünschen.

Ach nein, gnädigste Landesmutter, versetzte Sackmann, wie können mich meine armen Schafe verstehen, wenn ich nicht anders predigen wollte? Mit den Einfältigen muß man einfältig reden, wofern man ihnen nützen will. Wollte ich hochdeutsch predigen, oder gar von gelehrten Dingen sprechen, dann würden mich meine Pfarrkinder nicht verstehen. Gelehrt weiß ich überhaupt nicht zu sprechen. Meine Gelehrsamkeit schöpfe ich mir allein aus der Heiligen Schrift.

Glaubt Er denn auch alles, was in der Heiligen Schrift steht?

Meine allergnädigste Landesmutter belieben wieder zu scherzen. Wie könnte es mir wol jemals in den Sinn kommen, an irgendeinem Worte der Heiligen Schrift zu zweifeln? Nein, nein, das ist mir niemals in den Sinn gekommen.

Es können einem doch hier und da etliche Zweifel aufstoßen, bemerkte Leibniz.

Einem wahren Christen niemals, behauptete Sackmann mit einem verächtlichen Seitenblick auf seinen Tischnachbar.

Nimmt der Herr Pastor vielleicht diejenigen Stellen, die schon seit den ältesten Zeiten den Auslegern der Bibel Schwierigkeiten bereitet haben, im metaphorischen Sinne?

Was heißt metaphorisch?

Bildlich, bildlich, sagte Leibniz.

Wenn es nicht ausdrücklich bemerkt ist, daß wir ein Gleichniß vor uns haben, niemals. Ich fasse mit meinem schlichten Verstande alles wörtlich auf.

Es gibt aber nach der Meinung der Schriftausleger aller Religionsparteien Fälle, in denen die buchstäbliche Erklärung verworfen werden muß. Zum Exempel kommen alle Ausleger darin überein, daß es der Herr Christus metaphorisch verstanden hat, wenn er den Herodes einen Fuchs genannt. Oder will der Herr Pastor annehmen, daß Herodes wirklich in einen Fuchs verwandelt worden ist?

Sackmann starrte bei diesen Worten den Gelehrten mit großen Augen an, und vergebens schien er sich abzumühen, eine passende Entgegnung zu finden.

Leibniz hatte Mitleiden mit seiner peinlichen Lage und fuhr deshalb fort: Wir müssen uns doch wol in diesem Punkte, sowie auch bei vielen andern Stellen, z. B. bei denjenigen, wo von Zauberern und bösen Geistern die Rede ist, für die Metapher entscheiden.

Bei diesen Worten des Gelehrten löste sich plötzlich das Band der Sackmann'schen Zunge:

Ich streite nicht gern über biblische Stellen, entgegnete er kurz, am allerwenigsten mit Leuten, die gar nichts glauben.

Wer hat Ihm denn gesagt, mein lieber Herr Pastor, daß ich gar nichts glaube? fragte Leibniz.

Ei, das hört man ja; der Herr Geheimrath glaubt ja nicht an Zauberer und böse Geister?

Das freilich nicht, ebenso wenig wie an Hexen. Das wäre kein Glaube, sondern ein Aberglaube, von dem uns gottlob! Adam Tanner, Thomasius, Balthasar Becker und Pater Spee befreit haben, Männer, denen die Menschheit nicht dankbar genug sein kann.

Dann glauben der Herr Rath auch wol nicht an den Teufel?

Wer an den Teufel glaubt, für den ist er da, meinte Leibniz. Ueber alle diese Punkte kann Er indessen später meine Ansichten in der schon vorhin erwähnten Theodicee lesen.

Also wer an den Teufel glaubt, für den ist er da? fragte Sackmann; das ist ja sehr undeutlich ausgedrückt.

Die Heilige Schrift erklärt sich auch nicht deutlich über diesen Punkt.

Wenn Er an den Teufel glaubt, meinte der Kurfürst, der diesem Gespräche theilnehmend gefolgt war, dann wird Er ja auch wol noch an den lieben Gott glauben, und es ist nicht so schlimm mit Ihm bestellt, Herr Geheimrath, wie die Leute behaupten.

Ich darf Eure Durchlaucht versichern, erwiderte Leibniz, daß mein Glaube besser ist als mein Ruf. Ich weiß recht wohl, daß die Herren Hofcavaliere sich untereinander zuraunen: Leibniz — glaubt nits! und daß der gemeine Haufe mich den alten Löwenix schilt, doch hoffe ich, soll meine Theodicee den Leuten eine andere Meinung von mir beibringen. Sie soll, so hoffe ich, meinen Gegnern und dem großen Haufen beweisen, daß ich nicht so ungläubig bin, als man glaubt, und den Spöttern der Religion, daß die Sache Gottes auch mit den Gründen der Vernunft vertheidigt werden kann, daß es also möglich ist, wenn auch schwer, Glauben und Wissen zu vereinigen.

Man kann leicht conjecturiren, sagte der Kurfürst, der heute in besonders guter Laune war, daß Ihm

die schlechte Meinung von den Leuten nicht angenehm ist; wir selbst haben häufig diesem oder jenem der Herren Cavaliere gegenüber unser Misfallen darüber contestirt, wenn die Worte: Leibniz — glaubt nits unsere Ohren choquirten; aber Er selbst muß Sich nicht dem Verdacht, ein Unchrist zu sein, aussetzen, Er muß hübsch in die Kirche gehen — —

Ja, ja, in die Kirche muß man gehen! rief Sackmann dazwischen.

Des bloßen Scheines wegen thue ich nichts, erwiderte Leibniz. Unsere Prediger — natürlicherweise ohne alle Beziehung auf meinen sehr ehrenwerthen Tischnachbar sage ich dieses — erbauen mich nicht —

Das ist auch nicht möglich, weil Er zehnmal soviel weiß als sie, schaltete die Kurfürstin Sophie ein.

Vielleicht würde unser Herr Sackmann eher dazu im Stande sein, fuhr Leibniz fort, und ich wäre auch gar nicht abgeneigt, einmal einen seiner Sermone zu hören, wenn ich nicht befürchten müßte, ebenso sehr meine Lection zu bekommen wie der Perrükenmacher Hirselmann vor einigen Sonntagen.

Was ist das für eine Geschichte? ertönte es zu gleicher Zeit aus aller Munde.

Leibniz ließ sich nicht zweimal auffordern, das Hirselmann'sche Abenteuer und das ihm von dem Meister

mitgetheilte Bruchstück der Sackmann'schen Predigt zum besten zu geben, zumal da er wußte, durch derartige Späße den Kurfürsten, die Hofcavaliere und Hofdamen angenehmer unterhalten zu können als durch religiöse, philosophische und andere wissenschaftliche Gespräche.

Kaum war Leibniz im Stande, diese Anekdote zum Schluß zu bringen, so sehr wurde er durch den an allen drei Tischen sich erhebenden allgemeinen Jubel unterbrochen.

Er sprach das hannoverische Plattdeutsch ungeachtet seiner sächsischen Herkunft recht gut, ein Umstand, der den Eindruck dieser komischen Kapuzinade noch bedeutend verstärkte.

Daß Sackmann, der dem Namen nach dem größten Theil der Anwesenden längst bekannt war, von nun an der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit und von seiten der Hofcavaliere die Zielscheibe des Spottes wurde, ist leicht erklärlich. Indessen blieb er niemand eine Antwort schuldig, und gar mancher hatte es zu bereuen, eine naseweise Frage an ihn gerichtet und den Versuch gemacht zu haben, sein Müthchen an ihm zu kühlen.

Sackmann hatte, wie auch aus allen seinen noch vorhandenen Predigten hervorgeht, vielen natürlichen

Witz und einen klaren Verstand, und bei aller seiner bäuerischen Plumpheit wußte er die feinen Herrchen so geschickt abzufertigen, daß sie ihre Verlegenheit kaum zu verbergen im Stande waren und es nicht zum zweiten mal wagten, ihren Witz an ihm zu versuchen.

Zum Schluß des Mahles schlug der Kurfürst mit dem Messer an sein Weinglas und bat die Anwesenden, ihre Gläser zu füllen. Dann brachte er einen Trinkspruch auf das Wohlergehen des Geheimraths Leibniz aus, dem er eine gute Gesundheit und ein recht langes Leben wünschte, damit er noch recht lange zum Heile und Segen der Menschheit und besonders für sein kurfürstliches Haus wirken möge.

Nachdem Leibniz noch einige Worte des Dankes entgegnet und seinen nach gewohnter Weise mit Wasser gemischten Wein ausgetrunken hatte, gab der diensthabende Cavalier das Zeichen zur Aufhebung der Tafel.

Das Fürstenpaar sowie auch die Gäste erhoben sich und bildeten, während die Lakaien die Schüsseln der kurfürstlichen Tafel und die Bedienten der Cavaliere die der beiden andern Tafeln forttrugen, in den verschiedenen Sälen einzelne Gruppen und setzten die während der Mahlzeit begonnene Unterhaltung fort.

Leibniz zog sein Manuscript, den ersten Theil der Theodicee, die Abhandlung von der Uebereinstimmung des Glaubens mit der Vernunft, hervor und überreichte dasselbe der Kurfürstin, die sodann, nachdem sie noch einige Worte mit dem Gelehrten gewechselt hatte, sich in ihre Gemächer zurückzog.

Drittes Kapitel.

Ein Liebespaar.

O Fewer, das brennet sehr,
Die Liebe aber noch viel mehr,
Aber doch will ich sein lieber angebrannt,
Dann von der Liebe abgewandt,
O Fewer brennet sehr,
Die Liebe noch viel mehr.
Ach Gott, wem soll ich klagen
Das heimlich leiden mein,
Mein Hertz das will verzagen.
O große Peinn
Trage ich in meinem Hertzen,
Und trawre zu aller stund,
Weil mir die Liebe mit Schmertzen
Mein junges Hertz verwundt.

Herzog Heinrich Julius von Braunschweig.

In der Stube des Pfarrhauses zu Limmer saßen an diesem Abend die beiden Töchter des Pastors Sackmann und spannen. Die Mutter war mit ihrem Manne zur Stadt gegangen und bei ihrem Bruder, der ein Koch in der kurfürstlichen Küche war, eingekehrt, um ihres Ehegemahls Rückkehr vom Schlosse abzuwarten und ihn wieder heimzugeleiten.

Die beiden Töchter Johanne Marie und Anna Katharine hatten deshalb, wie man zu sagen pflegt, das Reich allein. Ihre Unterhaltung betraf meistentheils häusliche Angelegenheiten, doch ward auch häufig der großen Ehre gedacht, die ihrem Vater heute zu Theil geworden.

Es war ein kühler Herbsttag, und die gelben und rothen Blätter fielen bereits von den vor dem Hause befindlichen Lindenbäumen und mahnten die Jungfrauen, leise an das Fenster schlagend, an die Vergänglichkeit aller irdischen Dinge. Eine behagliche Wärme verbreitete sich von dem großen eisernen, mit symbolischen Gestalten und Gedenksprüchen gezierten Ofen aus durch das wohnliche Zimmer und theilte sich auch durch das über dem Ofen in der Decke befindliche Wärmeloch dem Schlafgemache des Ehepaars mit. Die Räder schnurrten mit der alten grauen, auf einem hohen gepolsterten Stuhle liegenden Hauskatze um die Wette, die alte Wanduhr mit den gewichtigen Pfundstücken ließ ihren eintönigen Pendelschlag hören, und der schrille Ton eines Heimchens erhöhte nicht nur das Gefühl der Behaglichkeit, sondern deutete auch nach der Meinung der jungen Mädchen auf das im Hause herrschende Glück.

Und war die Familie etwa nicht glücklich? War

nicht der Vater dieser beiden wohlerzogenen Töchter, der gewissenhaft wie der Vicar of Wakefield seine Berufsgeschäfte gern und treu erfüllte und heute gar an der kurfürstlichen Tafel speisen durfte, den Glücklichsten dieser Erde beizugesellen? War die Mutter nicht gleichfalls glücklich, weil sie die Theilhaberin seines Glückes war? Und wie sah es in dem Herzen der beiden Töchter aus? Waren sie minder glücklich?

Anna Katharine, ein zartes, blondhaariges und blauäugiges Wesen mit regelmäßigem Gesichtsschnitt, zählte erst sechzehn Sommer, und was in dem Herzen eines sechzehnjährigen Mädchens, das soeben wie eine Rosenknospe zur Jungfrau sich entfaltet, vorgeht, das ist mehr als Glück! Keck und arglos blickt das Auge, aus dem noch der Himmel der Kindheit lächelt, in die Zukunft, während das Herz, das kleine Herz, aber schon groß und weit geworden ist und voll von Hoffnungen, voll von hochfliegenden Planen und Idealen, heftiger als bisher im Busen klopfend, um etwas mehr Berücksichtigung bittet. Dann und wann flammt es auch, entzündet durch einen Gedanken, vor dem die Jungfrau selbst erschrickt, glühend auf und theilt seinen Glutschein dem Antlitz mit, wo er, so wie die Röthe des Himmels auf einen heitern Tag deutet, Unschuld und stilles Glück verkündet.

Katharinens Schwester war zwei Jahre älter.

Sie war, abgesehen von ihrer halb bäuerischen Kleidung, die ihren schönen Wuchs indessen eher vortheilhaft hervorhob als verbarg, und abgesehen von der hohen Frisur ihrer schönen kastanienbraunen Haare, die sie leider mit dem unvermeidlichen Mehlstaube überschüttet hatte, eine vollendete Schönheit. Das Grübchen im Kinn, die Perlenschnur weißer Zähne in einem kleinen rosigen Munde, die unmerklich gebogene edle Nase, die klare hohe Stirn und der träumerische Blick aus ihren großen braunen Augen bezauberten jeden, der sie sah. Ihr edler Anstand, ihre natürliche Würde, der ganze Ausdruck ihres Gesichts — dies alles erinnerte an die classischen Frauen des Alterthums. Sie war selbst den jungen Leuten des Dorfes, die alle ihr den Preis der Schönheit zuerkannten und sie nicht anders als des Pastors schöne Johanne Marie nannten, gefährlich — doch keiner derselben konnte sich rühmen, so freundlich und wohlwollend sie auch mit allen sprach, jemals ein aufmunterndes Wort, einen aufmunternden Blick von ihr empfangen zu haben.

Ein anderer war es, ein Jüngling mit feinen Sitten und feinen Kleidern, für den ihr Herz in stiller Liebe glühte.

War das Dasein ihrer Schwester einer hellen, friedlichen Mainacht zu vergleichen, so war ihr Leben der Maitag mit seinen Blüten und Blättern und seinen erwärmenden Sonnenstrahlen. Wer je eine stille, verborgene Liebe hatte, wird ihr Glück ermessen können. Ja, sie war unendlich glücklich, nicht minder glücklich als ihr Vater, als ihre Mutter, als ihre Schwester! Zirpe fort und immerfort, o du trautes Heimchen, und höre nimmer auf, den einsamen Bewohnern der friedlichen Dorfpfarre Glück und Segen zu verkünden! — — —

Die Räder schnurrten, die Wanduhr ließ ihren Pendelschlag ertönen und die Katze richtete sich aus dem Schlafe erwachend empor, krümmte den Rücken, gähnte und reckte sich schlaftrunken, wischte sich mit den Pfötchen die Augen aus und fing an sich zu lecken und zu putzen.

Siehst du, Johanne Marie, wie die Katze sich putzt? fragte die jüngere der Spinnerinnen; gewiß kommt noch Besuch.

Das ist leicht möglich, meinte Johanne Marie, vielleicht der Schulmeister Wichmann, oder unser Nachbar Engelhardt, um das Ableben seiner Mutter anzuzeigen, oder der Schneider Arnecke, um sein Aufgebot anzumelden —

Oder der Schreiber Franz Bruckmann aus Hannover, fiel Anna Katharine, schelmisch nach ihrer Schwester hinüberschielend, dazwischen, um sich von seiner demnächstigen Verheirathung mit der ältesten Tochter des Pastors Sackmann zu unterhalten.

Johanne Marie erröthete. Wenn du mich lieb hast, liebe Schwester, so necke mich nicht mit Franz, du weißt, das kann ich nicht vertragen.

Hörst du denn nicht gern von ihm?

Gewiß, aber nicht in diesem Tone. Es ist nicht gut, mit der Liebe und über die Liebe Kurzweil zu treiben. Meine Liebe ist mir wahrlich kein Scherz.

Es war ja nicht so böse gemeint, liebe Johanne Marie. Bei diesen Worten sprang der Blondkopf auf, streichelte der Schwester die Wangen und gab ihr einen Kuß. Bist du mir nun wieder gut?

Die Schwester erwiderte den Kuß und drückte, freundlich ihr zulächelnd, ihr die Hand.

Nicht wahr, liebe Johanne Marie, du wünschest doch sehr, daß die Katze seinen Besuch angekündigt hat?

Ei freilich, und wenn mich meine Ahnung nicht trügt, so kommt er auch. Er pflegt ja jede Woche einigemal zu kommen, und da er sich seit zwei Tagen

nicht hat blicken lassen, erwarte ich ihn heute mit Bestimmtheit. Es sollte mir leid thun, wenn er gerade heute, da wir allein sind, fort bliebe, meinte die Schwester.

Wenn ihm nur nichts zugestoßen ist, sagte Anna Katharine und trug ihren Stuhl neben den der Schwester.

Nein, das würde er in seinem Briefchen heute bemerkt haben.

Hat er dir geschrieben?

Ja, heute Morgen steckte mir unsere Botenfrau wieder heimlich ein Briefchen zu, und wenn du hübsch artig und wie bisher verschwiegen sein willst, sollst du es auch lesen; o es ist ein artiges Briefchen!

Bei diesen Worten hatte sie die Hand in die unter ihrer Schürze befindliche Ledertasche gesteckt und suchte die auf sie einstürmende Mitwisserin ihres süßen Geheimnisses mit der andern Hand abzuwehren.

Erst versprich mir —!

Ja, ja, liebe Johanne Marie, ich verspreche dir alles, alles, ich will artig sein, will verschwiegen sein —

Nun, gut denn! Setze dich still nieder — so! — nein, wegnehmen darfst du mir den Brief nicht! — aus den Händen gebe ich ihn nicht — sitze still und

höre aufmerksam zu — so ist es recht — ich will ihn dir selbst vorlesen.

Sie entfaltete darauf den Brief, und während der Blondkopf den linken Arm um den Nacken der Schwester legte und neugierig und erwartungsvoll mit seinen blauen Augen in das geöffnete Papier schaute, las Johanne Marie wie folgt:

„Allerschönste Seele! Man weiß keine Ziffer, durch welche die unzählbare Anzahl der Sterne kann bedeutet werden, viel weniger weiß ich ein Wort oder eine Zeile zu finden, die genugsam wären, meine große Begierde, Dieselbe bald wiederum zu sehen, auszusprechen, ob ich schon erst vorgestern Abend bei Ihr war. Ich zähle zwar die Stunden, aber vielmehr zu meinem widrigen Verdruß, weil mir jeder Glockenschlag zugleich mein Herz berühret, da ich noch so viele Stunden von meiner Verehelichung übrig sehe. Ich finde diese Passion allgemach mit einer großen Heftigkeit, die ich doch sonsten als ein schwaches Federlein angesehen habe. Zu dieser meiner Pein ist Sie, o allerschönstes Bild! alleine Ursach, weil ich Ihre angenehme Gestalt unabläſſig vor Augen habe. Wilhelm Dininger, mein Confrater und guter Freund, weiß allein um meine Passion und vernimmt und merkt alle heftigen Seufzer, die ich um Ihretwillen

in die bloße Luft geschicket. Diese Liebeskrankheit, ob sie mich gleich unmäßlich quälet, ist nichtsdestominder meine angenehmste Wollust, weil sie von niemand anders als von Ihr den süßen Ursprung führet. O, meine Schöne! mein Kommen zu Ihr ist mir immer eine solche Pflicht, ohne die ich sterben müßte. Ich wünsche, daß Ihre Begierde zu mir gleich groß sein werde.

Mehr will ich diesem schwachen Papier nicht anvertrauen, weil es solche Flammen, als ich hege, unmöglich ohne Versehrung ertragen kann. Lebet wohl.

Franz Bruckmann."

Das jüngere der beiden Mädchen stimmte mit in das Lob des Briefes ein und wünschte sich in ihrer Unschuld auch einen Schatz, um gleichfalls solche Briefe zu bekommen, die nach ihrem Dafürhalten weit angenehmer zu lesen seien als des Vaters Postille oder die alten Kalendergeschichten, in denen von nichts als Banditen, Wassersnoth und Feuersnoth, Türken und Kopfabschneidern die Rede sei.

Sie unterhielten sich noch lange über den Inhalt dieses Briefes und den Schreiber desselben. Es war ein gar zu anziehendes Thema. Sie wurden nicht müde, auch die ersten von Franz geschriebenen Briefe, die bereits zerlesen waren, wieder und wieder zu

lesen und das schon oft Gesagte noch einmal zu sagen.

Die Nacht war mittlerweile hereingebrochen. Schon war das Dorf in nächtliches Dunkel gehüllt, der Mond stieg über den fernen Harzbergen hervor und seine Strahlen flimmerten tanzend in den hinter dem Pfarrgarten vorbeirauschenden Wellen der Leine.

Plötzlich ward leise an das Fenster geklopft. Die Mädchen sprangen auf, schauten durch die Scheiben und erkannten sogleich unter dem dreigezipfelten Hute und der großen Alongeperrüke das lächelnde Gesicht des Franz.

Er ist's! er ist's! riefen beide zu gleicher Zeit.

Siehst du nun, daß die Katze es gewußt hat! sagte der Blondkopf, während Johanne Marie hinauseilte und den Geliebten bei der Hand in das behaglich durchwärmte Zimmer führte.

Aber sagt mir erst, Ihr böser Musje — so redete Johanne Marie ihn nach der ersten Begrüßung und nach erhaltenem Handkusse an —, aber sagt mir erst, wie konntet Ihr die Dreistigkeit haben, an das Fenster zu klopfen? Wenn nun meine Aeltern zu Hause gewesen wären?

Franz hing seinen Hut an einen hinter der Stubenthür befestigten blauen Holzarm, der mit einigen

Pflöcken versehen war, die zum Anhängen des Handtuches dienten, rieb sich die von der rauhen Herbstluft erstarrten Hände und erwiderte lächelnd: Ich wußte es ja, meine charmante Johanne Marie, daß der Herr Vater und die Frau Mutter nicht zu Hause sind. Beide sind mir heute Nachmittag vor der herrenhäuser Pappelallee begegnet und ich konnte nun leicht conjecturiren, daß, wie es bei dem Gange nach der Stadt zu geschehen pfleget, dieselbigen vor zehn Uhr nicht wieder retourniren werden. Ich würde ja im entgegengesetzten Falle mich neben der Kirche, auf dem Kirchhofe bei dem alten Apfelbaume, eingefunden und in Geduld geharret haben, bis die Fortuna mir gelächelt und Euch an mein gleichsam brennendes Herz geführet hätte.

Nun, für diesmal soll Euch Euere Dreistigkeit pardonniret sein, meinte Johanne Marie, indem sie seine Hände ergriff, die sie mit ihrem Hauche zu erwärmen suchte.

Bis zehn Uhr könnt Ihr es wagen, hier zu bleiben, so Ihr überhaupt gewillet seid und Zeit habt, mich mit Euerer angenehmen Gegenwart zu beglücken.

Der Vater ist bei Hofe, schaltete Anna Katharine mit wichtiger Miene ein.

Ja, er ist bei Hofe, fuhr die Schwester fort, und

unsere Mutter, die inzwischen beim Onkel in der kurfürstlichen Küche einen Besuch macht, wird natürlicherweise erst mit dem Vater gemeinschaftlich zurückkehren.

Also bei Hofe! sagte Franz. Ei, dann wird der Herr Vater ja auch mit meinem Herrn Rath zusammentreffen, der auch zu Hofe gefahren ist, um sich für den Geheimrathstitel zu bedanken, der ihm heute Morgen huldreichst verliehen worden ist.

Bei diesen Worten ergriff er ihre Hand, drückte noch einen Kuß darauf und fuhr fort: Ich halte dafür, meine charmante Johanne Marie, daß diese Promotion auch unsere Fortune vergrößert, indem sie uns unserm Ziele näher führt. Der Herr Geheimrath hat nämlich heute Mittag zu meiner Mutter gesagt, daß er mein Monatsgeld baldigst erhöhen will.

In Wirklichkeit, mein lieber Schatz? ach, wie glücklich macht mich diese Nachricht!

Das dachte ich mir und habe deshalb auch meinen Füßen gleichsam Flügel gegeben, um Ihr dieses mitzutheilen, wofür ich dem Herrn Geheimrath billig verpflichtet bin. Denn nun schätze ich die Zeit nicht mehr gar fern, die uns mit den anmuthigen Fesseln der Ehe verbinden wird.

Ach, wenn es nur die Aeltern erst wüßten! seufzte

das junge Mädchen und wandte sich mit folgenden Worten an ihre Schwester: Anna Katharine, gehe hinaus und zünde die Lampe an, es ist ja schon ganz finster, und es würde sehr ungeziemend sein, wollten wir Musje Franz im Dunkeln sitzen lassen.

Anna Katharine schob ihren Spinnrocken beiseite und that, wie ihr die Schwester befahl.

Was kümmert uns die Finsterniß? nahm Franz sodann das Wort, ihre Hände zärtlich drückend. Lasse Sie es dunkel sein, meine angebetete Johanne Marie, dann sehe ich nur um so artiger und anmuthiger zwei Sterne funkeln —

Er warf bei diesen Worten sein Taschentuch zur Erde, kniete darauf und fuhr fort, die rechte Hand der Geliebten an sein klopfendes Herz legend: O, darf Polydor einen Kuß auf die Rosenlippen seiner Galathea drücken?

Johanne Marie bat ihn, sich zu erheben. Er sah diese Aufforderung als eine Gewährung seines Wunsches an, erhob sich deswegen und wagte es, ihr einen Kuß zu geben — den ersten!

Leider kehrte in diesem Augenblicke die jüngere Schwester mit dem Lichte wieder zurück, sonst würde es wahrscheinlich bei Einem Kusse nicht geblieben sein.

Den Aeltern also hat Sie noch nichts von unserer Liebesflamme entdeckt? fragte Franz.

Nein, mein liebwerthester Franz. Ich habe noch nicht den Muth gehabt, Euern Namen in meiner Aeltern Gegenwart über die Lippen zu bringen. Es gehört zu solcher Entdeckung immer Muth, und mir insonderheit wird sie doppelt schwer, weil ich schon zu lange geschwiegen habe. Ich trage das Bewußtsein in mir, fügte sie nach einer kleinen Pause kleinlaut hinzu, indem sie an ihrem Schürzenbande spielend vor sich niederblickte, nicht recht gehandelt zu haben.

Ich schätze es nach meiner Meinung am besten, nahm die jüngere Schwester das Wort, daß sich Musje Franz selbst den Aeltern entdeckt.

Ich halte aber dafür, meinte dieser, sich an seine Geliebte wendend, daß Sie dem Herrn Vater und der Frau Mutter zuvor einen Wink gegeben hätte, ehe ich meinen Antrag stellte. Doch sofern Sie zu blöde ist, meine allerschönste Seele, unser anmuthiges Geheimniß an das Licht zu stellen, will ich es gern übernehmen, selbst auf die Gefahr hin — —

O, fürchtet nichts! unterbrach ihn die Geliebte. Was sollte die guten Aeltern abhalten, uns ihre Bewilligung zu unserer Heirath zu geben? Ich wüßte keinen Grund. Fasset daher nur ein Herz, wo Ihr

keins habt: Kommt morgen oder wenn Ihr Zeit habt, wieder und entdecket Euch den Aeltern, wie es einem ehrsamen Junggesellen geziemet. Dann brauchen wir uns hinfüro auch nicht mehr so verstohlen und ängstlich entgegenzutreten. Habe ich nicht recht, Schwester?

Ei freilich, meinte diese; jedoch darf Musje Franz nicht sagen, daß dies schon oft geschehen ist.

Wo denket Sie hin, Demoiselle Anna Katharine? Da müßte ich doch ein gewaltiger Stockfisch sein, wollte ich uns selbst verrathen. Wiewol es jedermann wissen kann, maßen wir immer in allen Ehren und Züchten unter dem Apfelbaume zusammengekommen sind. Aber dennoch, meine liebwerthe Schwägerin in spe, solche Thorheit wird Franz Bruckmann, der des Herrn Geheimraths Leibniz hochgelahrte und weltberühmte Opera copiret, nicht begehen!

Bei diesen Worten erhob er sich von seinem Sitz und schritt mit augenscheinlichem Selbstbewußtsein im Zimmer auf und ab.

Johanne Marie fühlte sich auch gehoben durch diese stolzen Worte. Ihre schwärmerischen Augen folgten jedem Schritte, jeder Bewegung des Geliebten und weideten sich an seiner edeln, männlichen Gestalt. Dann bat sie ihre Schwester, die Abendsuppe zu kochen.

Als die Liebenden sich wieder allein sahen, rückte Franz seinen Stuhl dicht neben den Sitz seiner Angebeteten, legte seinen Arm um ihren Hals und bat sich in zierlichen und blumenreichen Redensarten noch ein Küßchen aus, wiederholte ihr zum tausendsten mal, daß er ohne sie nicht leben könne und möge, und daß er in den Krieg gehen würde, wenn ihre Aeltern die Einwilligung versagten.

Die alte Wanduhr tickte und das Heimchen zirpte, aber das Spinnrad schnurrte nicht mehr und stand fortan den ganzen Abend still.

Das Abendessen wurde endlich aufgetragen und von den jungen Leuten, nachdem sie händefaltend ein stilles Tischgebet verrichtet hatten, mit Wohlbehagen und unter fröhlichen Scherzen verzehrt.

Die Stunden des Abends entschwanden ihnen viel zu schnell, und mit Schrecken bemerkten sie endlich, daß die zehnte Stunde längst vorüber war.

Jetzt durfte Franz nicht länger säumen. Bereits hielt er seinen Hut wieder in der Hand und Johanne Marie stand gleichfalls schon bereit, ihn hinauszugeleiten, als draußen Tritte vernommen wurden und gleich darauf die Hausthür sich öffnete. Es war der Pastor mit seiner Frau.

Rasch entschlossen zog Franz das ihm zunächst be-

findliche Schiebfenster in die Höhe und schlüpfte hinaus. Doch so schnell dies alles auch von statten ging, war der Sprung doch nicht rasch genug, um von dem eintretenden Aelternpaare unbemerkt zu bleiben.

Der Pastor Sackmann blieb, die geöffnete Stubenthür noch in der Hand haltend, sprachlos und voll Entsetzen neben seiner Frau stehen und starrte abwechselnd bald auf das noch offen stehende Fenster, bald auf die blassen, ängstlichen Gesichter seiner Töchter.

Wat is dat? rief er endlich aus, seinen langen, silberbeschlagenen Gutentagstock auf den Boden stampfend. Während wir in der Stadt sind habt ihr Besuch von Mannsleuten? Hast es gesehen, Mutter?

Diese stand gleichfalls sprachlos da und schlug, sich verwundernd, die Hände ineinander.

Der Pastor aber fuhr fort: Da soll doch gleich — —! O, ich unglücklicher, alter Mann! Dortchen, sind dat use Döchter? O wanne, wanne! nun muß ich mit Jakob ausrufen: Ich werde mit Leid hinunterfahren in die Grube! Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: nun möchte ich lieber todt sein denn leben!

Weinend trat jetzt Johanne Marie auf ihn zu, legte ihren Arm um seinen Nacken und suchte ihn vor allen Dingen erst zu besänftigen.

Als durch ihre Schmeicheleien der erste Zorn ver-

raucht und er etwas ruhiger geworden war, schüttete die unglückliche Tochter, an den Busen der Mutter sich werfend, ihr ganzes Herz den Aeltern aus, sagte, daß der Franz ein rechtschaffener Bursche sei, der die redlichsten Absichten hege, erzählte ihnen ihre erste Begegnung mit dem Geliebten, ihr beiderseitiges Bekanntwerden, sprach von seinen artigen Briefchen, verschwieg auch ihre heimliche Zusammenkunft mit ihm unter dem Apfelbaume nicht, und sprach in außergewöhnlicher Beredsamkeit die Hoffnung aus, daß die Aeltern, denen ja das Wohl ihrer Kinder am Herzen liege, ihr Glück gewiß nicht zerstören würden. Längst habe Franz es sich vorgenommen, fuhr sie fort, ihnen seine Liebe zu entdecken, Blödigkeit allein habe ihn noch immer zurückgehalten, es sei aber sein fester Entschluß, in den nächsten Tagen sein Vorhaben auszuführen.

Als nun auch die jüngere Tochter, der Liebling des Geistlichen, ihre Bitten mit denen der Schwester vereinigte und im Lobe des jungen Mannes vollkommen mit Johanne Marie übereinstimmte, da ward der Vater endlich so sehr in die Enge getrieben, daß sein Mund fast gänzlich verstummte und er wie ein geschlagener Feldherr sich zum Rückzuge genöthigt sah.

Er, der alte berühmte Kanzelredner, sah sich in

der That außer Stande, gegen die natürliche Dialektik seiner beiden Töchter siegreich anzukämpfen, obwol er im Herzen fest entschlossen war, seine Tochter niemals einem unchristlichen Manne zu verloben. Für einen solchen hielt er nämlich von vornherein den in Frage stehenden Liebhaber, weil er ein Schreiber des Herrn Leibniz war, von dessen Unglauben er schon so viel gehört und ja noch heute an der kurfürstlichen Tafel die sichersten Beweise erhalten hatte. Wie der Herr, so der Diener, dachte er. Um aber für den ersten Augenblick Ruhe zu gewinnen und da er, so unvorbereitet wie er war, nichts gegen die schlagenden Gründe seiner beiden Gegnerinnen zu erwidern wußte, schwieg er lieber.

Wir wollen es überlegen, Vater; sagte die Mutter.

Ja, wir wollen es überlegen, wiederholte Sackmann. Jedoch mache dir noch keine Hoffnung, Johanne Marie! denn das ist sicherlich kein guter Hirt, der nicht zu der rechten Thür in den Schafstall eingeht.

Er wünschte in kurzen Worten seinen Töchtern wohl zu schlafen, warf ärgerlich die Thür zu und ging am Arme seiner Gattin die Stufen der breiten Treppe hinauf, um sich zur Ruhe zu begeben.

Auch die beiden jungen Mädchen begaben sich in

ihr neben der Wohnstube befindliches Schlafgemach und unterhielten sich noch lange über die Mitternacht-stunde hinaus über die Erlebnisse dieses verhängniß-vollen Tages.

Nach wenigen Augenblicken herrschte wieder ein stiller Frieden in dem ganzen Hause, und weder der eintönige Pendelschlag der alten Wanduhr noch das Zirpen des Glück verkündenden Heimchens deutete darauf hin, was für stürmische und verschiedenartige Gefühle die Herzen seiner Bewohner durchwogten.

Viertes Kapitel.

Die Spinnstube.

Quando conveniunt Maria, Camilla, Sybilla,
Sermonem faciunt et ab hoc et ab hac et ab illa.
Lateinischer Spruch.

In dem Hinterstübchen eines Hauses im Großen Wolfshorn saßen an diesem Abend drei Spinnerinnen bei emsiger Arbeit, von denen die eine die den Lesern bereits bekannte Frau Bruckmann, die Mutter des Franz, war.

Ihr Mann, der Pedell der lateinischen Schule, die neben der St.-Georgenkirche stand, gewesen war, hatte schon seit einigen Jahren das Zeitliche gesegnet. Seit jener Zeit verdiente sie sich ihren Unterhalt als Wäscherin, holte für einige einzelne Herren die Speisen aus der Garküche des Gasthauses Zur Fortuna, strickte und spann.

Sie war eine thätige Frau, die alles, was sie gewinnen und erwerben konnte, für ihren einzigen Sohn Franz aufzusparen sich bemühte, damit dieser dereinst ein besseres und weniger mühevolles Los habe, als ihr zu Theil geworden war. Daß es ihr gelungen war, denselben bei Leibniz als Schreiber unterzubringen, weiß der Leser bereits.

Wie lange ist Ihr Sohn schon bei dem alten Löwenix? fragte eine andere Spinnerin, eine Höker-frau und Nachbarin der Frau Bruckmann.

Ein halbes Jahr, entgegnete diese.

Wenn das nur gut thut, Nachbarin, meinte die Hökerfrau.

Wie so?

Wie so? fragt Sie? Sie kennt doch das alte Sprichwort: Böse Gesellschaft verdirbt gute Sitten! und es wäre doch schade um den Jungen, wenn er aus der Art schlüge. Er hat einen so braven und gottesfürchtigen Vater gehabt, hat eine so rechtschaffene, fromme und gute Mutter — und wenn er nun auch so ein Mensch würde wie der alte Löwenix, das wäre doch schrecklich.

Ich habe es Ihr auch schon sagen wollen, fiel die dritte Spinnerin, die Frau des Perrükenmachers Hirselmann, ihr in die Rede, ja es hat mich schon

längst gequält, Ihr zu sagen, daß ich den Jungen nicht zu Leibniz in die Lehre gegeben hätte. Bei dem Manne hört und sieht er nichts Gutes.

Wenn Einer im Stande ist, für das Fortkommen meines Franz zu sorgen, meinte die Frau Bruckmann, so ist es der Rath Leibniz. Ich lasse nichts auf ihn kommen, er ist ein guter und mildthätiger Mann, der Herr Rath.

Ach, liebe Nachbarin! seufzte die Hökerfrau; der Teufel selbst kann sich das Ansehen eines frommen Mannes geben; er vertheilt Geld und Schätze unter den Menschen und sucht doch, wen er verschlinge.

Ja, ja, Sie hat recht, fuhr Frau Hirselmann, eifrig spinnend, dazwischen. Hat Sie jemals den Mann schon in einer Kirche gesehen? fragte sie, sich an die Bruckmann wendend. Oder hat Sie jemals schon gesehen, daß er auf der Straße stehen bleibt und den Hut abnimmt, wenn die liebe Betglocke schlägt?

Das habe ich freilich noch nicht bemerkt, entgegnete die Angeredete, aber ich habe ihn noch niemals bei den Bettelleuten am Markte vorbeigehen sehen, ohne daß er ihnen ein Scherflein gegeben hätte. Auch wenn Arme zu ihm kommen, läßt er sie niemals mit leeren Händen fort.

Das will ich ja gern glauben, fuhr die andere fort, denn der Teufel selbst ist kein Knicker, aber so viel steht doch wenigstens fest, daß der Herr Rath kein Christenthum hat und an keinen Gott glaubt.

Woher weiß Sie denn das so genau? fragte die Vertheidigern des Gelehrten.

Hör' zu! woher ich das weiß! Jedes Kind weiß es ja auf der Straße; er ist ja auch gar nicht heimlich mit seinem Unglauben, er bildet sich noch sogar etwas darauf ein, denn er schreibt dicke Bücher darüber —

Die dann der Franz abschreiben muß, ergänzte die Hökerfrau; Wort für Wort abschreiben, wie mir Franz selbst gesagt hat, und so saugt er denn das heimliche Gift des Unglaubens und vielleicht gar der Zauberei mit ein, denn ich zweifle gar nicht daran, daß Leibniz auch etwas von der Schwarzen Kunst gelernt hat, sonst könnte der Mensch eine so vornehme Stellung nicht einnehmen und sich so lange darin behaupten, ohne daß man seine Kniffe und Ränke durchschaut. Nein, nein, ich hätte meinen Sohn nicht zu dem alten Löwenix geschickt! Bei meiner armen Seelen Seligkeit! lieber hätte ich ihn beim Meister Knüpfauf im Kleinen Wolfshorn in die Lehre gegeben.

Aber, Nachbarin, wie kann Sie so albernes Zeug schwatzen!

Albernes Zeug? Zehntausendmal lieber ein Freiknecht als ein Unchrist und Hexenmeister! Habe ich nicht recht, Hirselmannin?

Gewiß hat Sie recht, erwiderte diese. Ein Freiknecht ist freilich unehrlich, kann aber doch selig werden, wenn er am Glauben festhält. Was thue ich mit dem hohen, vornehmen Stande? Es ist leichter, daß ein Kameel durchs Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher in das Reich Gottes kommt, sagt unser Herr Christus. Ja, ja, Bruckmannin, Sie will mit Ihrem Jungen zu hoch hinaus; aber steig' du nicht hoch, dann fällst du nicht hoch, und was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele?

Ich bin ganz Ihrer Meinung, ließ sich die Hökerfrau wieder vernehmen. Ich hätte den Franz in Ihrer Stelle zum Meister Hirselmann in die Lehre gegeben, da sieht und hört er doch was Gutes, wird zum Gebet, zum fleißigen Besuch des Gotteshauses und zum heiligen Sakrament angehalten; — aber bei dem alten Löwenix, hinter dessen Rücken jede gottesfürchtige Frau und Jungfrau drei Kreuze macht, lernt er nichts, was für sein ewiges Seelenheil nütz-

lich wäre. Sie kann noch was erleben an dem Franz, denn klug ist der Junge, der bald seinem Lehrmeister gleichkommen wird.

Er kommt wirklich heute Abend wieder nicht zu Haus, meinte die Frau des Perrükenmachers. Wo in aller Welt er seit einiger Zeit des Abends wol immer stecken mag?

Es ist wahr, bestätigte die Hökerfrau, seitdem er bei dem Löwenix schreibt, ist er unordentlich geworden; er fängt schon gut an. Ja, ja, Bruckmannin, Sie wird Ihre Freude noch an ihm erleben!

Will mal nachsehen, ob er noch nicht kommt, sagte die Mutter des Schreibers kleinlaut. Den Spinnrocken etwas beiseite schiebend und den Werchabfall von ihrer Schürze schlagend, erhob sie sich und ging vor die Thür, wo sie ihre Hand wie einen Schirm vor die Augen legte und rechts und links nach ihrem Sohne sich umsah, als ob sie ihn mit den Augen herzuzaubern vermöchte.

Die andern beiden Frauen steckten während der Zeit, lange Fäden spinnend, die Köpfe zusammen und unterhielten sich flüsternd über den Hochmuth ihrer Freundin und über ihre Nachsicht gegen Franz, bei welcher Gelegenheit denn auch ihre andern Sünden, Untugenden und bösen Neigungen aufgedeckt wurden.

Nach einigen Augenblicken kam die Bruckmann in großer Aufregung wieder herein.

Wißt ihr was Neues? Hier im Großen Wolfshorn brennt eine Laterne, und die Osterstraße sieht aus wie eine Christkirche! ach, du mein Himmel, welche Pracht!

Schneller, als es möglich ist niederzuschreiben, waren die Angeredeten aufgesprungen, traten in ihre Pantoffeln und forderten ihre Freundin auf, mit ihnen einen Gang durch die verschiedenen Straßen der Stadt zu machen, um diese Lichterfülle der neu aufgestellten Laternen in Augenschein zu nehmen.

Sie traten hinaus, schlugen voll Erstaunen die Hände zusammen und waren bald in dem Menschengewühl auf der Osterstraße verschwunden.

In der Nähe des Rathhauses, auf der Marktstraße, begegneten ihnen mehrere junge Leute, die Arm in Arm die ganze Breite der Straße einnahmen und die bereits zum Volksliede gewordenen Verse von Philipp von Zesen sangen, die also anheben:

Lasset uns Maien und Kränze bereiten
Sehet, ach, sehet die fröhlichen Zeiten!
Sehet ihr Brüder und merket hierbei,
Welche Veränderung solches nur sei.

Lasset uns Weinen und Trauern vertreiben,
Klagen und Zagen soll heute verbleiben,
Klagen und Zagen verjaget itzund,
Heute seid lustig und machet es kund!

Die drei Freundinnen wichen ihnen aus, so gut es gehen wollte, und setzten ihre Rundschau fort. Die vielen, vielen Lichter in den Straßen gaben ihnen heute Gelegenheit, ihre Neugierde recht gründlich zu befriedigen. Sie erkannten ganz genau die Hofdamen in den langsam vorbeifahrenden Carreten, die Patricierinnen in den Portechaisen, die Liebespärchen in dem Schatten der hochgegiebelten Häuser, ja selbst hin und wieder eine alte Frau, die in dem Rufe stand, das ehrlose Handwerk der Zauberei zu üben. Einer solchen wichen sie aber immer sorgfältig aus und vermieden es, von derselben angeredet zu werden.

Mein Gott! sagte die Hökerfrau und rannte ihre Begleiterinnen mit den beiden Elnbogen in die Seite, als sie wiederum ein in so bösem Rufe stehendes Weib auf der Leinstraße trafen.

Mein Gott! schon wieder eine! Diese alten Zauberschen werden heute Abend manches Menschenkind unglücklich machen. Hat Sie nicht etwas Brot und Salz bei sich, Bruckmannin?

Die Angeredete bedauerte, dieses in der Eile

vergessen zu haben, meinte jedoch, man müsse ein Stückchen Brot und einige Salzkörner eigentlich unablässig bei sich führen, damit einem die Zauberschen nichts anthun könnten.

Nach einer kleinen ängstlichen Pause, während welcher sie sich eiligst durch die Kramerstraße wieder davonmachten, fing die Frau Hirselmann plötzlich an zu wimmern und zu klagen: Da haben wir schon das Unglück! Jesus Christus, was hat mir die alte Hexe mit einem mal für ein schreckliches Zahnweh angethan!

Die Bruckmann mußte in diesem Augenblick niesen.

Es ist wahr, behauptete die Hökerfrau und blickte sich ängstlich um.

Weiß Sie was, Hirselmannin, sagte des Schreibers Mutter, die Zahnschmerzen sollen bald wieder vorüber sein; ich habe in meinem Tischauszuge noch einen Splitter Holz von einem Baume aus der Eilenriede, in welchen der Blitz geschlagen hat. Damit stochert Sie den schmerzhaften Zahn und die Wehtage sind augenblicklich vorüber.

Eine Sünde ist es und eine Schande, hob die Hökerfrau an, daß hier in Hannover solche Zauberschen nicht mehr geschmaucht werden, da es doch an andern

Orten noch geschieht. Recht und Gerechtigkeit schwinden immermehr in der Welt, die von Tag zu Tag schlechter wird. Ich weiß es noch so gut wie heute — ich war damals ein kleines Kind von sechs Jahren, und meine selige Mutter hielt mich auf den Armen — als man auf der Heide bei Bahrenwald die Adelheid Alcken verbrannte, weil sie ihren Dienstherrn, den Doctor Segers, krumm und lahm gehext hatte. Das war die letzte Zaubersche, die man hier verbrannte; es geschah in demselben Jahre, als der große Religionskrieg sein Ende erreicht hatte. Dazumal machte man noch kurzen Proceß mit solchen Unholdinnen, aber heutzutage läßt man sie frei umherlaufen und Menschen und Vieh behexen.

Ja, Sie hat recht, Nachbarin, erwiderte die Bruckmann, es wird immer schlechter und schlimmer in der Welt; während die Hirselmann gleichfalls ihre Zustimmung durch ein mehrmaliges Nicken ihres mit einem Tuche umwundenen Kopfes zu erkennen gab.

Ob sie es wol in der Schnüre oder auf dem gespickten Hasen bekennen würde, diese alte Gräbersche aus der Judenstraße, daß sie Ihr diese greulichen Zahnschmerzen angethan hat? fragte die Hökerfrau.

Dafür würde der Meister Auweh*) schon Sorge tragen, daß sie den funfzehnten Vers aus dem zehnten Psalm nicht auf den Rücken befestigen sollte!**) entgegnete die Bruckmann, indem sie ihre Hausthür öffnete, vor der sie während dieses Gesprächs wieder angelangt waren.

Ziemlich durchfroren traten sie in das behaglich warme Stübchen.

Die Eigenthümerin desselben holte das Feuerzeug hinter dem Ofen hervor und versuchte es, Feuer anzuschlagen; doch bemühte sie sich lange vergebens.

Sie hat gewiß die verbrannte Leinwand in dem Feuerzeug von einem Frauenhemde genommen — dann brennt's schlecht an, meinte die Hirselmann, die auf einer Bank neben dem Ofen Platz genommen und ihre rechte Wange zur Linderung der Zahnschmerzen von der Glut desselben erwärmen ließ.

Ja, der Zunder ist von meinem eigenen Hemd,

---

*) Der Henker.

**) Maleficanten pflegten sich, wenn sich die Gelegenheit dazu bot, den auf einen Zettel geschriebenen bezeichneten Vers auf den Rücken zu binden, weil sie glaubten, die Qualen der Folter, ohne bekennen zu müssen, dann ertragen zu können. Vgl. Waldschmidt's Hexen- und Gespensterpredigten (1660), S. 637.

entgegnete die Bruckmann, die endlich ihren Zweck erreicht und einige lebendige Funken in dem Zunder umherlaufen sah, mit deren Hülfe sie mittels eines schuhlangen Schwefelholzes ihre kleine Lampe anzünden konnte.

Das ist nicht gut, fuhr die Hirselmann mit vor Schmerzen gedämpfter und undeutlicher Stimme fort, man muß das Leinen zum Zunder immer von Mannshemden schneiden. Doch jetzt, liebe Bruckmannin, reiche Sie mir den Splitter, von dem Sie vorhin sagte, ich kann es vor Schmerzen kaum noch aushalten. — Diese nichtswürdige Zaubersche! sie wird der Rache Gottes nicht entgehen, wenn sie auch der menschlichen Gerechtigkeit entrinnen sollte.

Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht, meinte die Bruckmann, und die Hökerfrau sagte: Wenn sie des Henkers Tauben auch nicht zum Futter vorgeworfen wird, wie es recht und billig wäre, so wird sie doch einmal übel anlaufen. Sie wird ihre Zauberei so lange fortsetzen, bis sie endlich einmal jemand trifft, der den Gegenzauber kennt, und der sie dann ebenso schlimm martert wie der Gottseibeiuns die armen Seelen.

Die Bruckmann überreichte in diesem Augenblick der Freundin das gewünschte Stück Holz, welches

diese, so tief sie nur konnte, in den schmerzhaften Zahn hineinbohrte. Natürlich wurde aber der Schmerz, anstatt sich zu verringern, immer heftiger und ließ erst nach, als die Bruckmann eine herzerquickende Warmbiersuppe gebraut hatte, an der die drei Spinnerinnen sich gütlich thaten.

Die Linderung und das endliche Verschwinden der Zahnschmerzen glaubte aber die Hirselmann dem Holzspan verdanken zu müssen.

Wenn die Gräbersche meiner Ziege nur nicht auch etwas angethan hat! sagte die Bruckmann im flüsternden Tone und sich ängstlich umschauend.

Gibt sie keine Milch?

Ist die Hexe im Stalle gewesen?

Diese Fragen wurden von den beiden andern Frauen aufgeworfen.

Nein, sie gibt seit einigen Tagen kaum halb soviel Milch wie früher, lautete die Antwort; ob die alte Gräbersche aber im Stalle gewesen ist, weiß ich nicht. Ich lasse niemand in den Stall gucken, selbst meine beste Freundin nicht.

Die andern Frauen meinten, das thäten sie auch nicht, und die Bruckmann fuhr fort:

Vor zwei Tagen aber ließ ich aus Versehen meine Ofengabel im Ofen liegen, und daraus erklärt es

sich, daß mir eine Zaubersche heimlich in den Stall gerathen ist.

Da haben wir's ja! sagte die Hökerfrau. Das ist ja bekannt genug und so wahr wie Gottes Wort, daß die Hexen heimlich ins Haus oder in den Stall schlüpfen können, wenn man die Ofengabel im Ofen liegen läßt.

Sie muß einen Holunderstrauch vor die Stallthür pflanzen, Nachbarin, fuhr die Hökerfrau fort, dann kommt Ihr keine Hexe in den Stall, und wenn sie aber wirklich dennoch hineinschlüpfen sollte, hat sie doch keine Macht über das liebe Vieh.

Das soll auch im Frühjahr geschehen, Nachbarin; mein Franz soll mir einen Busch besorgen aus des Herrn Raths Garten vor dem Aegidienthore.

Gibt der alte Löwenix sich auch mit Sträuchern, Kräutern und Wurzeln ab? fragte die Hirselmann.

Ei, das ist doch ganz natürlich, entgegnete die Hökerin; ein Mann, der an keinen Gott und an keinen Teufel glaubt, muß sich nothwendig mit Kräutern befassen.

Ich zweifle gar nicht daran, meinte des Perrükenmachers Frau, daß dieser gottlose Mensch vor vierzig bis funfzig Jahren verbrannt worden wäre, aber

heutzutage, wo die Gerechtigkeit bald ganz aufhören wird, läßt man solche Menschen frank und frei unter den Frommen und Gottesfürchtigen wohnen und läßt sie noch obendrein zu hohen Aemtern und Würden gelangen. Aber gerade deshalb, weil es so ein vornehmer Mann ist, wagt sich die Gerechtigkeit nicht an ihn heran.

Die letzten Worte sprach sie in einem flüsternden Tone.

Sie hat den Nagel auf den Kopf getroffen, erwiderte die Hökerfrau.

Es nimmt mich doch wunder, versetzte endlich die Bruckmann, daß Ihr keinen Wehrwolf aus dem Herrn Rath macht.

Wer weiß, was er ist, meinte ihre Nachbarin. Es sind schon viele Menschen Wehrwölfe gewesen, denen man's nicht zugetraut und angesehen hat. Ich kannte in Ricklingen auch einen Mann, der sich in einen Wehrwolf verwandeln konnte. Er soll viele kleine Kinder, besonders Mädchen, zerrissen haben. Leider hat ihn die irdische Gerechtigkeit nicht mehr ereilt; er ist vor ungefähr zwanzig Jahren gestorben — und der Mann war der angesehenste Bauer im Dorfe, und Altarist und Kirchendiener obendrein!

Herr Gott, ich mag heute Abend nicht allein über

die Straße gehen, so fürchte ich mich, fing plötzlich die Hirselmann an zu klagen.

Dann warte Sie, bis mein Franz zu Hause kommt, der kann Sie heimgeleiten.

Werd's mit Dank annehmen, liebe Bruckmannin.

Ich bin auch etwas bange, ließ sich die Hökerfrau vernehmen, aber sobald ich ins Haus und in meine Kammer geschlüpft bin, binde ich das Thürschloß mit einem Strumpfbande zu, dann kann mir kein Gespenst hereinkommen, viel weniger etwas anhaben. Vor allen Dingen — setzte sie leise flüsternd hinzu — dürft Ihr Euch nicht umschauen, wenn Ihr 'mal etwas hört; das ist die erste Regel bei Gespenstern!

Um Gottes willen! wer wird sich auch umschauen, wenn man etwas hört, meinte die Bruckmann.

Es würde einem ja augenblicklich der Hals umgedreht, fügte die Hirselmann hinzu.

Hat Sie schon oft etwas gehört? fragte die Hökerfrau, ohne daß ihr eine Antwort zu Theil wurde, weil in demselben Augenblick die Hausthür knarrend aufging.

Die drei Weiber erschraken heftig und Entsetzen malte sich auf ihren Gesichtern.

Die Räder standen plötzlich still und erwartungsvoll und ängstlich richteten sie ihre Blicke nach der

Stubenthür. Sie öffnete sich und — Franz tra herein.

Nach den heftigsten Vorwürfen, mit denen ihn der geschwätzige Mund der Weiber überschüttete, die ihn selbst aber nicht im mindesten aus der Fassung brachten, erhoben sich die beiden fremden Spinnerinnen, um unter der Begleitung des jungen Mannes den Heimweg anzutreten.

Der Wächter des Marktthurms kündete bereits durch ein heftiges, nervenerschütterndes Blasen nach allen vier Himmelsgegenden die elfte Stunde an, aber dennoch war der gutmüthige Franz sofort bereit, den Wunsch der mütterlichen Freundinnen zu erfüllen.

Gerechter Gott! wie drücken mich meine Hühneraugen! sagte die Hirselmann, den Spinnrocken im rechten Arme haltend und zur Thür hinauswatschelnd, daß das Geklapper der mit starken Nägeln beschlagenen Pantoffeln in der menschenleeren Wolfshorngasse widerhallte.

Dann muß Sie drei Freitage des Morgens den rechten Fuß zuerst aus dem Bette setzen, meinte die Hökerfrau, und schlüpfte, vor Gespenstern und Behrwölfen sich fürchtend, eilig in ihre Behausung.

Auch die Bruckmann, die ihren Sohn bat, sogleich wieder heimzukehren, eilte von der Hausflur,

bis wohin sie den beiden Freundinnen das Geleit gegeben hatte, mit raschen Schritten wieder in ihr Stübchen, welches sie gewissenhaft verschloß und durch das Umwickeln des Schlosses mit einem Strumpfbande vor dem gefahrbringenden Besuche der Gespenster schützte.

Fünftes Kapitel.

Die Schreiber.

Etwas fürchten, hoffen und sorgen
Muß der Mensch für den kommenden Morgen
Damit er die Schwere des Daseins ertrage
Und das ermüdende Gleichmaß der Tage,
Und mit erfrischendem Windesweben
Kräuselnd bewege das stockende Leben.

Schiller.

Durch den unglücklichen Verlauf seines letzten Besuchs in Limmer scheu geworden, war Franz volle acht Tage hindurch nicht wieder dort gewesen, wie sehr sein Herz sich auch danach sehnte, die Geliebte wiederzusehen und die Folgen seiner Unvorsichtigkeit in Erfahrung zu bringen. Günstig konnten sie unmöglich sein, das fühlte er wohl, und da er überdies fürchtete, durch schriftliche Erkundigungen, die durch eine voraussichtlich strenge Ueberwachung leicht in die Hände des alten Pastors gerathen könnten, seine und der Geliebten Lage zu verschlimmern, zog

er es vor, eine Zeit lang eine abwartende Stellung einzunehmen.

Mit namenloser Sehnsucht erwartete er einen Brief von Johanne Marie, und tagtäglich eilte er deshalb in die Herberge der limmerschen Botenfrau, ein Wirthshaus für Fuhrleute an der Steinthorstraße; aber vergebens! Keine Nachricht, keinen Gruß, kein Lebenszeichen von der Angebeteten! Hatte er vorher schon einen Hang zur Einsamkeit gehabt, so war dies jetzt in einem noch höhern Grade der Fall.

Stundenlang konnte er träumend vor seinen Papieren am Tische sitzen, dem heißen Schlage seines Herzens lauschen, die reizende Gestalt seines Mädchens sich vergegenwärtigen, im Geiste dem zauberischen Klange ihrer Stimme und ihrer Liebesworte lauschen — ach! seine Arbeiten wollten gar nicht mehr vom Fleck; das Abschreiben langweilte ihn entsetzlich. Sein Geist hatte, seitdem das Herz von Amor's Pfeile verwundet worden war, einen hohen Flug genommen. Wenn Wilhelm Dininger, dem der Gemüthszustand seines Genossen längst kein Geheimniß mehr war, hin und wieder ihm über die Schulter aufs Papier schaute, fand er anstatt der Leibniz'schen Philosophie oder juristischen Acten — schön gereimte Verse, Verse, so lang wie seine Sonntagsperrüke.

Bald gab dem Verliebten die Qual der Ungewißheit, bald die Trennung von Johanne Marie Gedichte ein, die ihm aber in der Regel nicht so gut glückten als solche Verse, in denen er das Lob der Geliebten pries. Das von ihm zuletzt verfertigte war ein solches, und Wilhelm Dininger fand es, ungeachtet seiner Abneigung gegen das weibliche Geschlecht, so schön, daß er es sich für vorkommende Fälle, um vielleicht einmal einem Freunde damit dienen zu können, zur Abschrift erbat. Da der eine oder andere meiner freundlichen Leser auch vielleicht Gebrauch davon machen kann, soll es der Oeffentlichkeit nicht vorenthalten werden. Hier ist es:

Sitz hier, wie du gethan, o Paris, zu Gericht;
Betrachte, die du siehst, in Einer drei Göttinnen,
An Stand sie Juno ist, und an Verstand und Sinnen
Die Pallas; Venus schaut aus ihrem Angesicht.
Stand, Schönheit und Verstand sie in die Wette zieren:
Wie sollt' ihr dreimal nicht das Apfelgold gebühren?

Kein Pinsel bild't den Leib, der selbst die Schönheit ist.
Die Kunst gibt sich allhier ganz der Natur gewonnen,
Die kaum ein schöner Werk auf Erden je ersonnen,
Mein Auge nimmermehr ihr'r Schönheit Grenzen mißt.
Wie soll die ird'sche Hand, was himmlisch ist, beschreiben?
Wer Götter malen will, muß göttliches Reden treiben.

Aus ihren Augen sieht ein' hohe Seel' heraus,
Vor ihnen sich, was kriecht im Niedern, muß verkriechen,
Es wohnt, was Edel ist, in den anmuth'gen Zügen,

Die schöne Tugend wohnt hier in dem schönen Haus.
Wen sollte der Rubin in diesem Gold nicht laben?
O Wunder der Natur! O volles Meer der Gaben!

Leibniz kümmerte sich im Grunde wenig um seine Schreiber; er bestimmte ihnen selten eine Zeit, innerhalb welcher sie eine ihnen vorgelegte Arbeit vollenden sollten, aber er sah genau auf eine gute und richtige Abschrift und konnte ernstlich böse werden, wenn er Fehler entdeckte. Daß die beiden jungen Leute daher manche Stunde im süßen Nichtsthun verplauderten und sich häufig mehr um ihre eigenen Angelegenheiten als um ihre Berufsgeschäfte kümmerten, ist leicht erklärlich. Ebenso erklärlich ist es auch, daß in der letzten Zeit besonders Franz' Liebschaft zum Gegenstande der Unterhaltung gemacht wurde, obschon Wilhelm Dininger oft betheuert hatte, daß er für seine Person niemals sich mit dem weiblichen Geschlechte etwas zu schaffen machen werde, das er für die Urquelle alles Uebels ansah. Dieser Dininger schien ein echter Actenmensch zu sein, der sich nur dann recht glücklich fühlte, wenn er eine Feder in der Hand halten und zwischen Papieren wühlen konnte. Das Abschreiben der gelehrten Werke seines Vaters genügte ihm aber noch nicht. Er sammelte auch Nachrichten aus den wenigen, damals in Deutschland

vorhandenen Zeitungen, die hin und wieder in Leibniz' Hände gerathen waren, ferner Documente, die durchaus keinen Werth für ihn haben konnten, schrieb Gedichte ab, die ihm gefielen, Anekdoten und selbst Briefe, deren er habhaft werden konnte. Auf diese Weise hatte er bereits eine wahre Olla-potrida zusammengetragen, die weder für ihn, weil er niemals einen Blick wieder hineinwarf, noch für andere Werth hatte. Er mußte aber beständig sammeln, fortwährend aufspeichern — eine echte Dachsnatur. Diese Neigung deutet schon darauf hin, daß er ein Mensch von wenig Bedürfnissen und auch ebenso sparsam wie Leibniz war.

Doch auch noch eine andere Neigung, die er besaß, dürfen wir nicht vergessen, es war dies die Lust zur Malerei, eine Kunst, die er gleichfalls in seinen Mußestunden auszuüben pflegte. Waren es keine großen Kunstwerke, die er hervorbrachte, so waren es doch Producte, die ihm selbst Freude machten und auf die er stolz war, weil es die selbständigen Erzeugnisse seines Geistes und seiner Hand waren. Daß er in den niedrigern Seitenzweigen seiner Kunst, wie z. B. im Lackiren und Anstreichen von Tischen und Bänken, auch eine gewisse Meisterschaft besaß, mag hier nur beiläufig erwähnt werden.

Abends gönnte er sich hin und wieder einige Erholung. Sobald er sein Abendessen verzehrt hatte, ging er entweder allein oder in Gesellschaft seines Geschäftsgenossen in den Rathskeller, wo er bei einem Glase Wein oder Branntwein, aber auch nur bei einem Glase — mit verschiedenen Leuten, Zunftmeistern und andern originellen Bürgern der Stadt zu kannegießern pflegte.

Findest du Vergnügen, heute Abend einmal wieder mit mir in den Rathskeller zu gehen, oder gedenkst du den Abend bei deiner Geliebten zuzubringen? fragte er seinen Gefährten, nachdem er das von jenem soeben verfertigte und vorgetragene Gedicht abgeschrieben und zwischen seinen Privatpapieren sorgfältig aufbewahrt hatte.

Ja, in den Keller, lautete die lakonische Antwort. Zu Johanne Marie möchte ich aus dem Grunde noch nicht wieder gehen, weil ich mich bei ihren Aeltern wegen meines schleunigen Rückzugs aus dem Fenster zuvor entschuldigen muß. Ich hörte und sah vor dem Fenster, was das arme Mädchen meinetwillen leiden mußte. Ich kann und mag sie nicht eher wiedersehen, bis ich ein Briefchen von ihr in Händen habe.

Ich halte dafür, du hättest nicht fortlaufen dürfen, meinte Wilhelm Dininger.

Wenn man vom Rathhause kommt, ist man klüger, als wenn man hinaufgeht, erwiderte der andere. Nun ich es mir recht überlege und zum Ueberlegen Muße habe, finde ich auch, daß ich besser gethan hätte, in der Stube zu bleiben und ruhig den Sturm abzuwarten, der zweifelsohne über mich hereingebrochen wäre. Nun habe ich denselben noch vor mir. Und in welche Verlegenheit und Unannehmlichkeit habe ich die beiden Demoisellen, sonderlich aber meine liebwertheste Johanne Marie gebracht, und in welchem Lichte stehe ich nun da dem ehrenfesten Herrn Pastor und seiner Frau Liebsten gegenüber! O, ich kann es mir nicht vergeben, Wilhelm! Du hattest in der That recht, als du mir sagtest, es wäre ein dummer Streich. O, ich schäme mich vor mir selbst, und noch mehr, im Pfarrhause zu Limmer wieder zu erscheinen und vor das Antlitz meiner liebwerthen Johanne Marie zu treten. Welche schlechte Meinung muß sie von mir bekommen, der ich mich ihr gegenüber unabläſſig in dem schönsten Lichte gezeigt habe. Ich möchte mir die Haare aus meiner Perrüke reißen, daß ich wegen meiner Feigheit und wegen meines Unverstandes das schönste und kostbarste Mädchen der Welt auf das Spiel gesetzt habe.

Er warf bei diesen Worten die Feder mismuthig

auf den Tisch, sprang auf und ging in schnellen Schritten im Zimmer auf und ab, während einige Thränen aus seinen Augen hervorquollen, die er dem Freund sehen zu lassen sich schämte. Als Dininger schwieg und lächelnd und kopfschüttelnd einen frischen Bogen Papier hervorlangte und sich ans Fenster stellte, um eine Feder zu schneiden, klopfte Franz ihm auf die Schulter und raunte ihm ins Ohr: Wüßtest du, was ich seit vorigen Montag gelitten habe, du würdest dein Gesicht nicht zu einem Lächeln verziehen, sondern mich bemitleiden!

Es wird wol noch alles gut werden, tröstete ihn der einsilbige Dininger.

Nicht eher bekomme ich meine Ruhe wieder, entgegnete Franz, bis ich von Johanne Marie — —

Herein! rief Dininger in diesem Augenblick und schaute mit Franz erwartungsvoll nach der Thür, die von einer Bauerfrau geöffnet wurde.

In großer Aufregung stürzte Franz ihr entgegen: Frau Grube! rief er aus. Endlich! endlich! hat Sie einen Bief?

Nur nicht so hitzig, Musje Bruckmann! entgegnete diese mit rauher Stimme und mit beiden Händen abwehrend. Ja, ja, ich habe einen Brief, aber nur Geduld — Geduld! ich muß ihn doch erst hervorsuchen! —

Sie legte bei diesen Worten ein großes Bündel auf den ihr zunächst stehenden Stuhl und bemühte sich, einen alten langen Leinwandstreifen, mit dem dasselbe umwickelt war, loszubinden.

Gott! wie langsam! rief Franz aus, mit dem Fuße stampfend.

Ich kann doch nicht hexen! Euere Hitze und Ungeduld wird sich aber schon legen, wenn Ihr nur erst zwei oder drei Jahre miteinander verheirathet seid — ich kenne das!

Wäre ich's nur erst! seufzte Franz und wollte eben selbst mit Hand anlegen, als ihm der Brief aus der schmuzigen Hand des Weibes entgegengereicht wurde.

Er drückte zwei Mariengroschen in dieselbe, ein für die damalige Zeit nicht unbedeutendes Trinkgeld. Mit vielem Danke und nachdem sie noch einige Worte des Lobes über Johanne Marie hatte fallen lassen, entfernte sie sich wieder, den beiden jungen Männern zum Abschiede die Hand reichend.

Franz aber saß längst wieder auf seinem Schemel und hatte den Brief erbrochen. Je weiter er las, je mehr erheiterte sich sein Gesicht. Fröhlich jauchzend sprang er dann von seinem Sitze auf.

Steht alles gut? fragte Dininger.

Setze dich nieder! entgegnete Franz mit vor Freude strahlendem Gesicht, ich werde dir den Brief vorlesen.

Als Wilhelm Dininger seinem Wunsche entsprochen und seinen Schemel sogar noch einen Schritt näher gerückt hatte, spitzte er seine Ohren und vernahm folgende Worte:

„Werther Schatz!

Es hat am Montag Abend einen kleinen Sturm gegeben, doch will ich hoffen, daß noch alles gut gehen soll. Die Aeltern wissen nun um unsere Liebe, ich habe denenselben alles entdecket und es ist nun an Euch, recht bald wiederzukommen, um Euch zu präsentiren und Euere Worte anzubringen. Ich bin schon im voraus überzeuget, daß Ihr es gut machen werdet und daß unserm Glück dann nichts weiter im Wege stehen wird. Ach! liebwerther Schatz! Das Verlangen, Euch bald wiederzusehen, machet mich seufzen und hoffen! Ich bin nicht mehr meine, weil meine Gedanken stets um Euere angenehme Person schweben. Der Schlaf, ob er wol dem Tode ähnlich ist, gibt meinen Gedanken doch das allerangenehmste Leben, wann er mir Euere Holdseligkeit ohne Unterlaß im Traume vorstellt. Dieses Blatt ist glücklicher als ich, weil es von Euern Lippen kann berühret und geküsset werden. Aber Geduld! Diese bringet mit tau-

fendfältigen Früchten, was sie mit großer Wider-
wärtigkeit gesäet. Sonst kann ich nichts berichten,
weil ich für großer Liebe keinen fremden Zuständen
nachdenken kann. Lebet wohl, mein Leben! und liebet
beständig; wollet Ihr aber, daß ich sterbe, so hört
auf, mich zu lieben, dennoch werde ich vergnügt ster-
ben, weil ich die Ehre gehabt, mich eines vollkomme-
nen Menschen verliebte Dienerin zu nennen, die ich
auch bis in das Grab verharren werde

Johanne Marie Sackmannin."

Das klingt allerdings ganz artig, meinte Dinin-
ger, aber es sind doch nur Worte aus dem Munde
eines weiblichen Wesens; ich traue solchen Redens-
arten nicht. Glatte Worte können sie machen, aber
falsch sind sie alle.

Laß mich das nicht noch einmal hören! rief Franz
aufspringend, sonst sind wir die längste Zeit gute
Kameraden gewesen.

Nun, nun, nur nicht gleich so aufbrausend! Es
ist ja möglich, daß deine Johanne Marie eine Aus-
nahme von der allgemeinen Regel macht, es ist ja
möglich, und wohl dir, wenn es so ist, oder wenn
du wenigstens die Ueberzeugung hast. Soweit meine
Erfahrung aber reicht — und du weißt, ich bin fünf

Jahre älter als du — kann ich meinen Ausspruch, ob er schon sehr bitter sein mag, nicht zurücknehmen.

Meine Herzallerliebste, sagte Franz, mit stolzen Schritten die Stube durchmessend, ist das beste Mädchen von der Welt.

Das denkt jeder von seinem Schatz und meint auch, daß sie die Schönste von der Welt sei, meinte Dininger.

Ich halte Johanne Marie auch für das schönste Mädchen.

Das ist dein Geschmack.

Aus deinen Worten spricht nur der Neid.

Dininger lachte laut auf. Wie kann ich denn neidisch sein? ich kenne deine Herzallerliebste ja noch gar nicht.

Um so mehr ist es unrecht von dir, ein Urtheil darüber abzugeben.

Es ist ja nicht so böse gemeint, liebster Franz; ich wollte nur ein wenig Kurzweil mit dir treiben.

Nach diesen Worten reichte er ihm die Hand hin, die Franz, ihn groß anblickend, ob es auch Ernst sei, fröhlich ergriff und schüttelte.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür zu Leibniz' Arbeitszimmer und der Gelehrte trat herein.

Schnell hatten die beiden Schreiber die Federn ergriffen und ließen sie so rasch über das Papier laufen, als ob sie um die Wette schrieben.

Ich wollte Ihn avertiren, sagte Leibniz, sich an Franz wendend, daß ich Ihm infolge Seiner guten Aufführung und Seines Fleißes Sein Monatsgeld um fünf Thaler erhöht habe.

Bei diesen Worten überreichte er ihm eine kleine Summe Geldes und fuhr fort, indem er ihn auf die Schulter klopfte: Ich bin mit Seinen Leistungen zufrieden und hoffe, daß Er auch hinführo durch Fleiß und gute Conduite mir Freude macht.

Franz sprang wie elektrisirt von seinem Schemel auf und sprach, Freudenthränen in den Augen, ihm seinen tiefgefühltesten Dank aus.

Es ist schon gut, sagte Leibniz, nickte ihm freundlich zu und trat wieder in sein Arbeitszimmer zurück.

Franz geberdete sich wie ein Toller. Er riß seinem Freunde das Papier unter den Händen weg, hob ihn selbst von seinem Schemel empor und versuchte es, mit ihm in der Stube umherzuspringen.

Lustig, Wilhelm! rief er aus. Unser lieber Herr Geheimrath soll leben und meine Johanne Marie daneben!

Bist du ganz von Sinnen? sagte Dininger abwehrend und sich sträubend; laß mich los!

Erst das artige Briefchen und die angenehme Nachricht von meiner Liebsten, daß noch alles gut gehen wird, und nun die Erhöhung meines Monatsgeldes! rief Franz, das ist ja ein rechter Glückstag!

Nun kannst du heute Abend auch ein Glas Wein zum besten geben, meinte Dininger.

Ein Glas nur? Was denkst du von mir? Eine ganze Bouteille Wein sollst du trinken, ja meinetwegen auch zwei Bouteillen! Die eine sollst du auf die Gesundheit meiner Herzliebsten leeren und die andere auf das Wohl unsers Herrn Geheimraths! Hurrah!

Ist das dein Ernst? fragte Wilhelm Dininger, der an solche Verschwendung noch nicht recht glauben wollte.

Franz bestätigte es und fügte hinzu: Ein Wort — ein Mann!

Jetzt war es aber endlich Zeit, einmal ernstlich an die Arbeit zu denken und das Versäumte nachzuholen. Franz selbst, ungeachtet seiner Aufgeregtheit, mahnte daran. Drängte ihn vielleicht das Gefühl der Dankbarkeit dazu? Wir wissen es nicht, so viel aber wissen wir, daß beide bis zur Feierabendstunde

noch recht fleißig waren und noch mehrere Bogen vollschrieben. Nachdem sich beide sodann verabredet hatten, nach dem Abendessen im Rathskeller zusammenzutreffen, verabschiedete sich Franz von dem Freunde und eilte seiner mütterlichen Wohnung im Großen Wolfshorn zu. Er bemerkte es in seinem freudigen Eifer nicht, daß er den Brief von seiner Geliebten auf dem Tische vergessen hatte. Dieser war aber in guten Händen. Wilhelm Dininger nämlich hatte sich seiner längst bemächtigt und ihn vom Anfang bis zu Ende wörtlich abgeschrieben. Er legte diese Abschrift zu seinen übrigen Papieren und setzte sich sodann zu seinem Abendessen nieder.

Eine halbe Stunde später treffen wir die beiden Jünglinge, zwei Flaschen Wein vor sich, in Gesellschaft mehrerer anderer Gäste im Rathskeller wieder.

Wir haben sie bei ihren Berufsgeschäften im Schreibzimmer belauscht, nun wollen wir auch ihre freien Abendstunden bei einer Flasche Wein in Heiterkeit und Frohsinn mit ihnen verleben.

Sechstes Kapitel.

Im Rathskeller.

Wer nur am meisten gsaufen kann
Den preist man für ain helden.
Kein kleinen trunk man do nicht ficht,
Man wil in auch nit haben.
Nur: schling das bier und kew' es nicht!
Laß frisch frei einher traben,
So lang biß man den boden ficht!
Das wil man von dir haben.
Altdeutsches Volkslied.

Kaum lassen es die durch Tabacksrauch und Weindunst gebildeten Wolken in den Gewölben des Rathhauskellers zu, die dort versammelten Gäste uns genauer anzusehen. Doch die meisten derselben sind Stammgäste, die allabendlich ihren bestimmten Platz einnehmen, wodurch es uns möglich wird, die Persönlichkeiten schon in ihren äußern Umrissen zu erkennen und dem geneigten Leser oder der schönen Leserin vorzuführen.

An einem der Tische im Hintergrunde des Kellers saßen etwa sechs Bürger und unterhielten sich über die vor vier Jahren auf der nördlichen Bastion stattgehabte Hinrichtung des Oberjägermeisters Grafen Moltke, welcher den Plan gefaßt hatte, den Kurprinzen Georg, nachmaligen König von England, auf einer Saujagd über die Seite zu schaffen, um dem jüngern Bruder Maximilian den kurfürstlichen Thron in Hannover zu sichern. Das war ein Ereigniß, welches den Bürgern der guten Stadt Hannover einen reichen Unterhaltungsstoff für viele Jahre lieferte. Hinrichtungen von Dieben und Mördern aus dem gemeinen Volke kamen häufig genug vor, auf dem Marktplatze und vor dem Steinthore; solche Schauspiele sah man ruhig mit an, sprach einige Tage darüber und vergaß sie wieder, aber einen Mann hinrichten zu sehen, der den Grafentitel führte und tagtäglich bei Hofe ein- und ausging, das war ein außergewöhnliches Schauspiel und gab jahrelang zu vielerlei Erörterungen Veranlassung. Der eine wollte die Einzelheiten dieser Geschichte noch genauer kennen als der andere, und geduldig hörte jeder dieselbe noch einmal an, in der Hoffnung, noch mehr Einzelheiten zu erfahren.

Der eine der sechs kannegießernden Bürger war

als Sattlermeister oft in der Wohnung des Grafen Moltke beschäftigt gewesen und wollte den Verlauf des Processes und seine eigenthümlichen Zwischenvorfälle genauer wissen als ein Schneidermeister, der dem Grafen sehr oft das Maß genommen und selbst häufig mit ihm geredet hatte.

Alles lauschte den Worten des Sattlermeisters, der, die andern überschreiend, jenes schreckliche Ereigniß allerdings sachrichtig, aber, wie es gewöhnlich von solchen Leuten zu geschehen pflegt, vom Ende anfangend, so confus und durcheinander gewürfelt vortrug, daß ein Uneingeweihter wol nur mit Mühe den Zusammenhang begriffen und eine klare Vorstellung von dieser Begebenheit bekommen hätte.

Wir wollen dieselbe daher statt seiner unsern Lesern mittheilen.

Die Verschwörung des Oberjägermeisters Grafen Moltke, die mit seiner Hinrichtung endigte, fand ihre Nahrung in der Bestimmung des Kurfürsten Ernst August, daß das Recht der Erstgeburt fortan aufrecht erhalten und das Kurland ungetheilt dem Erstgeborenen zufallen solle.

Es lebten damals von Ernst August noch vier Söhne, von denen Georg, der Kurprinz, nachheriger König von England, und Maximilian die ältesten

waren. Letzterer versuchte das Hausgesetz seines Vaters wieder umzustoßen. Er wandte sich daher an die Höfe von Berlin, Wien, Kopenhagen und Rom, und theilte dem Papst mit, daß er katholisch zu werden beabsichtige, wenn ihm Hannover und seinem ältesten Bruder nur die englische Krone demnächst zu Theil würde. Sein Vertrauter bei dieser Angelegenheit war nebst mehreren andern Herren vom Hofe der Oberjägermeister und Kämmerer Graf Otto Friedrich Moltke. Dieser hatte die Gunst des Kurfürsten verscherzt und hielt den Kurprinzen Georg für den Urheber seiner Zurücksetzung, daher schloß er sich dem zweiten Prinzen um so fester an.

Er faßte sogar den Plan, Georg auf einer den 1. December 1691 angesetzten großen Saujagd über die Seite zu schaffen. Dieser Plan aber wurde verrathen.

Es war am 19. September des Jahres 1691, wo sich in den Gemächern des fürstlichen Schlosses eine kleine Gesellschaft von Höflingen eingefunden hatte, um durch Kartenspiel den langweiligen Herbstabend zu beflügeln. Auch Ernst August spielte eine Partie; da nahte sich ein Cavalier dem Stuhle des Fürsten, um einen Brief zu übergeben. Er kam von Celle. Ernst August erhob sich und sagte zu Moltke, der bis

dahin in der Eigenschaft eines Kämmerers hinter seinem Stuhle gestanden hatte: Monsieur Moltke, nehme Er meine Karten! Moltke, angenehm überrascht und geschmeichelt durch das lange entbehrte Gnadenwort, spielte die Partie zu Ende, da der Fürst sich zurückgezogen hatte.

Als Moltke sich später zu Hause begeben wollte und langsam die breiten Steinstufen des Schlosses hinabstieg (denn aus Hochmuth bediente er sich nie der schmalen Treppe), trat plötzlich aus dem Dunkel des äußern Säulenganges, der den innern Schloßhof umgab, der Generalmajor von Weihe hervor und forderte ihm den Degen ab mit den Worten: Herr Oberjägermeister, Ihr seid Arrestant!

Moltke war anfangs wie vom Schlage gerührt; doch bald erholte er sich und zog den Degen, um Widerstand zu leisten. Der Generalmajor hielt ihm aber den fürstlichen Haftbefehl entgegen und drohte bei fernerer Weigerung einige Gardereiter herbeizurufen, die in dem Schatten der Pfeiler standen. Da entfiel dem Schuldigen der Muth, er überreichte seinen Degen und folgte in die Marschallsstube. Um Mitternacht führte eine militärische Wache ihn ins Staatsgefängniß am Cleeverthore. Am folgenden Tage wurden in Moltke's, auf der Leinstraße, der

Schloßwache gegenübergelegenen Hause*) seine Briefschaften und übrigen Effecten versiegelt, wobei die ihrem Gemahl an Standesselbstgefühl ebenbürtige Oberjägermeisterin bei Eröffnung eines heimlichen Gemachs ein silbernes Nachtgeschirr mit den Füßen unter den Worten vorschob: Da ihr Herren, ihr müßt dieses auch versiegeln!

Die Räthe bedeuteten ihr, nicht trotzig zu sein, vielleicht möchte sie bald bessern Kauf geben.

Die Untersuchung wurde mit Eifer geführt. Das Erkenntniß lautete auf Strafe des Rades, geschärft durch Angriff mit glühenden Zangen und nachheriges Viertheilen.

Vergebens bot Moltke alle seine zahlreichen Güter an, um das Leben zu retten; alle Fürsprache, ein Fußfall des zwölfjährigen Sohnes des Verurtheilten, selbst die Bitten der Kurfürstin waren vergebens. Der Kurfürst verwandelte die Strafe nur in den Tod durch das Schwert. Groß war der Schreck der Moltke'schen Familie; der ganze Adel erblaßte bei der Vorstellung, daß einer aus ihrer bevorzugten Mitte wie ein gemeiner Verbrecher dem Volke ein Schauspiel bereiten sollte.

*) Heutigen Tages Eigenthum des Obercommerzienraths und Hofbuchhändlers Hahn.

dahin in der Eigenschaft eines Kämmerers hinter seinem Stuhle gestanden hatte: Monsieur Moltke, nehme Er meine Karten! Moltke, angenehm überrascht und geschmeichelt durch das lange entbehrte Gnadenwort, spielte die Partie zu Ende, da der Fürst sich zurückgezogen hatte.

Als Moltke sich später zu Hause begeben wollte und langsam die breiten Steinstufen des Schlosses hinabstieg (denn aus Hochmuth bediente er sich nie der schmalen Treppe), trat plötzlich aus dem Dunkel des äußern Säulenganges, der den innern Schloßhof umgab, der Generalmajor von Weihe hervor und forderte ihm den Degen ab mit den Worten: Herr Oberjägermeister, Ihr seid Arrestant!

Moltke war anfangs wie vom Schlage gerührt; doch bald erholte er sich und zog den Degen, um Widerstand zu leisten. Der Generalmajor hielt ihm aber den fürstlichen Haftbefehl entgegen und drohte bei fernerer Weigerung einige Gardereiter herbeizurufen, die in dem Schatten der Pfeiler standen. Da entfiel dem Schuldigen der Muth, er überreichte seinen Degen und folgte in die Marschallsstube. Um Mitternacht führte eine militärische Wache ihn ins Staatsgefängniß am Cleeverthore. Am folgenden Tage wurden in Moltke's, auf der Leinstraße, der

Schloßwache gegenübergelegenen Hause*) seine Briefschaften und übrigen Effecten versiegelt, wobei die ihrem Gemahl an Standesselbstgefühl ebenbürtige Oberjägermeisterin bei Eröffnung eines heimlichen Gemachs ein silbernes Nachtgeschirr mit den Füßen unter den Worten vorschob: Da ihr Herren, ihr müßt dieses auch versiegeln!

Die Räthe bedeuteten ihr, nicht trotzig zu sein, vielleicht möchte sie bald bessern Kauf geben.

Die Untersuchung wurde mit Eifer geführt. Das Erkenntniß lautete auf Strafe des Rades, geschärft durch Angriff mit glühenden Zangen und nachheriges Viertheilen.

Vergebens bot Moltke alle seine zahlreichen Güter an, um das Leben zu retten; alle Fürsprache, ein Fußfall des zwölfjährigen Sohnes des Verurtheilten, selbst die Bitten der Kurfürstin waren vergebens. Der Kurfürst verwandelte die Strafe nur in den Tod durch das Schwert. Groß war der Schreck der Moltke'schen Familie; der ganze Adel erblaßte bei der Vorstellung, daß einer aus ihrer bevorzugten Mitte wie ein gemeiner Verbrecher dem Volke ein Schauspiel bereiten sollte.

---

*) Heutigen Tages Eigenthum des Obercommerzienraths und Hofbuchhändlers Hahn.

Es wurde ein Plan zur Flucht entworfen. Moltke bekam eine Phiole mit Scheidewasser von seinem Diener Buchholz, der ihm im Kerker aufwarten durfte. Mit dieser Flüssigkeit ward eine Stange des Eisengitterwerks des Gefängnisses durchgeätzt. So bildete sich eine Oeffnung, groß genug, um einen Mann von der Gestalt des Gefangenen durchschlüpfen zu lassen.

Auf die Nacht des 26. März 1692 vor dem Osterfeste war das Werk der Befreiung festgesetzt. Dann sollte Buchholz seinen Herrn an einem Seile hinunterlassen; unten glücklich angelangt, würde dieser mit geringer Mühe durch die Leine nach dem gegenüberliegenden Ufer schwimmen, wo ein anderer Diener mit zwei Pferden und dem nöthigen Reisegepäck auf ihn wartete. Die Wache am Cleeverthore wurde mit Wein, der mit Scheidewasser vermischt gewesen sein soll, trunken gemacht. Doch, so gut auch die Vorkehrungen getroffen waren, sollte das Unternehmen dennoch scheitern, und zwar an dem geringfügigen Umstande, daß das Seil riß! Moltke fiel hinab, und der in der Nähe des Gefängnisses wachthabende Posten, der eben den letzten Trunk ansetzte, kam neugierig herbei und ergriff den Oberjägermeister.

Moltke bat: Laßt mich laufen, ich schenke Euch hundert Thaler. Der Soldat weigerte sich, Moltke

ging hinauf bis zu tausend Thalern — vergebens! Der gewissenhafte Krieger rief die Wache ins Gewehr und — Moltke wurde in seinen Kerker zurückgebracht. Beim Eintritt in denselben griff er hastig nach einem Schreiben, welches an den Kurfürsten gerichtet, von ihm vorhin absichtlich auf dem Tische zurückgelassen war. Der Unteroffizier kam ihm jedoch zuvor. Die Aufschrift lautete: „Christ ist erstanden, Moltke ist entgangen, das thue ich meinem Herrn zu wissen!" In dem Schreiben selbst stattete der Gefangene dem Fürsten*) mit höhnender Verachtung Dank für seine bisherige Wohnung ab und erklärte sich bereit, es bei vorkommender Gelegenheit auch so zu machen.

Der treue Diener Buchholz lag mit dem Kopfe auf dem Tische und stellte sich schlafend. Er wurde auf die Thorwache gebracht, später jedoch, in Berücksichtigung seiner aufopfernden Ergebenheit für seinen Herrn, auf einige Jahre des Landes verwiesen.

Als am ersten Ostertage der Befreiungsversuch des Oberjägermeisters bekannt wurde, freute sich beinahe jeder über das Mislingen der Flucht, weil er wegen seines Stolzes bei der Bürgerschaft unbe-

*) Kurfürst wurde er erst im December des genannten Jahres.

liebt war. Als Erwiderung auf die verächtliche Aufschrift des Briefes sangen die Straßenjungen: „Christ ist erstanden, Moltke ist entgangen, aber wieder gefangen!“

Am 15. Juli sollte Moltke's Hinrichtung stattfinden. Auf der nördlichen Bastion (in deren Nähe zwanzig Jahre später der sogenannte neue Marstall aufgeführt wurde und an derselben Stelle, wo man jetzt die königlichen Wagenremisen erbaut hat) war der Richtplatz aufgeschlagen. Derselbe war von Soldaten in einer vierfachen Linie eingeschlossen. Vormittags zehn Uhr fuhr der Verurtheilte in seiner eigenen schwarzbekleideten Staatscarrete dahin; zwei schwarze Rappen, mit schwarzen bis zur Erde reichenden Decken behangen, zogen sie im langsamen, feierlichen Schritte. Neben dem Verurtheilten saß der Oberhofprediger Barkhaus, ihm gegenüber der Hofprediger Erythropel, zu beiden Seiten des Wagens gingen des Grafen Diener in schwarzen Trauermänteln. Als Moltke das tausendstimmige Gemurmel des Volks hörte und auf der Brücke, auf den Festungswerken und die Ufer der Leine entlang eine unzählbare Zuschauermenge wahrnahm, fiel er in Ohnmacht und dem Hofprediger Erythropel in den Schos. Dieser versuchte ihn mit dem göttlichen Worte wieder aufzurichten.

Unweit der Bastei stieg der Verurtheilte aus der Kutsche; ein langer Trauermantel floß von seinen Schultern, und auch von seinem Hute wogte der schwarze Flor bis zur Erde; in der Hand trug er ein Gebetbuch. Er entblößte sein Haupt, um die Offiziere zu grüßen, und trat dann auf der linken Seite an der Ecke der Brustwehr vor das hochnothpeinliche Gericht, das der Schulze Salbern hegte, umgeben von seinen Beisitzern und zwölf Geschworenen der Altstadt, sammt ihrem Hauptmanne, sämmtlich in Mänteln. Der Gerichtsschulze fragte: Ist es so viel am Tage, daß man allhier peinliches Gericht anstellen kann? Der Hauptmann und die Geschworenen der Altstadt, auf deren Grund und Boden der Richtplatz war, antworteten: Ja!

Darauf verlas der Gerichtsschulze die Urtheile der Universitäten und die mildernde Umwandelung der Todesstrafe durch den Herzog Ernst August.

Der Stab wurde gebrochen mit den üblichen Worten: Das Urtheil ist gesprochen, der Stab ist gebrochen; hier ist keine Gnade weiter, bei Gott ist Gnade!

Sobann sich an den Scharfrichter wendend, sagte der Schulze: Nachrichter! der Bürgermeister und Rath dieser Stadt befehlen Euch, die erkannte Todesstrafe

an dem Delinquenten, wie sich gebührt, vollstrecken zu lassen!

Der angeredete Freimann erwiderte: Es soll geschehen!

Moltke setzte seinen Hut wieder auf, ging zwischen seinen beiden Seelsorgern in den innern Kreis, die Bastion hinauf zum Richtplatz, sah sich hier nach allen vier Weltgegenden um, entledigte sich seines Oberkleides und sang: Vor Gericht, Herr Jesu, steh' ich hier! — Hierauf kniete er nieder und ließ sich von einem, von ihm selbst dazu bestellten Unteroffizier die Augen verbinden. Als der Scharfrichter etwas näher trat, um zu untersuchen, ob am Halse des Verurtheilten dem Schwerte nichts entgegen sei, mochte dieser unter dem Tuche weg an dessen Strümpfen erkennen, wer vor ihm stehe; denn er sprang auf, riß die Binde von den Augen und stieß im Zorn die Worte aus: Habe ich nicht gesagt, daß mich niemand antasten soll?! Darauf kniete er zum zweiten mal nieder, ließ sich von dem Unteroffizier wieder die Augen verbinden und empfing den Todesstreich.

Seine Grabstätte war noch nicht bestimmt; weder die Alt- noch Neustadt wollte der Leiche auf ihrem Gottesacker eine Stelle einräumen. Sie wurde deshalb einstweilen in das Reithaus gebracht und dort

einige Tage lang bewacht, bis der Herzog den Befehl gab, dieselbe vor der Kirchhofsmauer der Neustädter Kirche zu verscharren.

Die Erbitterung gegen den Verurtheilten ging so weit, daß die neustädter Todtenfrau, welche des Gerichteten Kopf und Hals gewaschen und wiederum aneinander geheftet hatte, von der Gemeinde sofort ihres Dienstes entlassen wurde.

Die Soldaten fürchteten sich noch lange Zeit nachher, den Posten bei dem Commandantenhause, in der Nähe seiner Ruhestätte, zu beziehen, weil sich das Gerücht verbreitet hatte, es erschiene nachts ein Gespenst in der Gestalt des hingerichteten Grafen. —

Im Vordergrunde des Rathhauskellers, an einem zweiten Tische, saß neben einem alten Invaliden, der unter verschiedenen Fahnen den Dreißigjährigen Krieg mitgemacht hatte, ein Barfüßermönch, der unter dem katholischen Herzog Johann Friedrich nach Hannover gekommen und auch unter der Herrschaft Ernst August's daselbst zurückgeblieben war. Neben diesem ehemaligen Ordensgeistlichen hatte sich ein Student, Namens Peter Tappen, der auf der Hochschule zu Helmstedt juristischen Studien oblag und seine Ferienzeit bei seinen Aeltern in Hannover verlebte, niedergelassen. Es war derselbe, welcher

im Jahre 1717 zum Bürgermeister der Stadt erwählt wurde.

Trinkend unterhielt sich diese Gruppe über den damaligen Feldzug der Franzosen am Rhein und in den Niederlanden, der erst im folgenden Jahre, 1697, durch den Frieden von Ryswijk beendigt wurde, sowie auch über den Feldzug des Prinzen Eugen gegen die Türken, der erst 1699 durch den Carlowitzer Frieden seinen Abschluß fand.

Der neunundsiebzigjährige, aber noch immer sehr rüstige Krachwedel — dies war der Name des Invaliden — führte vorzugsweise das große Wort. Wenn er nur noch jünger wäre, meinte er, dann würde ihn nichts zurückhalten können, gegen die Erbfeinde des Heiligen Römischen Reichs, Franzosen und Türken, in den Kampf zu ziehen. Seine matten Augen bekamen wieder Leben und glühten im Jugendfeuer, wenn er, anknüpfend an die Feldzüge Ludwig's XIV. gegen die Niederlande und Deutschland, von seinen Erlebnissen und Heldenthaten während des Dreißigjährigen Kriegs erzählen konnte. Er fand an dem heutigen Abend willige Ohren und pries soeben die Strategik des schwedischen Feldherrn Torstenson, unter dessen Fahnen er gleichfalls eine Zeit lang gedient hatte, als noch zwei Gäste eintraten und neben

ihm Platz nahmen. Es waren die beiden Schreiber Leibniz', Franz Bruckmann und Wilhelm Dininger.

Die Gäste begrüßten sich, und Franz bestellte mit großem Selbstbewußtsein zwei Flaschen Rothwein, vom besten.

Na, na, meinte der alte Krieger, den Schreiber von der Seite anblickend, da muß heute was passirt sein, daß Ihr gleich zwei Flaschen anfahren laßt; habt Euch doch sonst immer mit einigen Gläsern begnügt, Musje Bruckmann.

Dieser lächelte und nickte mit dem Kopfe.

Vielleicht Geburtstag?

Er ist heute deshalb so verschwenderisch, erwiderte Dininger, weil er einen Brief von seiner Liebsten bekommen hat.

Potz Pappenheim und Wallenstein! rief der alte Krachwedel, noch so jung und schon eine Liebste? Könnt Ihr denn schon eine Frau gebrauchen? Dann wünsche ich Euch vom Herzen Glück. Ich bin neunundsiebzig Jahre alt geworden, habe es mir auch sauer im Leben werden lassen, aber habe es doch nicht so weit gebracht, eine Frau ernähren zu können. Ich bin froh, wenn ich mich selbst durchschlage.

Grämt Euch darüber nicht, alter Krachwedel, sagte Dininger. Ihr habt deshalb auch manche Sorge

weniger und habt Euere Freiheit gerettet. Preiset Euch glücklich, denn glaubt mir, alles Unglück in der Welt rührt von denen Frauenzimmern her.

Recte dixisti! wahr gesprochen, Musje Dininger, nahm jetzt der Ordensgeistliche das Wort. Alles Unglück in der Welt kommt von denen Frauenzimmern her. Blicket hin in die Historiam und merket, daß sie es sein, welche die meisten Kriege angefachet haben und anfachen, oder doch die causa efficiens, die erste bewirkende Ursache gewesen sein. Wer hat den großen Abfall von der alleinseligmachenden Kirche verursachet? Das haben die Frauenzimmer gethan. Denn ohne die unselige Heirathslust wäre es denen sogenannten Reformatoribus nicht eingefallen, aus der Mutterkirche zu scheiden, wo sie doch weicher gebettet waren als in dem Bette der Ehe. Wer macht die theuern Zeiten und bringt die Männer an den Bettelstab? Das sein die Frauenzimmer mit ihrer Putzsucht und mit ihrer Ueppigkeit. Wer macht das böse Wetter, Hagel, Nebel, Sturm, Mäuse- und Schneckenfraß? Das sein wiederum die Frauenzimmer, die sich mit dem Teufel in ein Bündniß eingelassen haben und die man deswegen auch mit Recht ins Feuer legen thut, denn qualis vita, mors ita. Blicket ferner hin in die menschlichen Societäten und merket,

daß es wiederum die Frauenzimmer sein, welche durch Bosheit, Neid und Klatschsucht den Samen der Zwietracht und des Mistrauens in die Familien säen und den Frieden und die Eintracht in denenselben stören thun. Sollen wir uns nun zum Ueberfluß noch fragen, wer überhaupt die Sünde in die Welt gebracht hat? Das allererste Weib hat dies gethan durch den verhängnißvollen Apfelbiß.

Der Barfüßermönch nahm nach diesen Worten, die er mit großem Eifer gesprochen hatte, einen Schluck aus seinem Glase, und Krachwedel, der über die große Gelehrsamkeit desselben staunte und auch seine Bewunderung darüber aussprach, schenkte ihm seinen vollen Beifall.

Was sagen wir denn aber nun, Musje Bruckmann? Mit diesen Worten wandte er sich an den verliebten Franz. Ich sollte doch meinen, durch die Worte des Herrn Paters müßten auch dem Blindesten die Augen geöffnet werden und dem Heirathslustigsten müßte die Lust vergehen.

Was meine Meinung über diesen Punkt anlangt, so ändert der Herr Pater dieselbige nicht, ebenso wenig wird es ihm möglich sein, die Liebe zu meiner Liebsten aus meinem Herzen zu reißen.

Wie heißt denn Euere Liebste? fragte der Student,

der in halb liegender Stellung eine ganze Bank eingenommen hatte und seine Rechte auf den Knauf seines Degens stützte.

Franz sah dem Frager, dem er eben eine abfertigende Antwort geben wollte, genauer ins Gesicht und erkannte einen alten Schulkameraden in ihm. Peter Tappen! rief er; so will ich doch gleich an diesem Schluck Wein ersticken, wenn ich dich erkannt habe! Bist größer geworden, hast auch einen tüchtigen Schnurrbart bekommen und einen Hieb auf der Backe, als wärest du mit den Kurfürsten von Sachsen und Baiern im Türkenkriege gewesen.

Habe mich auch schon darüber gefreut, meinte der alte Krachwedel.

Das freut mich aber über alle maßen, daß ich dich hier wieder treffe, fuhr Franz fort, indem er sich von seinem Sitze erhob und seinem Jugendgespielen zum Willkommen die Hand reichte. Nun wollen wir auch einen angenehmen Abend haben — reiche mir dein Glas her, ich sehe, du hast ausgetrunken — Ihr auch, Herr Pater, und Ihr, alter Krachwedel — Herr Leisewitz! noch eine Bouteille Wein, rothen und vom besten!

Die Freude des Studenten, seinen Jugendgenossen, mit dem er lange Zeit in Einer Klasse und auf Einer

Bank gesessen hatte, wo sie häufig von dem alten Schulrector Blumeyer durchgebläut worden waren, nach mehrjähriger Trennung wiederzusehen, war nicht minder groß. Er hatte Franz auch nicht erkannt. Nun aber sprang er entzückt auf, drückte und schüttelte die ihm dargebotene Hand und erkundigte sich sehr angelegentlich nach seinen Verhältnissen.

Franz theilte ihm dieselben in kurzen Umrissen mit und nahm sodann die vom Kellerwirth Leisewitz gebrachten Flaschen in Empfang.

Peter Tappen bezahlte dieselben, ungeachtet der Gegenrede seines Freundes, und ließ für die andern Tischgenossen auch noch einige Bouteillen kommen.

Der Pater schmunzelte und blickte den Invaliden mit schlauem Lächeln an, als wenn er sagen wollte: So habe ich's gern!

Krachwedel blinzte ihm wieder freundlich zu und war der erste, welcher auf des Studenten Aufforderung, die Liebste des Franz hoch leben zu lassen, sein aufs neue gefülltes Glas erhob. Selbst der Weiberhasser Dininger und der Pater schlossen sich nicht aus. Sie stießen kräftig mit ihren Gläsern zusammen und ließen sie in der reinsten Harmonie erklingen.

Dieser Augenblick hatte diese fünf Menschen in geselliger und freundschaftlicher Beziehung bedeutend

näher gerückt. Sie straften Logau mit seinen Versen Lügen:

> Die Freundschaft, die der Wein gemacht,
> Währt wie der Rausch nur Eine Nacht!

denn sie waren Freunde geworden auf Lebenszeit, das sah man in den Mienen und in den strahlenden Augen aller.

Aber du hast mir meine Frage noch nicht beantwortet, Franz, nahm der Student wieder das Wort. Wer ist deine Liebste und wie heißt sie?

Das werde ich dir gelegentlich unter vier Augen sagen.

Ach, sei kein Thor! Heraus mit dem Namen, damit ich weiß, wem ich ein Vivat gebracht habe.

Unter vier Augen? Warum unter vier Augen? meinte der Pater. Was habt Ihr von uns zu befürchten? Musje Dininger wird sie Euch nicht rauben, Euere Liebste; seine Principia über die Frauenzimmer sein uns ja bekannt. Seht Euch den Schalk nur an! er thut mir ganz so aussehen, als ob er es schon längst wüßte, wer die Jungfer oder gar Demoiselle ist. Was nun folgends den alten Krachwedel da anlanget, so sollte ich meinen, daß Ihr Euch vor dem nicht zu scheuen brauchtet, Euere Liebste zu nennen; sehet ihn nur an, den alten Stümper, der von

Rechts wegen schon längst seine mürben Knochen auf den Nikolaikirchhof müßte geleget haben — nein, Musje Bruckmann, der siehet nicht danach aus, als wenn er Euer Herzblatt Euch noch entführen wollte. Es bleibet nun drittens noch meine Wenigkeit übrig. Freilich, freilich, wir Ordensgeistlichen sein in puncto amoris gefährliche Leute, sehr gefährliche Leute, insonderheit meine Wenigkeit. Darum ist's besser, Ihr sagt's nicht, Musje Bruckmann; ja, ja, der Pater Bernhardus ist ein gefährlicher Mensch.

Nach diesen Worten hob er sein Glas vors rechte Auge, indem er das linke zukniff, und betrachtete die durch ein unmerkliches Schütteln des Glases auf der Oberfläche des Weines sich bildenden Perlen. Er that, als hätte er seine soeben an den Franz gerichteten Worte längst vergessen und als dächte er über ganz andere Dinge nach; er war aber nichtsdestoweniger ganz Ohr und lauschte mit großer Begierde auf die Nennung des Namens, denn er war außerordentlich neugierig.

Gut denn, ich will's sagen, wer sie ist, erwiderte Franz, nachdem er zuvor noch einen herzhaften Schluck, gleichsam als Ermuthigung, getrunken hatte. Sie heißt — sie ist — sie wohnt in Limmer, brachte er endlich, in einem leisern Tone als bisher redend

und sich weit über dem Tische vorbeugend, hervor. Ja, in Limmer, und heißt Johanne Marie, und ist die älteste Tochter des Pastors Sackmann.

Ist sie schön? fragte der Student.

Franz sagt es wenigstens, erwiderte Dininger.

Wirklich? ei, da bin ich doch neugierig, und ich fühle wirklich Verlangen, endlich einmal wieder ein hübsches Mädchen zu sehen; hier in Hannover ist das eine Seltenheit. Du kannst mich einmal mitnehmen und bei ihr einführen, Franz.

Das hieße den Wolf zum Hirten machen, meinte dieser. Doch hat Johanne Marie noch eine Schwester, Anna Katharine, eine hübsche, artige Blondine, wenn du dir diese zur Liebsten anschaffen willst, so wäre mir das ganz angenehm und ich wollte dich als Schwager gern anerkennen.

Topp, ich gehe mit dir, rief Peter Tappen. Die muß ich sehen, die soll meine Herzallerliebste werden, habe von jeher eine große Vorliebe für blonde, blauäugige Mädchen gehabt.

Wollt Ihr Euch ins Verderben stürzen, junger Mensch? fragte der Pater, sich an Franz wendend. Wollet Ihr wirklich die ganze Stufenleiter des Unglücks und Elends erklimmen?.

Sparet Euere Worte, Herr Pater, sagte Dininger,

es ist Hopfen und Malz an ihm verloren; er läßt sich nicht rathen.

Franz lächelte kopfschüttelnd dem Studenten zu und schwieg.

Das Gold der Ehe glänzet wol schön von weitem, nahm der Pater Bernhardus wieder das Wort, aber wenn man es über einen Probirstein streichen thut, um zu sehen, ob es echt ist, dann ist es eitel Blei. Die Ehe ist zu vergleichen mit denen unterschiedlichen Orden der Geistlichen. In dem ersten Monat ist man im Benedictinerorden, denn da gehet alles wohl gewünscht und nach Vergnügen her, da ist Lust und Wohlleben vollauf. Man lobet und preiset die Ehe seinen Befreundeten an und es ist überhaupt ein unaufhörliches Benedicite. Solches Jubelfest thut mitunter wol ein ganzes Vierteljahr währen, ja sogar ein halb Jahr. Hernach kommt man aus dem Benedictiner- in den Trappistenorden, sintemal sie oft schweigsam sind, sich kaum ansehen, in denen Ecken sitzen und mucken. Dann aber treten sie in den Predigerorden, dieweil vice versa, gegenseitig, bald der Mann, bald die Frau gegeneinander zanken und eins dem andern die Wahrheit prediget. Danach tritt man in den Kartäuserorden, sintemal die Eheleute sich nun häufig peitschen und geiseln. Dann gehen sie in den

Chorherrenorden, der da beständig klaget, heulet und schreit; denn also klagen, heulen und schreien auch Mann und Frau über ihr groſses Unglück. Wenn dann den unzufriedenen Eheleuten ihr bischen Brot unter den Händen verschwinden thut, dann sein sie Kapuziner oder Franciscaner geworden, die da Armuth und Entbehrungen aller Art erdulden müssen und keinen Vorrath mehr im Hause haben. Endlich müssen sie Haus und Hof gar verlassen und treten also in den Bettlerorden; finis coronat opus, und thun sich ihr Stücklein Brot vor den Thüren mildthätiger Menschen betteln. Das ist das Ende von dem Liede.

Ein artiger Vergleich, meinte der Student.

Auf Euer Wohlsein, Herr Pater! Potz Pappenheim und Wallenstein! das Stück hat mir gefallen! rief der alte Krachwedel, blies aus seiner kurzen Pfeife dicke Dampfwolken vor sich hin und ließ sein Glas mit dem des Klostergeistlichen zusammenklingen. Was sagt Ihr aber nun, Musje Bruckmann?

Ich sage, daß nicht alle Eheleute so unglücklich leben, wie der Herr Pater sie geschildert hat. Ich gebe mich der Hoffnung hin, daß — —

Daß Ihr mit Euerer Johanne Marie in Herrlichkeit und Freuden leben werdet, ergänzte Krachwedel. So denken sie alle, aber sehet Euch einmal

um in den Ehen, blicket hin in die menschlichen Societäten, und blicket hin in die Historiam, und Ihr werdet dem Herrn Pater recht geben müssen.

Ohne Zweifel, behauptete dieser. Wenn wir auch zugeben wollen, daß sie nicht alle in den Bettlerorden treten, so sein sie doch alle ohne Ausnahme in dem Predigerorden; und wenn die Ehe dreißig Jahre dauert, so ist sie auch ein Dreißigjähriger Krieg.

Schlimmer, viel schlimmer! rief Krachwedel. Im Dreißigjährigen Kriege ging es oft genug lustig her, und wenn es einmal gar zu schlimm wurde, konnte man die Ehe, die man mit dieser oder jener Fahne geschlossen hatte, wieder lösen und sich mit einer andern vermählen. Wer aber löst Euere Ehen, Musje Bruckmann?

Diesem wurde die Unterhaltung über die Liebschaft mit Johanne Marie und die Worte der Misachtung über die Ehe nachgerade unerquicklich. Um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, bat er den alten Krieger, einige seiner Erlebnisse aus dem großen deutschen Kriege, wie man den Dreißigjährigen Krieg damals gewöhnlich noch benannte, zum besten zu geben.

Wir alle wissen, daß die Aufforderung, ihre Erlebnisse mitzutheilen, alten Soldaten immer willkom-

men ist und sie sich in der Regel nicht zweimal dazu nöthigen lassen.

Auch Krachwedel, der schon vor der Ankunft der beiden Schreiber angefangen hatte, seine Heldenthaten zu erzählen, und nur durch die Dazwischenkunft der beiden jungen Leute an der Fortsetzung verhindert wurde, war sogleich bereit, der Aufforderung des Franz nachzukommen. Freilich hatten mehrere der Gäste seine Kriegsabenteuer schon oft vernommen, und auch Franz, als ein häufiger Besucher des Kellers, hatte sie schon zu mehreren malen und gern gehört, weil er von jeher mehr Lust und Neigung gehabt hatte, das Schwert als die Feder zu führen. Er wurde nicht müde, Kriegsgeschichten zu hören, und er wußte auch, daß der Alte sich geschmeichelt fühlte, wenn man ihn zum Erzählen aufforderte und er gern das bereits hundertmal Mitgetheilte noch einmal auftischte. Als nun gar Peter Tappen, der Sohn des vornehmen und reichen Patriciers, seine Bitte mit der des Franz vereinigte, vermochte er nicht zu widerstehen, trank den Rest seines Weins aus und gab mehrere seiner Kriegsfahrten zum besten.

Sobald die an dem andern Tische im Hintergrunde sitzenden Bürger, die soeben mit der Erzählung und gründlichen Besprechung der Moltke'schen Ver-

schwörung und Hinrichtung zu Ende waren, von dem großen deutschen Kriege erzählen hörten, rückten sie auch näher und lauschten mit augenscheinlichem Wohlbehagen den Greuelscenen jener blutigen Tage, von denen ihre Väter und Mütter ihnen gleichfalls so vieles zu erzählen gewußt hatten. Vorzugsweise aber war Franz Bruckmann wieder ganz Ohr, und seine angeborene Lust zum Soldatenstande bekam durch diese Erzählung wieder neue Nahrung. Seine Neigung wuchs immer von neuem bei den Mittheilungen des Alten, besonders da er durch so viele Beispiele bewahrheitet fand, wie leicht es in Kriegszeiten ist, zu hohen Würden sich emporzuschwingen. Sein Herz lachte ihm vor Freude, und er bereute es im stillen wol tausendmal, seiner Neigung nicht längst gefolgt zu sein. Lieber heute als morgen hätte er die Feder mit dem Schwerte vertauscht. Die Erzählung des alten Kriegers war sehr lebendig und riß die Zuhörer mit sich fort, sodaß sie sich mitten in die Zeit des großen deutschen Kriegs versetzt glaubten.

Es wurde bei dieser Gelegenheit manches Glas Wein mehr getrunken als sonst, und besonders da der Student, dessen Mittel es ja erlaubten, heute in besonderer Aufgeräumtheit sämmtlichen Anwesenden so viel des edeln Rebensafts zum besten gab, als sie

nur trinken wollten. Seine Freigebigkeit entsprang aber diesmal aus unlautern und gewissermaßen selbstsüchtigen Beweggründen. Er war ein Schalk und wollte der ganzen Gesellschaft ein Räuschlein anbinden, um seine Kurzweil an ihr zu haben. Er erreichte auch mehr oder weniger seinen Zweck, aber auf Kosten seiner eigenen Nüchternheit.

Als der alte Krachwedel seine Erzählung, die häufig durch die verwunderungsvollen Ausrufe seiner Zuhörerschaft und durch das Gläserklingen derselben unterbrochen wurde, endlich mit fast lallender Zunge zu Ende geführt hatte, waren alle Anwesenden ihrer gesunden Sinne eben nicht sehr mächtig mehr. Es entstand ein wüster Lärm; sie schrien wild durcheinander, disputirten und zankten sich. Der Student renommirte von seinen Heldenthaten in Helmstedt, denen Krachwedel dann noch bei weitem größere entgegenzustellen hatte. Kraftausdrücke und Flüche standen Peter Tappen in großer Auswahl zu Gebote, doch gegen Krachwedel konnte er nicht aufkommen. Er legte sich endlich der Länge nach auf seine Bank und brüllte mit heiserer Stimme, das volle Weinglas über seinem Kopfe schwenkend: Mihi est propositum, in taberna mori! Der Alte jodelte mit zitternder Stimme dazwischen:

Trink' ich Wasser, so häng' ichs Maul,
Trink' ich Bier, so werd' ich faul,
Trink' ich Wein, so werd' ich voll,
Ich weiß nicht, was ich trinken soll!

Franz Bruckmann, der sich in die schönen Zeiten des Dreißigjährigen Kriegs zurückversetzt und selbst ein Kriegsheld zu sein wähnte, stieß mit einem der Bürger an und sang:

Frisch und unverzagt, beherzt und wacker!
Der scharfe Sabel ist mein Acker,
Und Beutemachen ist mein Pflug,
Damit gewinn' ich Geld genug!

Der Ordensgeistliche hatte sich neben Dininger gesetzt, um mit diesem über das Glück der Ehelosigkeit zu plaudern, als er plötzlich von der flachen Klinge des Studenten einen ziemlich derben Schlag auf den Rücken erhielt. Erschrocken und unter heftigem Achselzucken schaute er sich ärgerlich und mit einem vor Schmerz verzerrten Gesichte um.

Quod ego sum, hoc tu non es! rief der Student lachend.

Freilich, freilich, erwiderte der Mönch, die schmerzhafte Stelle reibend.

Ego sum homo, sagte der Student weiter, ergo tu non es homo.

Der Mönch lächelte, insoweit seine Schmerzen ihm das gestatteten, und sagte: Quod ego non sum, hoc tu es; ego non sum asinus, ergo tu es asinus!

Die beiden Schreiber, die so viel Latein gelernt hatten, um diese Phrase verstehen zu können, brachen in ein schallendes Gelächter aus, während Peter Tappen ein sehr ärgerliches Gesicht machte und sicherlich von Herzen wünschte, still geschwiegen zu haben. Dann, um seine Uebereilung wieder gut zu machen, ergriff er sein Glas von neuem und sagte, sich an Pater Bernhardus wendend:

Propino tibi poculum, amice optime,
Respondebis ad placitum praesenti tempore!

Zwei von den anwesenden Bürgern waren darüber in Streit gerathen, ob es recht sei, in dem steinernen Galgen vor dem Steinthore auch solche Leute aufzuknüpfen, die sich das Bürgerrecht in der Stadt noch nicht erworben hätten. Der eine derselben, ein kleines Männchen mit einer stattlichen Perrüke und einer so spitzen Nase, daß man Krammetsvögel daran hätte braten können — der geneigte Leser hat bereits seine Bekanntschaft im ersten Kapitel gemacht, es war der Perrükenmacher Hirselmann — behauptete, dieser Galgen gehöre ebensowol der Stadt wie der hölzerne

Galgen auf dem Marktplatze, und er sei nur für die Bürger und Bürgerskinder gebaut, nicht aber für allerlei zusammengelaufenes Gesindel. Es sei ein Eingriff in die bürgerlichen Rechte und eine Entweihung dieses höchst nützlichen und nothwendigen Instituts, wenn man Zigeuner, Bärenführer, Juden und überhaupt solche Leute hineinhängen wolle, die außerhalb des Weichbildes geboren, kein Bürgerrecht erworben und vielleicht nicht einmal des hanfenen Kragens, mit dem sie geziert würden, werth seien.

Der andere Bürger dagegen, ein Honigkuchenbäcker, mit einem rothen, aufgedunsenen Gesichte und einer mächtigen, rubinrothen und blau angelaufenen Stumpfnase, meinte, es schimpfire die Bürger der kurfürstlichen Residenz durchaus nicht und es sei der städtischen Feldglocke ganz gleichgültig, wen man als Klöpfer hineinhinge.

Alle Anwesenden hatten gar bald ihre Aufmerksamkeit schließlich auf diesen Streit gerichtet. Sie haben beide zu tief in die gläsernen Schriften gesehen, sagte Peter Tappen lallend zu dem Mönch. Hört, Pater Bernhardus, sie sollen es durch einen Zweikampf ausmachen, wer recht hat.

Der Pater that als überhöre er diese Worte.

Krachwedel aber lallte und schlug dabei auf den

Tisch, daß die Weingläser tanzten: Potz Pappenheim und Wallenstein! das ist ein guter Einfall — durch einen Zweikampf ausmachen — duelliren, ja, duelliren sollen sie sich, Peter Tappen, sollen sie! Der König von Schweden da, der Perrükenmacher, kann Euern Sanfänger bekommen, Musje Tappen, und dem Honigkuchenbäcker da drücken wir die alte verrostete Plempe des Kellerwirthes Leisewitz, mit der sein Vater den Dreißigjährigen Krieg durchgemacht hat, in die tapfere Faust. Das gibt eine angenehme Kurzweil — gibt es. Habt Ihr es gehört, Leisewitz? Suchet den alten Wallensteiner hervor!

Der Wirth stand unschlüssig da und blickte auf den Pater, was dieser dazu sagen würde.

Thut's nicht, Leisewitz, sagte er, ihn mit gläsernen Augen anstarrend, die er offen zu halten Mühe hatte; nein, thut's nicht, sie könnten sich beide ein Leid zufügen und wir müßten dann das Bad austragen. Wir können hier unsern unschuldigen Jocum und harmlose Kurzweil auch ohne Gottesgericht haben, mit Waffen soll man keinen Scherz treiben, Waffen sein ein gefährliches Spielzeug.

Duelliren müssen sie sich, wir wollen wissen, wer recht hat, rief der Student.

Ja, duelliren! wir wollen wissen, wer recht hat!

wiederholte Krachwedel und schlug abermals mit der Faust auf den Tisch.

Wenn denn durchaus ein Gottesgericht angewendet werden soll, entgegnete der Pater, welches sich aber vielmehr für die obern Räume des Rathhauses und für die Herren Gerichtsschöffen passet als für die Kellerräume und deren Insassen, so lasset zween frische Würste holen, damit sie sich kämpfen können, bis kein heiler Fetzen mehr an ihnen ist — an denen Würsten nämlich, setzte er, sich an Dininger wendend, leise hinzu.

Mit zween frischen Würsten! ha! ha! lachte Krachwedel, das gibt einen Hauptspaß. Lasset zween frische Würste holen, Musje Tappen!

Nein, sie sollen noch Wein saufen, eine ganze Bouteille jeder, lautete des Studenten Antwort.

Consentio! rief der Pater Bernhardus, das ist das beste Gottesgericht — mit dieser schönen Gottesgabe — aber nur keine Waffen! Waffen sein ein gefährliches Spielzeug. Wein! Wein! und wer die Bouteille am ersten leert, der hat recht.

Der hat recht! lallte Krachwedel und stützte seinen Kopf in die Hand.

Auf die Forderung des Studenten wurden den beiden streitenden Bürgern, die in ihrem Eifer nicht

viel von den Verhandlungen der übrigen Gäste in Betreff ihrer gehört hatten, wirklich noch zwei Flaschen Wein vorgesetzt. Sie nahmen dieselben noch dankbar lächelnd entgegen, weigerten sich aber hartnäckig, als man ihnen den Wunsch und Beschluß der Gesellschaft kund that, dieselben mit möglichster Raschheit, Glas auf Glas, zu leeren. Sie erklärten sich beide dazu außer Stande. Ihre Weigerung war aber vergebens; es wurde ihnen bedeutet, daß es zur Erforschung der Wahrheit durchaus nothwendig sei, solchem Gottes=urtheile sich zu unterziehen. Man zwang sie endlich, dem allgemeinen Verlangen nachzugeben, und schenkte ihnen die Gläser voll.

Sie wurden durch das Geschrei der Gäste über=stimmt und genöthigt, den Kampf zu beginnen.

Eine Viertelstunde später war die Flasche des Per=rükenmachers geleert. Mit einem tiefen Seufzer sank er in seinen Stuhl zurück und wurde mit einem wü=sten Jubelgeschrei von den sämmtlichen Anwesenden als Sieger ausgerufen.

Der König von Schweden hat gesiegt! rief der Wirth.

Es konnte auch nicht anders kommen, er mußte recht behalten, sagte der Sattlermeister. Der stei=nerne Galgen ist nur zum Besten der Bürger und

Bürgerskinder aufgerichtet; ich habe es auch immer behauptet.

Es wurde sodann von den Anwesenden noch viel über diesen Gegenstand gesprochen, bevor man sich zum Aufbruch rüstete.

Es ist doch ein recht angenehmer Abend gewesen, meinte der Student, indem er die Zeche bezahlte und sich gleichfalls zum Heimgange bereit machte.

Ein sehr angenehmer Abend, mein lieber Musje Tappen, sagte Krachwedel, seinen Dreimaster vom Haken nehmend, haben unbändig viel Kurzweil gehabt. Hat es Euch auch gefallen, Pater Bernhardus?

Ita est. Haben ja außerordentlich viel gelacht und gescherzet, ich glaube, wir sein alle ohne Ausnahme recht lustig gewesen, und haben uns bene gethan wie im Kloster. Gedenket Ihr noch längere Zeit hier in Euerer Vaterstadt zu verbleiben, Studiose carissime?

Ja, noch unterschiedliche Wochen.

Das ist mir sehr lieb, zu hören, dann hat man doch einen Menschen hier, einen virum doctum, mit dem man über gelehrte Dinge sich anmuthig unterhalten und disputiren kann. Es ist mir sehr ehrenvoll gewesen, daß ich Euere angenehme Bekanntschaft gemacht habe. Thut Ihr hier öfter verkehren? Kann

ich Euch etwa morgen Abend hier wieder treffen? Wir sein fast immer hier, fügte er, auf den Invaliden weisend, hinzu.

Der Student, dem die Sprache bereits schwer wurde, nickte.

Ja, wir sein immer hier, Musje Tappen, wiederholte der alte Krachwedel, seinen weißen Schnurrbart streichend. Ich habe Euch auch schon die Frage vorlegen wollen, Musje Tappen, ob Ihr morgen Abend wiederkommen thätet. Wir sein immer hier, Musje Tappen. — Aber was ist denn das für ein Geschnarche? Hol' mich der Meister Fix! die beiden Federfuchser sind fest eingeschlafen! Potz Pappenheim und Wallenstein! Sind das schwache Seelen! Kerle von zwanzig Jahren werden besoffen und müde von zwei Tropfen Wein, und ich alter lahmer Hund, der seine achtzig auf dem Rücken hat, trinke noch mit dem Teufel um die Wette, wenn's noth thut, und saufe ihn untern Tisch, wenn's noth thut. Nein, Peter Tappen, da sind wir doch andere Helden, wir alten Krieger! Ihr Schwachköpfe, ihr Memmen, ihr Hasenherzen, ihr Federfuchser! wacht auf und sputet euch, daß ihr zu Hause und ins Bett kommt, sonst habt ihr morgen steife Glieder und lahme Finger. Potz Pappenheim

und Wallenstein! was haben die Burschen für einen Bärenschlaf!

Nach langem und heftigem Rütteln von seiten des alten Kriegers ermunterten sie sich endlich, richteten mühsam ihre Köpfe empor und schauten sich zur großen Belustigung der Anwesenden verwundert um. Man sagte ihnen, daß es nun Zeit sei, aufzubrechen, und daß sie sich schämen möchten, bei so angenehmer Conversation und Kurzweil einzuschlafen, und daß sie nicht versäumen sollten, morgen wiederzukommen.

Kaum noch ihrer Sinne mächtig, brach nun die ganze Gesellschaft lärmend auf. Sie verabschiedeten sich vom Wirth und taumelten die Stufen der Kellertreppe hinauf auf die Straße. Zu zweien oder dreien gingen sie Arm in Arm ihren Wohnungen zu.

So etwas kommt nicht alle Tage. Potz Pappenheim und Wallenstein! So viel Wein habe ich lange nicht getrunken! sagte der Invalide zu dem Ordensgeistlichen, mit dem er Arm in Arm in die Kramerstraße einbog.

Haben in Wahrheit gelebt wie im Kloster. Wir sein wirklich anständig tractiret worden.

Bis morgen, Musje Tappen! Alter Krieger! rief Krachwedel dem Studenten nach. Vergesset es nicht,

Euch morgen Abend wieder im Keller einzufinden! Wir sein immer da!

Peter Tappen entgegnete, daß er kommen würde.

Vale mi amice! rief der Pater Bernhardus ihm nach, der eben die Thür seiner Wohnung öffnete, die in unmittelbarer Nähe der Krachwedel'schen Behausung lag. Sie drückten sich beim Abschiede stumm die Hand, doch sagte ihr Händedruck mehr als Worte. Sie verstanden sich.

Die beiden Schreiber waren unterdessen in mächtigen Krümmungen und Schlangenwegen in der Nähe des Galgens am Marktplatze angelangt. Hier verabschiedeten sie sich bis zum folgenden Morgen, sich gegenseitig mit unverständlichem Abschiedsgruße die Hand reichend.

Siebentes Kapitel.

Getäuschte Hoffnung.

Und wallen meine Tage trüber
Und bringt kein Trost von ihr zu mir,
Und bringt mein Sehnen nicht zu ihr,
Kein Wort von ihr zu mir herüber;
Mein stilles Glück ist nicht getrübt,
Ich weiß ja doch, daß sie mich liebt.
W. Hauff.

Wiederum war es Sonntag geworden.

Der Pastor Sackmann in Limmer kehrte mit gemessenen Schritten aus der Kirche, wo er soeben seinem verstorbenen Küster Wichmann eine Leichenpredigt gehalten hatte, in seine nahe liegende Pfarrwohnung zurück. In stillem Schmerze über den Verlust dieses seines Schullehrers, mit dem er — ein seltener Fall — immerdar auf einem freundschaftlichen Fuße gelebt hatte, und dem er daher auch in der uns noch erhaltenen Leichenpredigt ein unvergängliches

Denkmal gesetzt, schritt er die Stufen der Treppe hinauf und trat in sein Arbeitszimmer.

Seine jüngste Tochter Anna Katharine eilte ihm nach und war ihm beim Ausziehen seines Talars behülflich. Er zog seine Hausjacke an und warf sich gedankenvoll und kummerschwer in einen weiten, großarmigen Lehnstuhl, wo er, nachdem er einige Worte mit seiner Tochter gewechselt hatte, die sich dann wieder eiligst davonmachte, um der Mutter in der Küche behülflich zu sein, still vor sich hinbrütete und das Leben des Verstorbenen noch einmal vor seiner Seele vorüberziehen ließ. Es tauchten viel heitere, aber auch viel trübe Bilder vor ihm auf, zu denen sich dann auch durch seltsame, aber doch nicht seltene Gedankenverbindung gar bald noch die Sorgen um das Wohl oder Wehe seiner beiden Töchter, besonders aber seiner ältesten Tochter Johanne Marie gesellten. Ihre Liebe zu dem Schreiber, der nach seiner Ansicht doch wol keine redlichen Absichten haben mochte, weil er sich noch nicht wieder hatte blicken lassen, machte ihm das Herz außerordentlich schwer. Er hatte sie oft, nachdem er die Sache reiflich erwogen, theils in Gegenwart der Mutter, theils unter vier Augen, gebeten und ermahnt, dieses jungen Menschen zu vergessen und ihre Liebe einem würdigern Manne aufzu-

bewahren, von dessen redlicher Absicht und Gottesfurcht man sich von vornherein überzeugt halten dürfte. Franz könne unmöglich ein guter, rechtschaffener Mensch sein, und nur einem solchen solle sie dereinst ihre Hand fürs Leben reichen, und was dergleichen Redensarten mehr waren. Aber vergebens! Je mehr er den Geliebten tadelnd in ihren Augen herabzusetzen suchte, desto reichlicher quoll sein Lob aus ihrem Munde.

Franz hatte allerdings gefehlt, er hatte den Schein gegen sich, und da er obendrein das Unglück hatte, zufällig der Schreiber des Philosophen Leibniz zu sein, so war dies für Sackmann Grund genug, der Neigung seiner Tochter streng entgegenzutreten. Andere Gründe hatte er niemals geltend gemacht; er mochte sich auch überzeugt halten, daß dies der einzige Grund seiner Abneigung gegen Franz Bruckmann sei. Hätte der gute Sackmann aber sein Herz genauer geprüft, so würde er in der Tiefe desselben eine kleine unlautere Quelle entdeckt haben, die, ohne daß es ihm zum deutlichen Bewußtsein gekommen war, das Rad des Widerspruchs und seiner Abneigung gegen diese Verbindung in Bewegung setzte. Es war der Hochmuth, der sich im gerechten Stolz auf seine Töchter bei ihm festgesetzt hatte, eine Untugend, welcher er insbesondere sehr fern zu stehen glaubte und gegen die

er in seinen Predigten so oft polemisirt hatte. Ein Schreiber war zu gering für seine Tochter, am liebsten hätte er einen Prediger zu seinem Schwiegersohn gehabt. Als solchen hatte er sich bereits längst einen jungen Geistlichen in einem benachbarten Dorfe ausersehen, der ihm auch schon häufig Besuche abgestattet und Johanne Marie immer recht wohlwollend angeblickt hatte. Dahin zielten seine Wünsche, aber sie schienen ihm zu kühn, und solches Glück bei seinen Lebensansichten, bittern Täuschungen und Erfahrungen zu glänzend, als daß er es gewagt hätte, dasselbe sich deutlich auszumalen, zum klaren Bewußtsein zu bringen oder gar laut werden zu lassen.

Seine Frau, in deren Herzen auch wol schon dämmernd diese Hoffnung aufgetaucht war, hatte es gleichfalls noch niemals gewagt, eine Silbe darüber zu äußern. Sie verhielt sich hinsichtlich der Neigung ihrer Tochter parteilos und war, wie alle Mütter, im höchsten Grade nachsichtig gegen ihre Kinder.

Während der alte Pfarrer im Sorgenstuhl sich seinen Gedanken und Empfindungen überließ, wurde in der großen Familienstube des Erdgeschosses der Tisch gedeckt und von den Töchtern mit den von der Hand der sorgsamen Mutter zubereiteten Speisen besetzt.

Die Schale mit der dampfenden Suppe noch in den Händen haltend, trat die Pastorin aus der Küche und rief, ihre Stimme in die obern Räume des Hauses schickend: Vater, komm herunter, das Essen ist fertig! — Dann stellte sie die Schale auf den Tisch, rückte den Stuhl ihres Mannes heran und erwartete, einige Worte mit ihren Töchtern wechselnd, die Ankunft desselben.

Er ließ auch nicht lange auf sich warten.

Als er seinen Platz eingenommen und seine Serviette in dem obersten Knopfloche seiner Hausjacke befestigt hatte, gab er dadurch, daß er den Stuhl zurückschob und sich von seinem Sitze erhob, das Zeichen zum Tischgebet. Seine Frau und Töchter folgten seinem Beispiele. Die Hände faltend sprach er folgende Worte:

Gott, aus welchem alles quillet,
Der so Flut als Erde füllet,
Der du, was uns noth ist, schenkst,
Der du dein Geschöpfe liebest,
Allem Fleische Speise gibest,
Alles nährst, erhältst und tränkst,
Gib, daß wir an diesen Gaben
Wie den Leib, die Seel' auch laben!
Laß uns stets mit Dankbarkeit
Nebst des Essens Nahrungssegen
Des Geschmacks Verschiedenheit
In der Speis' und Zung' erwägen!

Jeden Bissen, den wir schmecken,
Laß uns deine Huld entdecken,
So gereichet Trank und Speise
Uns zur Freude, dir zum Preise!

Das Essen wollte heute dem Pastor Sackmann gar nicht recht munden; der Kummer um den Verlust seines Schulmeisters, mit dem er so viele Jahre in brüderlicher Einigkeit und Freundschaft gelebt, hatte ihm die Eßlust, über die er gottlob! nie zu klagen brauchte, genommen und machte ihn heute außerordentlich einsilbig und grämlich. Vergebens bemühte sich seine Frau, ihn durch Klatschgeschichten aus dem Dorfe, von denen sie immer eine gute Menge in Bereitschaft hatte, in eine andere Stimmung zu versetzen. Er hörte heute kam danach hin und blieb auch ferner, als seine Eheliebste im Bedürfniß der Mittheilung sich an ihre Töchter wandte, theilnahmlos. Diese merkten die Quelle des väterlichen Kummers, den sie aber durch möglichste Schweigsamkeit ehrten, wie viel sie auch sonst immer zu plaudern wußten.

Die Folge solcher Wortkargheit war eine allgemeine Verstimmung und Unbehaglichkeit, welche nun platzgriff. Nur einmal leuchtete ein Sonnenstrahl in das bekümmerte Herz des limmerschen Seelsorgers, als nämlich seine Gattin, die sich stolz fühlte, daß in

der heutigen Leichenpredigt ihrer selbst so rühmlich Erwähnung geschehen war, dieser Rede ihr volles Lob zu Theil werden ließ. Er nickte ihr freundlich zu, versank aber bald wieder in seine alte Traurigkeit. Schneller als dies sonst der Fall zu sein pflegte, war das Geschäft des Essens beendigt. Sackmann schob seinen Stuhl zurück, hob die Tafel auf und betete, die Hände faltend, also:

Herr Gott, nun sei gepreiset,
Wir sag'n dir großen Dank.
Du hast uns wohl gespeiset,
Gegeben guten Trank.
Dein' Mildigkeit zu merken,
Und unsern Glaub'n zu stärken,
Daß du seist unser Gott.
Ob wir es gleich genommen,
Mit Lust und Uebermaß,
Dadurch wir möchten kommen
Vielleicht in deinen Haß.
So wollest uns aus Gnaden
O Herr nicht lassen schaden
Durch Christum, deinen Sohn. Amen.

Nach diesem Gebete wünschte er den Seinen eine gesegnete Mahlzeit und entfernte sich.

Wenige Augenblicke später saß er wieder auf seinem Studirzimmer und blätterte in dem Katechismus, um sich auf die in dem nachmittägigen Gottesdienste stattfindende Kinderlehre vorzubereiten.

Er hatte sich eben in das zehnte Gebot vertieft, über das er zu katechisiren gedachte, als er durch ein Klopfen an seine Stubenthür in seiner Vorbereitung gestört wurde.

Auf seinen Hereinruf trat mit einer gewissen Scheu und unter tiefen Verbeugungen — Franz Bruckmann herein.

Er hatte sich nach damaliger Mode auf das stattlichste herausgeputzt, seine Schuhe mit blanken, neuen Schnallen versehen und sich mit seiner besten Perrüke geschmückt.

Ich bitte zu excusiren, hochehrwürdigster Herr Pastor — so begann er — wenn ich Eure Hochehrwürden in Dero tiefsinnigen Meditationibus und Reflectionibus störe, insonderheit wenn ich es gerade heute, als am Sonntage, unternommen habe, von Dero ohnehin schon so kostbaren Zeit einige Minuten zu rauben.

Was begehret Ihr? fragte Sackmann, der es ahnte, wen er vor sich hatte, in etwas barschem Tone, indem er seinen Katechismus beiseite und sein Gesicht in düstere Falten legte.

Mein Name ist Franz Bruckmann, und ich bin Schreiber bei dem kurfürstlichen Geheimrath Herrn Leibniz —

Also Ihr seid derselbe, unterbrach Sackmann die Anrede des jungen Menschen, der den Montag vor acht Tagen aus dem Fenster sprang, als ich mit meiner Eheliebsten von der Tafel Seiner kurfürstlichen Durchlaucht nach Hause zurückkehrte? Was will Er?

Wollten doch Eure Hochehrwürden einige Augenblicke geruhen, meinen Worten Audienz zu geben.

Kann's mir schon denken, was Er will. Aber schlage Er sich diese Gedanken aus dem Kopfe, meine Tochter bekommt Er nicht.

Also Eure Hochehrwürden wissen schon, was mich hierher führte?

Gewiß weiß ich es, was Ihn hierher führt, Er verliebter Thor! Er Grundschelm! Er Ehrenräuber! Er Galgendieb! Er ist noch viel zu jung, ist noch ein viel zu großer Gelbschnabel, um dem alten Jobst Sackmann, der da ist der Seelenhirt der limmerschen Gemeinde, einen Narren aufzubinden! Mag Er nun ein Schreiber des Raths Löwenix — des Geheimraths wollte ich sagen, bald hätte ich mich versprochen — oder des leibhaftigen Fürsten der Hölle, Beelzebub, selber sein, das läuft auf Eins hinaus.

Aber hören Eure Hochehrwürden doch nur — — —

Hören? nichts will ich hören von Ihm, gar nichts,

sintemal ich mir schon denken kann, was Er mir sagen will.

Ich bin gekommen, stammelte Franz, um Dero Hochwürden pflichtschuldigst zu avertiren, daß Dero Demoiselle Tochter Johanne Marie und meine Wenigkeit — —

Ich bin harthörig, guter Freund, wenigstens für Seine Worte, die doch nicht aufrichtig gemeint sind. Sie würden auch nur Wermut für mich enthalten, wenn sie auch noch so sehr mit dem Zucker der neumodigen Politesse überstreuet wären. Mache Er mich nicht erst boshaft! fuhr Sackmann mit dem Finger drohend fort. Er weiß, was ich von Ihm halte, Er Fuchs auf dem Hühnerhause. Laß Er es nicht erst so weit kommen, daß ich deutsch mit Ihm rede, sondern suche Er bei Zeiten das Loch zu gewinnen, welches der Zimmermann groß genug gemacht hat, daß auch die großen Prahlhänse aus der Stadt hindurchkommen können.

Aber Hochwürden! — Bedenken Dero Hochwürden doch, daß ich — —

Hochwürden hin, Hochwürden her! Hier ist gar nichts zu bedenken. Ein für allemal: Ich sehe Ihn lieber auf den Rücken, denn in das Gesicht, darum mache Er, daß Er fortkommt, wenn Er Sich nicht

der Unannehmlichkeit aussetzen will, daß ich meinen Nachbar rufe, um Ihn dahin tragen zu lassen, wohin zu gehen in diesem Falle bequemer sein würde. Er handelt also klug, Sich eiligst wieder auf die Sohlen zu machen und Sich niemals wieder in Limmer blicken zu lassen, um wie ein Gespenst oder Dieb in die Fenster zu schlüpfen und ehrsame Jungfrauen auf den Weg des Bösen zu führen. Will Er Mädchen verführen, so bleibe Er in der Stadt, Er Cujon! aber muthmaßlich gibt es dort keine mehr zu verderben und nun kommt Er hier aufs Dorf, schleicht sich bei nächtlicher Zeit in die Pfarre, hier in mein Haus, um mir meinen guten Namen zu rauben und mich und die Meinigen zu beschimpfen. Aber Gott gab Gnade, daß ich noch zu rechter Zeit darauf zukam und der Katze das Mausen wehren konnte. Nicht wahr, Musje Bruckmann, das hatten wir nicht vermuthet?

Thränen standen dem armen Franz in den Augen. Längst schon hatte er in gerechter Entrüstung wieder davoneilen wollen, aber immer wieder war er durch die je länger desto mehr sich häufende Beschimpfung und Beleidigung veranlaßt worden, noch zu bleiben, seine Ehre zu vertheidigen, dem alten, wunderlichen Manne eine bessere Meinung von sich beizubringen

und — wenn es überhaupt noch möglich wäre, seinen Zweck zu erreichen.

Eure Hochehrwürden thun mir unrecht! rief er endlich mit durch Thränen erstickter Stimme aus. Ihr verkennt meine redliche Absicht, verkennt mein Herz, das Euere Demoiselle Tochter Johanne Marie so unaussprechlich liebt.

Meine Tochter ist keine Demoiselle, soll auch keine Demoiselle sein, sie ist 'ne Jungfer, und ich danke meinem Schöpfer, daß ich noch frühzeitig genug dazukam, um den Fuchs aus meinen Trauben zu verscheuchen, und Johanne Marie also immer noch eine Jungfer oder, was dasselbe bedeutet: Jungfrau, wie man vor diesem zu sagen pflegte, benamsen kann. Und Er will von redlichen Absichten reden? Sind das etwa redliche Absichten; oder darf man solche voraussetzen, wenn Er heimliche Zusammenkünfte mit meiner Tochter hat, hinter meinem Rücken sich in das Pfarrhaus schleicht und, sobald Er meiner ansichtig wird, aus dem Fenster springt? wie?

Ich schwöre es Euch, daß meine Absichten redlich sind und daß nur die große Ueberraschung, der augenblickliche Schreck mich zur Flucht veranlaßte. Ich habe diese Uebereilung bitter bereut und bitte Eure Hochehrwürden, mir dieselbe zu verzeihen.

Er hat mein Vertrauen durch Seinen Leichtsinn verscherzt. Meine Tochter bekommt Er nicht, und damit Punctum und Gott befohlen. Was will Er überhaupt schon mit einer Frau? — Wie alt ist Er?

Zwanzig Jahre, ich werde bald einundzwanzig.

In Hinsicht auf das Alter möchte es schon sein, aber ich vermeine, daß Er noch keine Frau ernähren kann.

Der Herr Geheimrath Leibniz, dessen Schreiber zu sein ich die Ehre habe, hat mein Monatsgehalt erhöht, sodaß ich nunmehr unter bescheidenen Ansprüchen recht wohl im Stande bin, eine Frau zu ernähren. Es gibt mehrere meines Standes, ja, noch höher gestellte Personen, die nicht eine so große Einnahme haben wie ich, und doch mit Frau und Kindern davon leben müssen.

Wie hoch beläuft sich denn Seine Einnahme jährlich?

Einhundertundsechzig Thaler.

Viel, sehr viel für einen jungen Menschen von Seinen Jahren.

Uebrigens gedenke ich noch mindestens ein Jahr, auch wenn es zwei Jahre werden sollten, zu warten.

Das wird das Beste sein, Er wartet noch einige Jahre, bis dahin fließt noch viel Wasser hinter unserm

Garten, und Sein Rausch ist dann, so Gott will, verflogen. Aber wenn Er denn durchaus heirathen will, muß es denn gerade meine Tochter Johanne Marie sein?

Nie würde ich eine andere lieben können, und wenn Eure Hochehrwürden das Glück zweier Menschen begründen wollen, so stoßet mich nicht grausam zurück. Beider Herzen, das meinige und das der Johanne Marie, würden elendiglich verbluten.

Er kann ganz hübsch sprechen, wie ich merke, und hat das Maulwerk an der rechten Stelle. Es ist schade, daß Er kein Prediger geworden ist! — So schlimm indessen, wie Er Sich das fürstellt, wird es allerdings nicht werden. Das sind Redensarten, ich kenne das und lasse mich davon nicht bethören, trotz meines weichen Herzens. Ein Vater muß am besten wissen, was seinem Kinde zum Wohle gereicht. Nun sage Er mir aber 'mal, wo in aller Welt hat Er denn meine Tochter kennen gelernt?

In der Kirche, hier zu Limmer. Hier sah ich sie zuerst und unsere Herzen verstanden sich sogleich.

In der Kirche? Habe ich recht gehört? In der Kirche? im Gotteshause? Ich habe mich also nicht in Ihm getäuscht! Solch ein Patron ist Er, daß Er das Gotteshaus zu solchen irdischen Zwecken be-

nutzt und entweiht? daß Er mit denen Jungfern liebäugelt anstatt mit Seinem himmlischen Vater? daß Er absichtlich unreine Gedanken und Begierden in Sein Herz aufnimmt, anstatt dasselbige von denenselben freizumachen?! Wanne! wanne! Er wird viel zu verantworten haben, wenn Er dereinst vor Gottes Richterstuhle erscheint! Ich möchte in Seiner Haut nicht stecken!

Es war ja nur ein Zufall, hochwürdigster Herr Pastor, daß ich die Jungfer Johanne Marie in der Kirche erblickte, und ich bin ja nicht in der Absicht hineingegangen, mich zu verlieben.

Was hat Er überhaupt in der limmerschen Kirche zu thun? Er gehört in die Sanct-Georgenkirche zu Hannover, wohin Sein Herr und Meister Löwenix auch gehört, aber leider Gottes nicht angetroffen wird.

Es war vor nun fast einem Vierteljahre, sagte Franz, als der Perrükenmacher Hirselmann sich die Kurzweil machte, sich für den König von Schweden auszugeben. Ich gehöre zu seinen Befreundeten und konnte es nicht unterlassen, mit ihm zu fahren und zu beobachten, welchen Eindruck sein Erscheinen auf die Bauern machen würde.

Er hat es gehört, wie ich den losen Vogel abgekanzelt habe, und wenn ich gewußt hätte, daß Er sein Freund und Gefährte bei diesen Narrenspossen und Schalksstreichen gewesen wäre, so hätte Er auch Seine Lection bekommen, Er Cujon, Er Galgenstrick! Was? Er hat mich alten Mann zum besten haben wollen und wagt es nun, um die Hand meiner Tochter anzuhalten? Ich habe es Ihm schon einmal gesagt, daß ich nichts, gar *nichts* von Ihm wissen will; hört Er? gar nichts! Durch schöne Redensarten und Seinen feinen Anzug lasse ich mich nicht bestechen. Es kommt mir allein auf das Herz an, versteht Er mich? auf das Herz! und ich habe mich hinreichend überzeugt, daß es bei Ihm hier nicht richtig ist.

Bei diesen Worten deutete Sackmann auf die linke Seite seiner Brust; Franz aber erwiderte kleinlaut: O könnten Eure Hochehrwürden einen Blick in mein Herz thun, Hochdieselben würden bald eine bessere Meinung von mir bekommen. Daß ich gefehlt habe gegen den Herrn Pastor und Dero Frau Eheliebste, das räume ich ein und bereue es gar tief, sodaß ich den Herrn Pastor gehorsamst bitte, mir zu pardonniren. Ihr könnt Euch überzeugt halten, daß ich in Hinblick auf meine Inclination zu

Dero Jungfer Tochter Johanne Marie die redlichsten Absichten von der Welt hege, daß ich dieselbe über alle maßen liebe und ihren Lebenspfad mit den allerschönsten und ausgesuchtesten Rosen bestreuen werde, wenn mir die Göttin Fortuna huldreich lächelt und mir das anbetungswürdige Wesen durch die Güte und Gewogenheit Eurer Hochehrwürden und Dero Frau Eheliebsten an mein liebeglühendes und gleichsam brennendes Herz leget.

Er kann sprechen wie ein Buch; aber was ich gesagt habe, dabei bleibt's. Nun aber muß ich ernstlich bitten, meine Wohnung zu verlassen; ich kann mich nicht länger mehr mit Ihm unterhalten, denn ich muß mich vorbereiten auf die Kinderlehre.

In diesem Augenblick wurde die Thür geöffnet, und herein traten — Mutter und Tochter.

Beide hatten in angeborener und diesmal zu entschuldigender Neugierde bereits eine Weile am Schlüsselloche der Unterredung der beiden Männer mit gespannter Aufmerksamkeit gelauscht. Länger konnten sie sich nicht zurückhalten.

Während Johanne Marie schüchtern und verschämt der Mutter folgte, trat diese in heftiger Erregtheit und mit klopfendem Herzen zu ihrem Manne und sagte:

Vater, gib nach! ich kann's mir denken, was der junge Mensch von dir will. Gib nach und mache die beiden jungen Leute glücklich; sie haben sich lieb, das weiß ich. Johanne Marie zerfließt in Thränen und wird gewiß ins Wasser gehen, wenn sie ihren Willen nicht bekommt.

Auch Johanne Marie verband ihre Bitten mit denen der Mutter. Weinend bereits war sie eingetreten und ließ auch jetzt ihren Thränen freien Lauf. Sie legte ihr schönes Haupt an die Brust des Vaters und bat, indem sie ihm die Wange streichelte, um die Gewährung ihrer Wünsche. Auch Franz ergriff noch einmal bittend die Hand des Predigers, und schon begann die Eisrinde von seinem Herzen zu schmelzen, seine Worte wurden milder und der Ton seiner Stimme weicher; plötzlich aber, in der Furcht, sich in seiner Würde als Familienvater etwas zu vergeben, ermannte er sich wieder, indem er sich höher emporrichtete und einige Schritte zurücktrat.

Es will mir fast scheinen, sagte er, als hätte sich alles gegen mich verschworen. Aber ihr bietet vergebens euere Redekünste und Schmeichelkünste auf; ich bleibe fest. Es ist ein Unglück — mit

diesen Worten wandte er sich an seine Frau — daß du deinen Kindern immer deine schwache Seite zeigst, es ist ein Unglück, denn die Kinder merken das bald und benutzen es. Mich sollst du aber nicht unterkriegen! Mannshand bleibt oben, und ich muß es besser wissen, was unsern Kindern heilsam ist. — Johanne Marie, vergiß diesen jungen Menschen, denn glaube mir, du würdest unglücklich mit ihm leben. Ihr bekommt euch nicht! und dies ist mein letztes Wort in dieser Sache.

Die wiederholten, allseitigen Bitten blieben fruchtlos. Sein Herz war nicht zu erweichen, ja, er schien sich etwas darauf zugute zu thun und einen gewissen Stolz darin zu suchen, den Bestürmungen der Seinigen Trotz zu bieten.

Betrübt und hoffnungslos blickte Franz in die weinenden Augen der Geliebten. Er empfahl sich dem alten eigensinnigen Manne und verließ mit Mutter und Tochter zugleich das Zimmer. Die erstere suchte die jungen Leute, so gut es gehen wollte, zu trösten, doch Franz schüttelte betrübt den Kopf. Aber mit neuen Hoffnungen gestärkt eilte er dennoch von dannen, als Johanne Marie bei

seinem Abschiede ihn in Gegenwart der Mutter in die Arme schloß und küssend ihm gelobte:

Muth, lieber Franz! ich bleibe Euch getreu! Unter allen Umständen bleibe ich Euch getreu!

Achtes Kapitel.

Die Kartenlegerin.

> Es möchte kein Hund so länger leben,
> Drum hab' ich mich der Magie ergeben,
> Ob mir durch Geistes Kraft und Mund
> Nicht manch Geheimniß werde kund.
>
> Goethe's Faust.

Frau Barbara Gräber, die Witwe eines ehemaligen Stadtsoldaten und Nachtwächters, saß in ihrem kleinen Hinterstübchen in der Judenstraße und war damit beschäftigt, eine neue Wunderessenz in ihrer Ofenröhre zu brauen. Sie hatte deren bereits mehrere, welche in verschiedenen Fläschchen hinter einigen in alten Scherben befindlichen Balsaminenstauden auf dem Brete des einzigen Fensters, welches ihrer ärmlichen Wohnung Licht gab, versteckt standen.

Sie war eine Tausendkünstlerin, die vielseitig in der Stadt Hannover in Anspruch genommen wurde und für jedes Körper- oder Seelenleiden Mittel und

Rath hatte. Man schrieb ihr sogar übernatürliche Kenntnisse zu und die Gabe, den für die übrigen Sterblichen undurchdringlichen Schleier der Zukunft zu lichten und aus Sternen und Karten, aus geschmolzenem Blei, Kaffeesatz und Eiweiß das Geschick der Menschen vorhersagen zu können. Schon seit einer langen Reihe von Jahren genoß sie dieses für die damalige Zeit allerdings noch immer gefährlichen Rufes, und vornehm und gering wußten ihr ärmlich ausgestattetes Hinterstübchen aufzufinden, um sich Raths bei ihr zu erholen. Sie galt allgemein für eine Person, die mehr könne als Brot essen; aber ungeachtet ihrer dürftigen Lage, die jedem Besucher sogleich in die Augen sprang, und ungeachtet der geringen Bezahlung, die sie sich für ihre Mittel und die Ausübung ihrer Kunst geben ließ, hielt man sie doch für eine wohlhabende Frau, die nur deshalb sich in die Hülle der Armuth kleide, um die diebischen Menschen zu täuschen.

So sehr sie auf der einen Seite gesucht wurde, so sehr wurde sie auf der andern Seite aber auch gefürchtet, weil sie natürlicherweise zugleich in dem übeln Rufe der Zauberei stand. Man pflegte sie deshalb nicht anders als die Hexen-Gräbersche zu nennen, wenn auch diejenigen, welche Tröstung, Linderung

oder Heilung in ihren Mitteln gefunden hatten, in ihr mehr die Dienerin des guten als des bösen Princips sahen. Fieberkranken gab sie ein Gebräu von dem heilsamen Tausendgüldenkraut; Fröstelnden braute sie einen Thee aus Flieder; denjenigen, die über heftige Leibschmerzen klagten, einen Thee von Kamillen, oder hieß sie des Freitags ein frischgewaschenes Hemd anziehen; schwachen Personen gab sie den Saft vom Löwenzahn zu trinken; Wüstlingen ein Gebräu von Golddistelwurzeln; leichtfertigen Frauen und verliebten Männern Liebestränke, aus verschiedenen Pflanzen bereitet. Geizhälsen, die Furcht hatten, daß ihnen ihr Geld gestohlen werden oder durch Zauberei zu dem vorigen Besitzer zurückkehren könnte, rieth sie, Kreide zu dem Gelde zu legen; Aeltern, deren Kinder schwer sprechen lernten, verordnete sie Bettelbrot für dieselben. Müttern, deren Kinder beim Durchbruch der Zähne viel zu leiden hatten, gab sie den Rath, drei Sonntage stillschweigend aus der Kirche zu gehen und dann den leidenden Kindern jedesmal in den Mund zu hauchen. Leuten, die während heftigen Nasenblutens ihre Hülfe erbaten, gab sie eine am Fronleichnamstage mit der Wurzel ausgerissene Kornblume in die Hand. Das Blut gerieth sogleich ins Stocken, wenn die Blume in der Hand warm wurde. Oder

aber, wenn sie solche Kornblumen bereits verbraucht hatte, machte sie ein Kreuz über der blutenden Nase und murmelte dabei diese Worte:

Sanguis mane in venis,
Sicut Christus pro te in poenis,
Sanguis, mane fixus
Sicut Christus crucifixus.

Das heißt:

Blut, bleibe in den Adern, wie Christus für dich in der Sündenschuld,
Blut, bleibe fest, wie Christus am Kreuze festgenagelt wurde.

Weiber, die mit Ohrenreißen geplagt waren, hieß sie ein Beinkleid um den Kopf wickeln und schwitzen. Unglückliche, die mit der fallenden Sucht behaftet waren, mußten einen Zettel bei sich tragen, worauf folgender Spruch geschrieben stand, den sie diesen Personen, da sie selbst des Schreibens unkundig war, in die Feder dictirte:

Caspar fert Myrrham, Melchior Thus, Balthasar Aurum,
Haec tria qui secum portabit nomina Regum,
Solvitur a morbo Christi pietate caduco.

Das heißt:

Kaspar bringt Myrrhen, Melchior Weihrauch, Balthasar Gold,
Wer diese Namen der heiligen drei Könige bei sich trägt,
Der wird durch die Gnade Christi von der fallenden Sucht geheilt.

Leuten, denen der Hals geschwollen war, rieth sie, stillschweigend in eine Mühle zu gehen, von einem Sacke ein Band zu stehlen und dasselbe um den Hals zu binden. Feiglingen, die sich in einer schwachen oder leichtsinnigen Stunde als Soldaten hatten anwerben lassen und nun genöthigt waren, in den Reihen der Oesterreicher unter den Kurfürsten von Baiern und Sachsen gegen den Erbfeind der Christenheit, oder unter dem Kurprinzen Georg am Rhein gegen die Franzosen zu kämpfen, gab sie sogenannte Passauer Zettel, wodurch die Träger derselben hieb-, stich- und schußfest wurden. Aeltern, die Furcht hatten, daß ihre Kinder beschrien würden, mußten Wermut bei sich tragen. Wem eine Mücke ins Auge geflogen war und Rath bei ihr suchte, der mußte dreimal über die rechte Hand speien und dabei sprechen: Ich dacht' es wär' ein Stückchen Mist, und es war unser lieber Herr Jesus Christ.

Kurz, für jedes Uebel, selbst für Viehkrankheiten, wußte die Barbara Gräber ein Mittel; sie war eine gewaltig gescheidte Frau, und ebendeswegen gerieth sie bei vielen Leuten in den Ruf der Zauberei und Hexerei. Und wohl ihr, daß ihr guter Stern sie nicht ein Jahrhundert, ja ein halbes Jahrhundert früher geboren werden ließ — sie wäre ungeachtet der gro-

ßen Wohlthaten, die sie ihren hülfesuchenden, leidenden Mitbrüdern und Mitschwestern zu Theil werden ließ, unfehlbar auf den Scheiterhaufen gelegt und bei lebendigem Leibe elendiglich verbrannt worden. Sie lebte, wenn auch gefürchtet von vielen Seiten, doch unangefochten und auf ihre Weise recht glücklich. Nur Einen Kummer hatte sie, daß sie nämlich bei ihrem recht fühlbar werdenden Alter nicht mehr so häufig wie bisher in Feldern, auf Wiesen und an Gräben umherstreifen und heilsame Kräuter suchen konnte. Sie sah sich daher genöthigt, sich immermehr auf die Kunst des Kartenlegens zu werfen, des Vorhersagens aus geschmolzenem Blei, Eiweiß oder aus der Stellung und dem Laufe der Gestirne.

Auch in diesem Punkte hatte sie sich bereits seit einigen Jahren einen großen Ruf erworben.

Es verging kein Abend, an welchem nicht mehrere Personen, besonders aber Liebespaare zu ihr kamen, um ihr zukünftiges Geschick zu erfahren.

Mit großer Mühe hatte sie sich an dem heutigen Tage wieder einige Kräuter gesucht und war, wie schon erwähnt, damit beschäftigt, eine Wunderessenz daraus zu brauen, als jemand durch ein rasches Klopfen an die Stubenthür Einlaß begehrte. Auf ihren Hereinruf trat Franz Bruckmann in die Stube.

Ihre Augen fingen bereits an ziemlich schwach zu werden, und um nun den Ankömmling sich genauer anzusehen, nahm sie ihre kleine Blechlampe vom Tische, schob den Docht mit dem Finger weiter hinauf und leuchtete dem Fremden ins Gesicht.

Da sie hin und wieder in dem Hause, wo die Mutter des Franz wohnte, ein- und ausgegangen war, erkannte sie den jungen Mann, hieß ihn willkommen und schob ihm einen Holzstuhl zu.

Was führt Euch denn zu der alten Mutter Gräber, fragte sie, zu der Hexen-Gräbern, wie die Leute sagen? Glaubt's aber nicht, ich bin keine Hexe, bin keine Zaubersche. Könnt Euch davon überzeugen in der Walpurgisnacht, ich bleibe ruhig in meinem Bette liegen. Es mögen selbst wol solche Besenreiterinnen sein, die mich gern dazu machen möchten. Ach, Musje Bruckmann, sie gönnen mir mein bischen Brot nicht, das ich mir mühsam aus meinen Latwergen ziehe oder durch das Kartenlegen verdiene. Lerne was, dann kannst du was! Habe es mir sauer genug werden lassen im Leben, bis ich's so weit gebracht habe, um den Leuten in ihren Gebresten, Drangsalen und Fährlichkeiten hülfreich beizustehen. Und neidisch sind sie auf meine Kunst, die vermaledeiten Weiber, und möchten mich gar gern in Feuer und Rauch aufgehen sehen,

aber diese Kurzweil soll ihnen nicht zu Theil werden. Will's Gott, so suche ich auf ihren Gräbern noch wilden Thymian und Schafgarbe und Gänseblumenwurzeln, um meinen Theriak für Menschen und Vieh daraus zu brauen. Ja, ja, Musje Bruckmann, wenn ich auch schon stumpf und krumm werde wie ein alter Weidenbaum, so ist das Herz doch noch frisch und gesund, und guter Muth ist halber Leib! Ich hoffe, daß das Ziel meines Lebens noch sehr fern liegt. Wenn ich keine Kräuter mehr holen und Latwerge kochen kann, so wird mich der liebe Gott, der mir fünfundsiebzig Jahre geholfen hat, auch nicht verlassen; dann lege ich den Leuten die Karten, denn ihre Zukunft wollen sie ja alle gern wissen, besonders das junge, verliebte Volk. In dieser Absicht seid Ihr auch zur Mutter Gräber gekommen, Musje Bruckmann, habe ich recht oder unrecht? he?

Franz staunte über den Seherblick des alten geschwätzigen Weibes, starrte sie mit großen Augen an und sagte: Ja, Mutter Gräber, ich möchte gern wissen, ob eine gewisse Jungfer, für die mein Herz in Liebe gleichsam entbrannt ist, zum Trotz vieler Hindernisse einst meine Eheliebste wird.

Also Ihr habt auch schon etwas Liebes? ei, ei! — Nun ja, das junge Blut wächst heran, brauche mich

eigentlich darüber nicht zu verwundern. Weiß noch, daß Ihr ein ganz kleiner, kleiner Junge waret, habe Euch dazumal oft auf den Arm genommen, auch mitunter einen Zwieback gegeben, wenn Ihr vor meiner Thür spieltet. Mochte Euch gar gern leiden, weil Ihr ein so kleiner niedlicher Lockenkopf waret und mit Euern braunen Augen so keck wie ein kleiner Prinz dareinschautet, als müßte die ganze Welt Euch unterthänig sein oder werden. Na, wer weiß, was in Euch steckt, Ihr seid noch jung, könnt's noch weit bringen in der Welt, denn aller Tage Abend ist noch nicht gekommen. Wollen sehen, was die Karten sagen.

Die alte Frau langte bei diesen Worten die Karten, die durch den häufigen Gebrauch kaum noch erkennbar waren, aus dem Auszuge ihres morschen Tisches hervor und hieß Franz drei derselben ziehen.

Die Kartenlegerin betrachtete dieselben mit prüfenden Blicken, legte sie dann wieder zu den übrigen und breitete sie, nach voraufgegangener Durchmischung, in drei Reihen auf dem Tische aus. Wiederum überblickte sie dieselben und sagte:

> Jeder mag sich wohl bedenken,
> Wer sich an ein Weib will hänken.

Euere Liebste, Musje Bruckmann, hat freilich eine große Liebe für Euch, aber diese Liebschaft macht

Euch viel Herzeleid und es fließt noch viel Wasser durch das Leinebett, ehe Ihr sie als Euer ehelich Weib heimführen könnt.

Franz erblaßte. Wird sie mir denn treu bleiben und überhaupt meine Eheliebste werden? fragte er hastig und unter fast hörbarem Herzklopfen.

Wollen sehen, lautete die Antwort der Sibylle, die die Karten zusammennahm, noch einmal mischte und zum zweiten mal in drei Reihen auf dem Tische ausbreitete.

Sie war Euch vorhin näher als jetzt. Ich sehe Berge und Flüsse, Höhen und Tiefen zwischen Euch und der Jungfer liegen; Ihr werdet weit, weit von ihr getrennt — Ihr schwebt sogar in Lebensgefahr — Tod und Verderben umringen Euch von allen Seiten — aber still! da seid Ihr wieder — unversehrt entgeht Ihr allen Gefahren — ja, richtig! da seid Ihr wieder, und Macht und Ansehen zur Linken, Reichthum zur Rechten. Ja, Musje Bruckmann, Macht und Ansehen und Reichthum! Ihr seid ein Glückskind.

Werde ich wieder mit ihr vereinigt und ist sie mir treu geblieben? fragte Franz, dessen Gesicht bei den letzten Worten der Alten sich wieder erheitert hatte.

Wir müssen die Karten noch zum dritten mal

mischen, dann werden wir sehen, ob die Liebste Euch treu geblieben. Und sie verfuhr zum dritten mal auf die bereits bezeichnete Weise.

Hier ist sie wieder, Euere Liebste; seht, dieser Schellen=Unter! und dort seid Ihr, der Grün=König, ziemlich nahe beisammen. Aber seht, noch ein kleines Hinderniß steht Euch im Wege, dieses Herzenblatt; hat aber nicht viel zu bedeuten, sie steht abgewandt von ihm; 's ist ein verliebter Narr, weiter nichts, sie wendet sich Euch zu, und mit Hülfe Euers Ansehens und Euers Geldes, zwei Dinge, die Euch auch hier wieder umgeben, gelingt es Euch endlich, Euern Nebenbuhler zu verdrängen. Alle andern Hindernisse sind beseitigt — Ihr seid am Ziele — Euere Liebste blieb Euch in Liebe zugethan, und Ihr werdet durch den kirchlichen Segen mit ihr vereinigt.

Gottlob! sagte Franz und athmete tief auf. Wenn ich sie nur bekomme, mögen dann auch tausend Hindernisse zu überwinden sein. Gefahren, Hunger und Kummer fürchte ich nicht, wenn sie nur dereinst meine Eheliebste wird.

Ja, ja, sie wird Euer Weib; Ihr könnt Euch fest darauf verlassen, entgegnete die Prophetin, die Karten lügen nicht.

Es gehört, wie ich merke, eine große Geschicklich-

keit dazu, die Zukunft aus denenselben zu ersehen, meinte Franz; ich bewundere Euch.

Die Alte schmunzelte und erwiderte dann mit wichtiger Miene:

Für Karten und für Frauenlist
Auf Erden nichts verborgen ist. —

Aber sagt mir doch nun auch, Musje Bruckmann, wer ist denn Euer Herzblatt? Ich sage keinem Menschen etwas davon, bin verschwiegen wie die liebe Sonne, die alles sieht und alles weiß und nichts ausplaudert. Ihr könnt's der Mutter Gräber getrosten Muthes anvertrauen. Bin freilich nicht neugierig, ganz und gar nicht neugierig, darf es ja auch bei meiner Beschäftigung nicht sein, muß viel hören und viel verschweigen, aber da ich Euch doch von Kindesbeinen an kenne, Euch oft auf den Armen getragen, Euch gehätschelt und mit Zwieback gefüttert habe, möchte ich nun auch noch gern vor meinem Ende erfahren, das voraussichtlich nicht mehr gar fern ist, was für eine Jungfer Ihr Euch zur Liebsten erkoren habt. Muß ein gar hübsches Kind sein, Euere Liebste, denn ich kann's mir schon denken, daß Ihr Euch nichts Häßliches ausgesucht habt. Ihr seid ja selbst ein gar schmucker Musje geworden, ein frisch

wacker Kerlchen — na, wie heißt sie? Saget es mir, mein guter Franz.

Die alte Schwätzerin ergriff bei diesen Worten die Hand des Angeredeten und blickte mit gespannter Neugierde zu ihm auf, als ob sie das Geheimniß auf seinen Lippen lesen wollte.

Darf's nicht sagen, Mutter Gräber. Es muß noch ein Geheimniß bleiben.

Dürft's nicht sagen? Warum nicht? Es soll ja auch ein Geheimniß bleiben. Meine Lippen wenigstens werden es niemals ausplaudern, darauf könnt Ihr Euch verlassen; denn was die Mutter Gräber einmal verspricht, das hält sie auch, und

Wer schweiget, was man ihm vertraut,
Thut besser als der einen Acker baut.

Sie ist vornehmer Leute Kind, meine Liebste — ja, ja, vornehmer Leute Kind. Was seht Ihr mich so verwunderungsvoll an? Meint Ihr, der Franz Bruckmann, der zweite Schreiber des kurfürstlichen Geheimraths Leibniz, könnte sich so weit erniedrigen und seine Augen auf eine Jungfer aus niedrigem und ungebildetem Stande werfen?

Wer ist sie denn? Sagt es mir, lieber guter Franz. So gewiß der Mond da in mein Fensterlein scheinet, so gewiß bleibt mein Mund verschlossen.

Daß ihr Herr Vater ein Pastor ist, dürft Ihr wissen. Warum brauchte ich das zu verschweigen?

Ein Pastor?! rief die Alte, ihre Augen groß aufreißend. Ein Pastor? Daß du den Veitstanz kriegst! Franz! Franz! Ihr seid ja ein Tausendschwerenothskerl, vor dem ich immermehr Respect bekomme. An welcher Kirche? sprecht! Doch still! werde es nun schon herausfinden. Mit der Hofkirche fange ich an. Da ist der Oberhofprediger Barkhausen — nein, der kann's nicht sein, hat keine Tochter; ferner der Hofprediger Erythropel — kann's auch nicht sein, hat freilich Töchter, sind aber noch zu klein. An der neuen Schloßkirche auf der Neustadt ist der Pastor Steding — hat nur zwei Söhne, kann's auch nicht sein.

Sparet Euere Mühe! fiel Franz ihr in die Rede. Ihr seid auf ganz falscher Spur, Ihr sucht in Hannover vergebens.

Was? Hier in der Stadt ist sie nicht, Euere Liebste. Wo in aller Welt könnte sie aber anders sein?

In Limmer, Mutter Gräber, in Limmer!

Ah, in Limmer! Eine Tochter von dem Pastor in Limmer —! wie heißt er doch —? mir ist sein Name wieder entfallen — mein Gedächtniß verläßt mich schon, Musje Bruckmann; Ihr seht, daß ich verschwiegen sein muß, auch wenn ich es nicht wollte.

Sackmann heißt er.

Richtig! Sackmann. Pastor Sackmann in Limmer. Kenne ihn ja recht gut; ist noch ein Mann aus der guten alten Zeit, predigt deutlich und klar und verständlich, besonders für die gemeinen Leute, und nicht so hochtrabend wie unsere Prediger in der Stadt, die die Bibel viel zu gelehrt auslegen, daß es unsereiner gar nicht verstehen kann. Ja, ja, jetzt entsinne ich mich wieder: Pastor Sackmann in Limmer; kenne auch seine Frau, hat einen Bruder, der Koch ist in der kurfürstlichen Küche.

Franz nickte bejahend.

Und wie heißt die Jungfer Tochter des Herrn Pastors? fragte die Alte weiter.

Johanne Marie, heißt sie; aber der Herr Vater mag mich nicht, hat mich abgewiesen.

Mag Euch nicht? hat Euch abgewiesen? Dann hat gewiß schon ein anderer Freiersmann Euch den Rang streitig gemacht.

Das möchte ich doch bezweifeln.

Ja, ja, Ihr könnt mir glauben, es ist, wie ich sage. Das ist das Herzenblatt, jenes Hinderniß in den Karten. Aber verzagt nur nicht, der ist Euch unschädlich; Euer Glücksstern, unter dem Ihr geboren seid, bleibt Euch getreu, und wenn ihn auch finstere

Wetterwolken eine Zeit lang verhüllen. Euer Glücksstern und Euere Herzallerliebste bleiben Euch getreu, die Karten haben es mir gesagt, und die Karten lügen nicht.

Wir wollen es hoffen, erwiderte Franz, tief seufzend, und bat die Kartenlegerin schließlich, keiner menschlichen Seele sein Geheimniß zu verrathen. Sie betheuerte ihm noch einmal, verschwiegen und stumm zu sein, und gab dem jungen Manne mit ihrer kleinen Lampe in der Hand das Geleit bis auf die Hausflur. Er suchte, so gut es gehen wollte, sein Gesicht gegen etwaige müßige, neugierige Späher, die in der Nachbarschaft der alten Hexen-Gräbern gern ihre Besuche überwachten, zu vermummen und eilte mit geflügelten Schritten von dannen. Die Nachtluft wehte frisch, Franz aber, von einer innern Glut erwärmt, spürte es nicht. Er fühlte sogar das Bedürfniß, sich abzukühlen.

Wenige Minuten, und er hatte den Thurm des Steinthores und die unheimliche Bastei, wo Moltke sein Leben ausgehaucht hatte, im Rücken.

Es war, ungeachtet eines gelinden Frostes, der die schmuzigen Wege bereits gehärtet hatte, ein wundervoller Abend. Der Mond, der soeben noch hinter gekräuselten Wolkenbildern versteckt gewesen war, trat

siegreich wieder hervor und steuerte in vollem Glanze, ein Geisterschiff, in dem tiefblauen Himmelsocean ruhig weiter.

Franz deutete sich dies als ein gutes Zeichen.

Nach seinen augenblicklichen Widerwärtigkeiten würde ja, so hoffte er zuversichtlich, der Stern des Glücks ihm wieder leuchten.

Hatte es ihm die Kartenlegerin nicht auch verheißen?

Muth und Beharrlichkeit sind seltene, aber erhabene Tugenden, dachte er, und nur Feiglinge verzagen und kehren um bei dem ersten Hindernisse, welches ihren Bestrebungen sich entgegenthürmt; muthige Seelen aber suchen die Hemmnisse aus dem Wege zu räumen oder warten eine günstigere Zeit ab, ihre Zwecke zu erreichen und ihren Willen durchzusetzen. Der menschliche Wille ist eine Kraft Gottes und einer der dienstbaren Geister, die er aussendet, ihm in seinem Schöpfungswerke behülflich zu sein und die physische und moralische Welt umzugestalten.

Bei solchen Gedanken fiel ihm unwillkürlich jene schöne Sage von dem großen Mongolenfürsten Tamerlan ein.

Derselbe stand einst in seiner Jugend sinnend und betrachtend vor einer Ameise still, die, mit einem die

Größe ihres eigenen Körpers weit überschreitenden Stückchen Holz im Maule, vergeblich sich bemühte, eine kleine Anhöhe hinaufzugelangen. So oft sie das Ziel ihres Strebens erreicht zu haben meinte, rollte sie auf dem lockern Boden wieder in die Tiefe hinab. Das kleine Geschöpf ließ sich aber dadurch nicht abschrecken, seinen Versuch zu wiederholen. Aber immer wieder und wieder misglückte derselbe. Was wird sie nun thun? dachte Tamerlan, so oft er sah, daß ihre Kraftanstrengung und Mühe vereitelt wurde; wird sie nicht endlich, der lästigen und fruchtlosen Arbeit müde, das Stückchen Holz liegen lassen und allein die Anhöhe zu erklimmen oder auf einem andern Wege zu ihrem Ziele zu gelangen suchen? Nein, das that sie nicht. Unverdrossen wagte sie, keine Zeit und Mühe achtend, die Riesenarbeit aufs neue. Endlich, nachdem sie vielleicht neunundneunzigmal vergebens den Versuch gemacht hatte, sah sie ihre Beharrlichkeit zum hundertsten mal mit dem gewünschten Erfolge gekrönt. Sie hatte die Anhöhe erreicht und eilte auf geebnetem Wege mit ihrer Last von dannen. Tamerlan war entzückt darüber und nahm sich vor, allen Hindernissen, die ihn auf seiner Siegesbahn aufhalten könnten, einen ebenso festen Willen und eine ebenso hartnäckige Ausdauer entgegenzustellen wie diese kleine

Ameise. Und daß er sich das Beispiel derselben in Wahrheit zur Nachahmung dienen ließ, hat die Geschichte seines Lebens bewiesen.

Die Erinnerung an diese Sage von dem alten Heldenkönig von Samarkand hatte Franz mit neuem Muthe erfüllt. Von verschiedenen Gefühlen bestürmt, unter denen seine Liebe zu der schönen Predigertochter das vorherrschendste war, eilte er aufs Gerathewohl und mitunter auf ungebahnten Wegen weiter, mit vollen Zügen die kühle Nachtluft einathmend.

Bald war er am Ufer der Leine angelangt, deren plätschernde Wellen glitzernd und blitzend im Strahle des Mondlichts ihm ein bestimmtes Ziel seines nächtlichen Ganges anzudeuten schienen. Sich gegenseitig neckend und versteckend, sich verfolgend und jagend, stürzten sie spielend und schäkernd wie muthwillige Kinder übereinander und durcheinander, und schienen ihn aufzufordern, die flüchtigen Augenblicke des Daseins sich nicht zu verbittern, sondern dieselben unbefangen und heiter wie sie zu genießen.

Mit innigem Wohlgefallen ruhte sein Auge auf dem gaukelvollen Spiele, lauschte sein Ohr dem leisen Plätschern und geheimnißvollen Murmeln des Wellenschlags, in welchem er tausend und abertausend Elementargeister und Wassernixen mit funkelnden Augen

zu erblicken und unzählige Stimmen zu vernehmen glaubte, die bald leiser, bald lauter ihm zuraunten: Komm mit uns! komm mit uns! wir eilen zu deiner Herzallerliebsten, wir begrüßen und küssen noch heute mit flüchtigem Kusse ihren kleinen Garten, wo sie so oft der Blumen pflegte und sehnsüchtig nach den Thürmen der nahen Stadt schaute — wir grüßen und küssen den kleinen Garten und singen deiner Liebsten, deiner Herzallerliebsten ein Schlummerlied!

Diese und ähnliche Worte meinte er aus dem Flusse zu vernehmen, und sie machten sein Herz in namenloser Sehnsucht stärker schlagen.

Den Kopf bald träumerisch gesenkt, als müsse er noch mehr Geheimnisse erfahren, bald hinüberschauend auf das nahe Dorf, aus dessen strohbedeckten Hütten ihm die Lichter so traulich entgegenschimmerten, folgte er langsamen Schrittes dem Laufe und der Lockung der blitzenden Wellen.

Noch eine Viertelstunde, und er hatte das Dorf erreicht, welches sein höchstes Glück, den schönsten Juwel seines Herzens einschloß.

Was er dachte? was er fühlte? Er hatte dieselben Gefühle, wie sie jenes liebende Herz hatte, das da vier Jahrhunderte früher in glühender Liebe sang:

Chume, chum, geselle min,
Ih enbeite harte dîn,
Ih enbeite harte dîn,
Chume, chum, geselle min!

Süezer, rôsenvarwer munt,
Chum und mache mich gesunt,
Chum und mache mich gesunt,
Süezer, rôsenvarwer munt!

Er hatte dieselben Gefühle, die noch heute, nach fast zweihundert Jahren, ein liebender Jüngling haben würde, welcher wie Adam aus seinem Paradiese verjagt, dasselbe nur von fern mit sehnsüchtigen Blicken schauen darf.

Er konnte es indessen nicht unterlassen, als er vor der Mauer des Kirchhofs angelangt war, auf das Pfarrhaus loszuschreiten, freilich mit zaghaften, leisen Schritten und mit bang klopfendem Herzen.

Das Licht in der im Erdgeschoß befindlichen Familienstube warf seinen matten Schimmer auf den Weg und schien ihn aufzuforderu, näher zu treten.

Vorsichtig seinen Hut abnehmend, erhob er sich auf den Zehen und warf mit seinen Falkenaugen durch die kleinen, zum Theil bereits infolge ihres hohen Alters grünlich angelaufenen Scheiben einen flüchtigen Blick in das Zimmer.

Die Gelegenheit, mit der Geliebten einige flüchtige

Worte zu wechseln, konnte nicht günstiger sein. Sie allein saß darin, sinnend und gedankenvoll vor dem Spinnrade, den Kopf in die Hand gestützt. Ein leises Klopfen an das Fenster schreckte sie urplötzlich in freudiger Aufregung aus ihren Träumereien empor. Wer anders als Franz sollte die Verwegenheit haben, an die Fensterscheiben der Wohnung des gestrengen Pfarrherrn zu klopfen?

Mit einem nur mühsam unterdrückten freudigen Schrei sprang sie ans Fenster, schob dasselbe in die Höhe und sah bald, daß sie sich nicht getäuscht hatte.

Franz! geliebter Franz! vieltausendmal willkommen! rief sie aus und zog den Geliebten mit Ungestüm an ihre Brust.

Habt Ihr mich wirklich noch lieb, Demoiselle Johanne Marie? fragte Franz.

Wie könnt Ihr nur solche Frage stellen? lautete die Antwort. Habe ich Euch nicht gesagt, daß ich Euch unter allen Umständen meine Liebe und Treue bewahre?

Freilich wohl habt Ihr das gesagt, und dieser Ausspruch aus Euerm holdseligen Munde, welcher ohne Zweifel noch nie eine Unwahrheit redete, hat mich getröstet und sozusagen gleichsam aufrecht erhalten, seitdem Euer gestrenger Herr Vater mir seine Mei-

nung in klaren und deutlichen Worten exprimiret. Mich anlangend, so glaube ich Euerm mir gegebenen Versprechen, glaube, daß Ihr die Absicht und den festen Willen habt, mir Euere Treue zu bewahren, aber ebendeshalb, weil Ihr eine so tugendsame und fromme Jungfer seid, fürchte ich auch, wird es Euch auf die Dauer unmöglich sein, gegen des vierte Gebot zu sündigen.

Wie meint Ihr das? fragte das junge Mädchen, ihn voll Verwunderung mit großen Augen anstarrend; ich verstehe Euch nicht.

Wie ich das meine? Ei, wenn Euer Herr Vater uns seine Einwilligung durchaus nicht gibt, wenn er darauf besteht, daß Ihr mich vergessen und vielleicht — vielleicht — o Gott! ich darf den Gedanken nicht weiter verfolgen — fuhr er mit bewegter Stimme fort, indem er eine Thräne in seinen Augen zerdrückte.

Um des Himmels willen — so redet doch, liebwerthester Franz! entgegnete Johanne Marie, seine Hand ergreifend.

Ich meine, wenn Euer Herr Vater Euch zwingt, mich zu vergessen und vielleicht einem andern jungen Manne Euere Hand zu geben, dann — —

Niemals! niemals!

Lasset mich ausreden, angebetetes Wesen. Dann

müßtet Ihr doch gehorchen. Der väterlichen Gewalt könnt und werdet Ihr Euch nicht widersetzen, und das vierte Gebot werdet Ihr um meinetwillen nicht übertreten.

Das junge Mädchen fing an zu weinen. Mit der Schürze ihre Thränen trocknend, sagte sie: So grausam wird mein Vater nicht sein.

Soweit ich ihn kennen gelernt habe, wird er in Wahrheit so grausam sein, wird er unsere Herzen trennen, wird er diese Hand, die Ihr mir so oft zum fröhlichen Willkommen entgegengereicht habt und auf die ich gar oft in inbrünstiger Liebe meine Lippen gedrückt, wird er in Wahrheit diese liebe, süße Hand in die Hand eines andern Mannes legen.

Nein, nein, so grausam wird mein Vater nicht sein, wiederholte sie, sich die reichlicher fließenden Thränen trocknend. Wer sollte das auch sein, dem mein Vater mich vermählen könnte? Ich wüßte doch niemand.

Ein Mann ist gar bald gefunden für ein Mädchen, welches von dem Herzen des Geliebten gerissen werden soll, erwiderte Franz mit etwas Bitterkeit; vielleicht ist er schon gefunden, es ist sogar wahrscheinlich, denn sonst hätte Euer Herr Vater unmöglich so grausam gegen mich, so grausam gegen Euch sein können.

Aber wer in aller Welt sollte das sein? fragte Johanne Marie nachdenkend, indem sie ihre Stirn in Falten zog.

Ja, denket nur einmal nach.

Das könnte kein anderer sein als der junge Pastor Früh in Stöcken, der den Vater sehr häufig besucht und auch in diesem Augenblick wieder bei ihm ist.

Diese in aller Unschuld und arglos hingeworfenen Worte trafen das Herz des jungen Mannes wie ein Dolchstoß und schlugen demselben wirklich eine Wunde, die weit mehr schmerzte als alle Beleidigungen und selbst die Abweisung von seiten des alten Pfarrherrn. Die Verhältnisse lagen auf einmal klar vor seinen Augen, und er glaubte nun den Schlüssel für alles ihm zugefügte Unrecht und für seine Abweisung gefunden zu haben.

Pastor Früh! wiederholte er, die Geliebte starr anblickend und ihre Hand, die bis dahin in der seinigen geruht hatte, fahren lassend.

Also hat die alte Frau doch recht gehabt! murmelte er; das Herzenblatt, das sich immer zwischen uns drängte; ja, ja, die Karten lügen nicht.

Aber um des Himmels willen, liebwerthester Franz, was kommt Euch denn plötzlich an? Ihr fahret ja

mit einem mal zurück, als hättet Ihr auf eine Kröte getreten.

Pastor Früh! wiederholte Franz.

Es will mir fast scheinen, sagte das Mädchen, als ob Ihr Furcht hättet, ich könnte jemals meine Hand dem Pastor Früh zum Bunde für das Leben reichen, einem Manne, für den ich nicht die geringste Liebe hege, der mir sogar Widerwillen einflößt.

Wirklich? fühlet Ihr nichts für ihn? rief Franz in freudiger Erregung, ihre Hand von neuem ergreifend und an sein Herz drückend. Aber habt Ihr auch bedacht, daß es Euch gar schwer, ja beinahe unmöglich werden wird, gegen den Willen Euers Herrn Vaters auf die Dauer anzukämpfen, und ob Euere Kraft in solchem Kampfe ausreichen wird, maßen Ihr nur eine schwache Jungfer seid? Ich zweifle ja gar nicht an Euerer heftigen und brennenden Flamme zu mir, und ich würde ja ewig unglücklich sein, so Ihr jemals aufhören könntet mich zu lieben, aber bedenket nur, daß die Kräfte eines Menschen, der, des Kampfes ungewohnt, mit starken Widerwärtigkeiten kämpfen muß, endlich gleichsam erlahmen und er dann, sozusagen, wie ein Opferlamm auf die Schlachtbank geführt wird. Was ist der Mensch anders als ein geringer Ball, welcher von jedem

spielenden Winde bald da-, bald dorthin geworfen wird? In dieser Furcht, meine angebetete Johanne Marie, dergleichen ich Zeit meines Lebens nicht gekannt habe, mache ich mir tausend Gedanken, sodaß man zuweilen wol nicht unbillig von mir meinen möchte', ich hätte den Verstand verloren.

Ihr sollt Euch keine unnützen Gedanken machen, liebwerthester Franz, erwiderte die Jungfrau. Ich werde in meinen Bitten gegen den Vater nicht nachlassen, und ich will es doch einmal sehen, ob seine Abneigung oder meine Liebe zu Euch den Sieg davontragen wird. Und sollte er jemals den Versuch machen wollen, mich mit dem Pastor Früh oder irgendeinem andern vermählen zu wollen, so werde ich in dem Bewußtsein, daß ich das Glück habe, von Euch geliebt zu werden, unablässig neue Kräfte zum heftigen Widerstreit finden. Ein hoher Stand und Güter dieser Erde reizen mich nicht, mein einziges Glück ruht nur in Euch, und damit Ihr ruhig und voll Vertrauen auf meine Liebestreue wieder von mir scheiden könnt, so nehmt die feste Versicherung von mir an, daß ich in aller Noth und Gefahr mein Herz Euch bewahren werde.

Franz zog ihre Hand an seine Lippen, und indem er sich der prophetischen Worte der Kartenlegerin

erinnerte, daß er nämlich den Nebenbuhler verdrängen und einst durch den kirchlichen Segen mit der Geliebten vereinigt werden würde, erwiderte er: Wohlan denn! angebetete Demoiselle, ich will nun ruhig sein und keinen Zweifel mehr hegen. Euere Worte sind ein heilsamer Theriak für mein krankes und verwundetes Herz. Ich scheide jetzt von Euch beruhigt und voller Zuversicht. Lebet wohl und gedenket Euers Schwurs!

Wie? Ihr wolltet schon wieder — —

Ja, ich muß Euch jetzt verlassen. Schon zu lange stehe ich hier auf dem gefährlichen Posten; wir könnten bemerkt werden.

Da habt Ihr freilich recht, obwol wir nicht so leicht zu befürchten haben, gesehen zu werden. Die Aeltern sind oben im Gespräch begriffen mit dem Herrn Pastor Früh, und die Schwester Anna Katharine ist bei Küsters Julchen zum Besuch, um sie über den Tod ihres Vaters zu trösten.

Wenn wir auch sicher sind, nicht gesehen zu werden, meinte Franz, meine Ehre verbietet es mir, mich noch länger heimlich mit Euch zu unterhalten. Ich wollte Euch nur noch einmal sehen, wollte mich nur noch einmal Euerer dauernden Liebe und Treue versichern und dann — —

Und dann? fragte das Mädchen, ihn mit den träumerischen braunen Augen verwunderungsvoll anblickend.

Höret mich an, meine liebwerthe, angebetete Johanne Marie. Es widerstrebt meinen Gefühlen, Euere werthgeschätzten Aeltern durch unsere heimlichen Conferenzen noch fürder zu täuschen. Euer Herr Vater hat mir Euere Hand versagt, hat mir gar die Thür gewiesen und mir Beleidigungen gesagt, dergleichen mir niemals vorhin sind gesaget worden. —

O vergebet ihm, er ist so heftig.

Ich habe ihm längst vergeben. Aber da die Sachen nun leider einmal so stehen und er mir den fernern Umgang mit Euch verboten hat, so soll er auch von mir nicht betrogen werden, wie sehr mein Herz auch darunter leiden wird, wenn es auf Euere angenehme Gegenwart verzichten muß. Der Himmel wird es ja wol fügen, daß des Herrn Vaters Haß gegen mich, den ich durch meine Unbesonnenheit mir mit Recht zugezogen habe, dermaleinst in Liebe changiret werde, und dann möchte ich ihm doch nicht als ein Heuchler, sondern als ein ehrlicher, rechtschaffener Mensch unter die Augen treten. Aus diesem Grunde, meine herzallerliebste Seele, müssen wir es fernerhin einem glücklichen Ohngefähr überlassen, ob und wo wir uns

etwa sehen und einige Worte miteinander discutiren mögen. Sollte es sich nicht fügen, so müssen wir uns in Geduld fassen und die Zeit ruhig abwarten, wo es mir vergönnt sein wird, unter günstigern Verhältnissen aufs neue um Euere Hand anzuhalten. Ich habe heute noch einmal gegen meine Ueberzeugung gehandelt; ich wollte und mußte Euch noch einmal sehen, noch einmal aus Euerm Munde die Versicherung Euerer Liebestreue vernehmen und dann der Vorsehung das Weitere überlassen.

Johanne Marie schien bei diesen Worten wie versteinert; doch bald sich wieder fassend, sagte sie: Daran erkenne ich meinen Franz! Ja, Ihr seid ein braver Mensch. Ihr habt recht, wir dürfen nicht mehr heimlich conferiren und dürfen die Aeltern ferner nicht täuschen. Doch was gedenket Ihr zu thun?

Was ich zu thun gedenke? Ich bin mit mir selbst noch nicht darüber einig, doch will ich mir vor allen Dingen eine Stellung erkämpfen, durch welche ich dem Herrn Pastor Früh ebenbürtig werde. Ich will kämpfen für meine Liebe, wie auch Ihr dafür kämpfen müßt. Ich sehe Euch wahrscheinlich in günstigern Verhältnissen wieder, oder — gar nicht. Nun lebt wohl!

O Franz! noch einen Augenblick! Warum so

rasch und so eilig? Noch einen Augenblick verweilet!

Lebt wohl, ich muß fort, es kann ja nicht anders sein!

In diesem Augenblicke hörten sie jemand die Treppe herunterkommen.

Einen Kuß noch, einen langen, innigen Kuß, in welchem die ganze Glut ihres Innern wie in einem Brennpunkte sich vereinigte, — und die Liebenden waren durch das schnell zugeschobene Fenster wieder getrennt, getrennt auf lange, lange Zeit!

Franz warf noch einen flüchtigen, neugierigen Blick in das Zimmer, in welchem in diesem Augenblicke die Mutter in großer Aufgeregtheit und mit vor Freude strahlenden Mienen erschien.

Johanne Marie, komm schnell einmal herauf, rief sie mit so lauter Stimme, daß der Lauscher jedes Wort deutlich vernehmen konnte. Komm schnell einmal herauf! denke dir das große Glück! Der Herr Pastor Früh hat bei deinem Vater und mir um deine Hand angehalten!

Das Herz drohte dem jungen Manne zu zerspringen und er fürchtete fast, durch das heftige Klopfen desselben sich zu verrathen; doch faßte er wieder Muth, als er bemerkte, daß ein Strom von

Thränen aus den Augen der Geliebten die einzige Antwort auf diese Botschaft war. Sie sank erschöpft auf einen Stuhl und war weder durch Bitten noch durch Drohungen zu bewegen, der Aufforderung der Mutter Folge zu leisten. Jetzt ließen sich auch männliche Tritte auf der Treppe vernehmen, und Franz hielt es ungeachtet seiner brennenden Neugierde doch für gerathener, sich eiligst davonzumachen.

In einem nochmaligen Umschauen die beiden Prediger ins Zimmer treten sehend, sagte er vor sich hin: Ihr Kampf beginnt bereits! auch der meinige steht, wofern ich nicht irre, nahe bevor, und mit der Hülfe Gottes werden wir beide aus demselben victoriöse hervorgehen. Lebe wohl, du mein herzallerliebstes Mägdelein, und denke an deine Liebe und an dein Versprechen!

Noch einen Kuß dem Pfarrhanse zuwerfend, eilte er rasch von dannen und kam noch früh genug in der mütterlichen Wohnung im Großen Wolfshorn an, um den an diesem Abende wiederum dort versammelten, den Lesern bereits bekannten Spinnerinnen noch einige grausenerregende Geschichten aus dem „Neuen und verbesserten Kriegs- Mord- und Tod- Jammer- und Noth-Calender" vorzulesen.

Neuntes Kapitel.

Der Maskenball.

Tages Arbeit! Abends Gäste!
Saure Wochen! Frohe Feste!
Goethe.

Einige Monate nach den eben mitgetheilten Begebenheiten fand auf dem großen Saale des altehrwürdigen Rathhauses der Stadt Hannover eine Hofmaskerade, damals Wirthschaft genannt, statt.

Eine große Menschenmenge wogte den Marktplatz und die Köblinger Straße auf und ab und umlagerte die Thür des Rathhauses, soweit dieses möglich war und von den dort aufgestellten Rotten von Musketieren gestattet wurde.

Plumpe, obwol mit edeln Metallen reich geschmückte Kutschen oder Carreten, wie man sie damals nannte, rasselten über die Leinebrücken und über das holperige

Straßenpflaster dem Rathhause zu, wo zwei reichbetreßte Lakaien in wichtiger Eile den Kutschenschlag öffneten und den maskirten Herren und Damen beim Aussteigen behülflich waren. Wie an jenem Abend, als zum ersten mal die Straßenlaternen angezündet waren, so war auch heute die ganze Einwohnerschaft in freudiger Aufregung, zumal da die Straßen vom Schlosse bis zum Rathhause ja noch weit heller als damals erleuchtet waren.

Eine unzählige Menge von Pechkränzen und bunten, vielfarbigen Papierlaternen am Schlosse erhellten die Leinstraße und Dammstraße und wetteiferten in ihrem Glanze mit dem großen Gestirn des Tages.

Das war ein seltenes, köstliches Schauspiel für die jungen und alten Kinder der Stadt, die, fast betäubt von dem Glanze, der Pracht und dem Wagengerassel, nicht wußten, wohin sie zuerst die neugierigen Blicke richten und welchen Dingen sie bei ihrer Schaulust den Vorzug geben sollten, ob dem Flammenmeere der Pechkränze und Laternen, oder den seltsam ausstaffirten hohen und höchsten Herrschaften, die, mit Einem Sprunge aus der Carrete, zwischen der Doppelreihe der Musketiere dahineilten, die Stufen der Rathstreppe behende hinaufstürmten und im Hintergrunde verschwanden.

Ohne Maske ist keinem der Zutritt gestattet; der Unteroffizier der Wache hat strengen Befehl erhalten, ein wachsames Auge auf jede eintretende Person zu haben und Unmaskirte unerbittlich und mit unnachsichtlicher Strenge zurückzuweisen.

Verhülle der hof- und nicht hoffähige geneigte Leser deshalb gleich mir sein Gesicht mit einer Larve und schleiche er sich ohne alle Gefahr mit mir in das bunte Getümmel zu dem sogenannten Huldigungssaale, wo wir als stumme Zuschauer die Hofsitten der damaligen Zeit genau beobachten und unsere culturgeschichtlichen Kenntnisse bereichern wollen.

Drei große Kronleuchter von Messing nebst vielen einzelnen an den Wänden strahlenden Wachslichtern verbreiten mit ihrem Widerscheine in den riesigen Spiegeln einen taghellen Glanz, sodaß wir die Masken bis in die entferntesten Winkel des Saals genau beobachten können.

Zur linken Seite des Eingangs stehen auf zwei Galerien die Musikanten, welche abwechselnd Walzer, Ballets und Menuets für die an drei verschiedenen Plätzen tanzende Gesellschaft aufspielen. Den vordern und größten Theil des Saals nimmt die kurfürstliche Familie nebst den Cavalieren und Hofdamen ein, auf den beiden andern Plätzen tanzen die nur halb zum

Adel gehörigen oder bürgerlichen Theilnehmer der Festlichkeit, mit Einem Worte: allerhand Canaille.

In den wunderlichsten Vermummungen hüpfen die Masken durcheinander, plaudern, lachen, kitzeln sich und scherzen auf eine für unsere Begriffe rohe Weise miteinander. Wir würden kaum glauben, auf einer Hofmaskerade uns zu befinden, wenn wir nicht vorher die eleganten Carrossen, mit dem kurfürstlichen und den verschiedenen gräflichen Wappen geziert, bemerkt hätten, unter denen die der Familie Platen vorzugsweise die Aufmerksamkeit der neugierigen Zuschauer in Anspruch nahm, indem die Vollblutpferde, welche mit rothen geflochtenen Seidensträngen von dem Kutscher geleitet wurden, mit den kostbarsten rothen Sammtdecken belegt waren.

Aber auch die prachtvollen Anzüge und seltsamen, phantastischen Vermummungen lassen keinen Zweifel übrig, daß wir uns wirklich inmitten der hohen und höchsten Herrschaften des kurfürstlichen Hofes befinden.

Sehen wir uns, da gerade eine Pause im Tanze eingetreten ist, die Personen genauer an, so erkennen wir zunächst, ungeachtet seiner Maske, in dem mit goldenen Blumen durchwirkten Schlafrocke den Kurfürsten Ernst August selbst an seiner stattlichen Figur, in dem schwarzgrünen Schlafrocke den Herzog von

Celle, und unter der Taffetmaske, in rothem Ueberwurf und türkischem Turban den geistreichen Herzog Anton Ulrich von Wolfenbüttel. Einen ähnlichen, mit einem Gürtel versehenen Ueberwurf — Zammerlücke nennen sie ihn — tragen auch die meisten Hofdamen, dazu kleine gestickte Mützen mit Perlen, Edelsteinen und Federn geschmückt. Und welcher Schalk steckt unter jenem Cardinalsgewande? Die Prinzessin von Celle ist es. Sieh da, ein zweiter Cardinal tritt ihr aus dem Gewühl der Masken in den Weg und scheint sie zu begrüßen wie ein römischer Augur den andern. Es ist die Prinzessin von Wolfenbüttel. Sie schütteln sich die Hände und gehen Arm in Arm im Saale auf und ab. Bald gesellt sich ein Türke zu ihnen, der sich in sichtbarer Unruhe bald hierhin, bald dorthin wendet und offenbar in seiner Vermummung sich nicht recht behaglich fühlt. Mit einer gewissen Vertraulichkeit nähert er sich den beiden Cardinälen. Die Prinzessin von Celle schreibt ihm einen Namen in die Hand, die Maske nickt und schreitet sodann auf einen fast in der einen Ecke des Saals stehenden runden Tisch zu, an welchem sich der Kurfürst, die Herzoge von Celle und Wolfenbüttel, der französische Gesandte, Monsieur Counille, und noch sieben andere Cavaliere zum Glücksspiel niedergelassen hatten. Der Türke stellte

sich als Zuschauer hinter den Stuhl des Herzogs von Wolfenbüttel, und einige andere Masken, unter denen sich wiederum die beiden Cardinäle, einige Abbés und die beiden als Mönche vermummten Prinzen Georg und Maximilian befanden, ließen sich, gleichfalls zuschauend, in der Nähe des Tisches nieder.

Potz Blitz und Hagel! rief der Kurfürst sich im Kreise umschauend und die Karten zum Zeid, wie man das damals übliche Hazardspiel nannte, mischend, woher in aller Welt kommen die vielen Cardinäle, Abbés und Mönche? Man sollte in der That nicht unbillig conjecturiren, daß mein hochseliger Herr Bruder Johann Friedrich noch auf dem hannoverischen Throne säße! Möchte überhaupt wol wissen, wer solche unnützen Bäuche in die Welt gesetzt hat!

Das hat der Teufel gethan, erwiderte die türkische Maske.

Ihr mögt recht haben, Türke, meinte der Kurfürst lachend, sich den Turbanträger von Kopf bis zu Füßen anschauend. Doch wie wollt Ihr Euere Behauptung beweisen?

Als unser Herrgott den Teufel in seiner vermessenen Hoffart mitsammt seiner bösen Rotte aus dem Himmel gestürzet, sagte der Türke mit offenbar verstellter Stimme, ist er dennoch so beharrlich in seinem

Stolze verblieben, daß er gänzlich vermeinet, er sei ein irdischer Gott. Zu der Zeit hat nun Gott die Erschaffung des menschlichen Geschlechts auf die bekannte Art und Weise vorgenommen. Als er nun zu dem Erdenkloß sagte: Fiat! das heißt: Werde! da entstand Adam, der schöne Mensch. Dieses sah und hörte der Teufel, welcher sich während der Zeit hinter einem Baume versteckt hielt. Er ging leise davon und dachte: Bin ich nicht auch ein Gott, so gut wie der Schöpfer der Welt? ich will meine Macht gebrauchen und mir auch Menschen machen. Gesagt, gethan. Er nahm gleicherweise einen Erdenkloß und rief, da er das Schöpfungswort fiat nicht recht verstanden hatte: Fuat! das heißt aber: er soll stinken! Und siehe da, der Erdenkloß verwandelte sich mit einem mal in einen Mönch. Der Teufel mußte bei seinem Anblick selbst lachen und sagte: Ja, freilich fuat! du siehest so greulich aus, daß du nicht viel schöner bist als ich. Pfui über dich alle Tage! wie übel habe ich meine Arbeit angelegt.

Alle anwesenden Herren und Damen brachen in ein schallendes Gelächter aus. Der Kurfürst, kaum seiner Stimme vor Husten mächtig, warf die Karten auf den Tisch und sagte, mit dem Finger drohend: Türke, Türke, Ihr seid ein Schalk, ein Erzschalk,

denn wenn ich mich nicht gar sehr täusche, so sind die beiden Mönche hier nicht des Teufels, sondern mein Machwerk.

Ein neues Gelächter entstand über diesen landesherrlichen Witz. Der Kurfürst aber, welcher, durch Tanz und Spiel erhitzt, unter seiner Maske Höllenqualen litt, riß, noch ehe das übliche Zeichen durch die Trompete gegeben war, dieselbe ab, indem er tief aufathmete, wie ein Mensch, der, niedergebeugt durch eine schwere Last, sich nun plötzlich von derselben befreit fühlt. Die Tänzer folgten alle seinem Beispiel, doch die Kartenspieler zogen es zum größten Theil vor, durch den fernern Schutz ihrer Masken unerkannt zu bleiben.

Habe es mir doch gleich gedacht, fuhr der Kurfürst, dem demaskirten Türken ins Gesicht blickend, fort, daß kein anderer als unser Geheimrath Leibniz dieser Schalk sein würde; hatte bereits ein Pressentiment, daß Er es sei, als ich Ihn vorhin so unruhig und ungeduldig im Saale hin- und herrennen sah, denn ich weiß es aus Experience, daß Er Sich auf einem Balle, insonderheit aber unter einer Maske nicht recht behaglich fühlt. Aber warte Er nur, ich werde Revanche nehmen und Ihm Seine Raillerie bei der ersten besten Gelegenheit schon eintränken!

Euer kurfürstliche Durchlaucht werden excusiren, erwiderte Leibniz schmunzelnd, ich intendirte keineswegs eine Raillerie zu sagen, sondern höchstens eine Moquerie, difficile enim est, satiram non dicere; aber ich bin nicht so scharfsichtig als Euer kurfürstliche Durchlaucht, daß ich schon im voraus wissen und conjecturiren könnte, wer unter den Masken steckt. Wenn dies der Fall wäre, dann würde ich bei dem Anblick der beiden durchlauchtigen Kuttenträger meine Zunge besser im Zaume gehalten haben.

Die fürstlichen Personen lachten und der Herzog von Celle sagte, indem er Leibniz auf die Schulter klopfte: Ihr seid in der That ein Schalk, Herr Geheimer Justizrath, und ich hätte nicht geglaubt, daß Ihr mit so behender Antwort in Bereitschaft wäret.

Nach diesen Worten ergriff er als Bankhalter wieder die Karten und mischte dieselben zum Zeid.

Leibniz sah, sich hinter den Stuhl des Kurfürsten stellend, eine Weile zu und trat dann, den Verlauf des Spiels, Gewinn und Verlust genau beachtend, auch zu den übrigen Kartenspielern, die an sechs andern Tischen, welche in demselben Saale standen, mit Dukaten und neugeschlagenen Silberstücken dem Glücke die Hand boten.

Der Gelehrte bewegte sich von einer Gruppe zur

andern, ließ hin und wieder ein Wort mit fallen und bezeigte sich vorzugsweise gegen die mitspielenden Damen, für die er manche Aufmunterung und höfliche Redensart in Bereitschaft hatte, aufmerksam und freundlich.

Der Tanz nahm indeß, da der Saal geräumig genug war, ohne Störung seinen Fortgang, und das Geklimper des Geldes, die einzelnen Freudenlaute der Gewinnenden, die Klagen und Verwünschungen der Verlierenden, sowie das Gelächter der Schadenfreude bildeten einen seltsamen Gegensatz zu den harmonischen Klängen der rauschenden Musik und dem stillen Glück der tanzenden Jugend.

Von Zeit zu Zeit erhoben sich einzelne Spieler von ihren Sitzen und eilten, um sich zu stärken oder für neue Kämpfe vorzubereiten, in ein anstoßendes, durch eine kleine Treppe mit dem großen Saale in Verbindung stehendes Gemach, wo ein Italiener Speisen und Getränke feil bot: schwarzes und weißes Brot, Apfelsinen, Butter und Käse, Wein, Branntwein, Zimmtwasser, Limonade und verschiedene Biere, unter denen besonders das eimbecker Gebräu beliebt war.

Da auch die Tänzer keinen Hunger und Durst leiden wollten und für ihre Damen Sorge zu tragen

hatten, so war der Schenktisch immer so sehr belagert, daß der Italiener allen Anforderungen kaum entsprechen konnte. Er hatte sich daher, wie immer bei solchen Gelegenheiten, genöthigt gesehen, sich noch eines Gehülfen zu bedienen, diesmal eines alten Mannes, der ohne eigentliche Beschäftigung, ihm gern aushalf, ja, ihm seine Dienste aus freien Stücken angeboten hatte.

Potz Pappenheim und Wallenstein! rief er aus, als er eben hinter dem Rücken des Italieners heimlich ein Glas Branntwein ausgetrunken hatte, was haben die Herrschaften für einen gewaltigen Durst! Ich möchte selbst wol ein Glas Branntwein trinken, denn unsereiner bekommt durch das viele Hin- und Herrennen auch Durst.

Ei, so schenkt Euch einmal ein Glas ein, alter Krachwedel, erwiderte der Schankhalter in gebrochenem Deutsch.

Der Invalide ließ diese Aufforderung nicht zweimal an sich ergehen.

Auf Euer Wohlsein, Signore Fanetti! sagte er, das Glas in Einem Zuge leerend.

Der Durst des Alten war aber durch Ein Glas nicht zu stillen, und so oft er sich von dem Italiener unbeachtet sah, stürzte er ein Glas voll hinunter.

Man bemerkte es an seinem vor Freude glänzenden Gesichte, daß er sich wie der Fisch im Wasser, in seinem Elemente fühlte. Gönnen wir ihm sein Glück und wenden wir unsern Blick wieder auf die hohen und höchsten Herrschaften im Saale.

Leibniz, der, wie schon erwähnt, für das Goldgeklingel, für den Gewinn und Verlust der einzelnen Personen eine besondere Theilnahme zeigte, und bald zu diesem, bald zu jenem Tische trat, dachte darüber nach, eine Rechnungsart ausfindig zu machen, der zufolge ein Spielender schließlich stets gewinnen müsse. Er nahm seine von ihm selbst erfundene Differentialrechnung, die besonders auf die Anwendung der Geometrie so große Wunder gethan hat und ihm allein schon die Unsterblichkeit gesichert haben würde, zu Hülfe. Nach langem Nachdenken und Sinnen mußte er sich aber doch endlich gestehen, daß jedes Glücksspiel ein Glücksspiel bleibt und daß sich keine Rechnungsmethode aufstellen lasse, um mit Gewißheit den Gewinn im voraus bestimmen zu können.

Soeben hatte er sich wieder an den Tisch gestellt, vor welchem der Kurfürst mit seinen Mitspielern saß.

Ein maskirter Cavalier war gerade im Begriff, dreizehn gewonnene Dukaten und eine große Menge

einzelner Silbermünzen einzustreichen, als der Kurfürst die Karten, welche er in Händen hielt, ärgerlich auf den Tisch warf und mit glühender Röthe im Angesicht und pustend sich erhob.

Keine Karte rühre ich heute Abend mehr an, ich sitze mit Entschiedenheit im Malheur! Potz Blitz und Hagel! —

Als ob er sich seiner plötzlichen Aufwallung aber schäme, fuhr er sodann lächelnd und sich an Leibniz wendend fort:

Weiß Er mir kein Geheimmittel gegen solches Malheur, Herr Geheimrath? Er kennt ja doch alles und hat mir schon gegen viele unangenehme und selbst dangeröse Chosen sehr acceptabeln Rath ertheilet. Sollte es nicht etwan möglich sein, vermittelst Seiner vor mehreren Jahren erfundenen Rechenmaschine oder aber Seines Calculi differentialis festzustellen, welche Karten gewinnen müssen?

Das ist auch nicht einmal approximativ möglich, Euer kurfürstliche Durchlaucht. Ich habe gleichfalls soeben darüber meditirt.

Also es gibt kein Mittel?

Nein. Es wird niemals berechnet und bestimmt werden können, wie die Karten fallen sollen oder mit welcher Karte ein Gewinn verbunden ist. Es bleibt

dieses ewiglich dem Hazard anheimgestellet. Aber wenn ich wirklich den Fall setzte, es wäre möglich, so würde ich Euer kurfürstlichen Durchlaucht in diesen Regards doch keinen Beistand leisten, maßen ich es mit meinem Gewissen nicht vereinigen könnte.

Daran erkenne ich meinen Leibniz! entgegnete der Kurfürst; ja Ihr seid ein braver, rechtschaffener Mann, der kein Unrecht duldet. Ich halte mich überzeugt, daß Ihr lieber eine Erfindung unterließet oder ungeschehen zu machen suchtet, wenn Ihr wüßtet, es könnte Misbrauch damit getrieben werden, wie? —

Da sind Euer kurfürstliche Durchlaucht im Irrthum, meinte der Gelehrte. Ist die Invention sonsten gut und für das Menschengeschlecht angenehm und wichtig und dasselbe fördernd, so soll und muß der Erfinder, bei der Voraussicht auf einen schädlichen Misbrauch, der hin und wieder damit getrieben werden könnte, dennoch damit ans Licht treten, denn abusus non tollit usum. Denken Euer kurfürstliche Durchlaucht doch nur zunächst an das Feuer, welches nach der Sage Prometheus zur Wohlthat der Menschheit den Göttern raubte! Möchten, ja könnten wir es wol entbehren, ungeachtet des großen und häufigen Misbrauchs, welcher mit selbigem gemacht wird?

Ihr habt recht wie immer, sagte der Kurfürst und klopfte Leibniz wohlwollend auf die Schulter.

In diesem Augenblick verkündete die Uhr des nahen Marktthurmes die zehnte Stunde.

Ein Trompeter trat in den Saal und gab durch die schmetternden Töne seines Instruments das Zeichen zur Aufhebung der Maskerade und zum Beginn des Souper im Schlosse.

Hören Sie, Messieurs! sagte der Kurfürst; der Trompeter mahnt uns zum Aufbruch. Commençons à souper! Ich vermeine nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß der Tanz und das Spiel uns hungerig gemacht haben.

Wie mit einem Zauberschlage hörten bei dem Klange der Trompete Tanz und Spiel auf, und die Gesellschaft eilte in die Nebengemächer, um die daselbst niedergelegte Garderobe von kurfürstlichen Lakaien in Empfang zu nehmen.

Wenige Minuten später war der Saal leer. Die Carreten rasselten wieder wie vorhin über das holperige Straßenpflaster und weckten die anwohnenden Bürger aus ihrem ersten Schlummer.

Der letzte, welcher die Rathhaustreppe hinuntertaumelte, war der alte Krachwedel, der dem schankhaltenden Italiener so vortreffliche Dienste geleistet hatte.

Potz Pappenheim und Wallenstein! sagte er zu dem ihm vorausschreitenden Italiener, das ist uns sauer geworden, Signore Fanetti, aber unser Vergnügen haben wir doch gehabt. Ich stehe Euch immer zu Diensten, Signore Fanetti, wenn wieder Wirthschaft gehalten wird. Hier im Keller trefft Ihr mich immer, hier im Keller!

Mit diesen Worten verabschiedete er sich von dem Italiener und stieg die Stufen zum Rathskeller hinab, wo er in Gemeinschaft mit seinen alten Freunden noch einige Gläser Wein trank, die Peter Tappen wiederum zum besten gab.

Zehntes Kapitel.

Das Trimalcio-Fest.

Aufs Haupt den Rosenkranz gedrückt,
Der die erhitzte Stirn uns schmückt —
So wollen wir bei Lieb' und Wein
Der Freude diese Stunden weihn.
Anakreon, übers. vom Verf.

Es würde der Raum nicht ausreichen und das uns gesteckte Ziel würde in eine unabsehbare Ferne gerückt werden, wollten wir genauer auf alle die in jener Zeit am kurfürstlichen Hofe zu Hannover stattfindenden Festlichkeiten eingehen.

Der geschilderten Maskerade analog mag sich der Leser alle übrigen Hoffeste ausmalen, welche ohne Ausnahme mit einem für unsere heutige Anschauungsweise grenzenlosen Aufwande und einer fabelhaften Verschwendung stattfanden.

Als ob der wüste Taumel der Vergnügungen der

alleinige Zweck des Lebens sei und den höhern gesellschaftlichen Kreisen des siebzehnten Jahrhunderts die Lebensstunden knapper als den Kindern des neunzehnten Jahrhunderts zugemessen gewesen wären, tauchten sie bis zum Ersticken sich tief in ein Weltmeer von sinnlichen Genüssen und leerten alltäglich den süßen Giftbecher der Lust bis auf die Hefe.

Der Kurfürst war bei aller seiner Tugend und bei allen seinen guten Eigenschaften ein Kind seiner Zeit und deren Thorheiten und Auswüchsen. Französischer Mode und Sitte konnte auch er sich nicht entziehen, und besonders in Betreff französischer Renommisterei wußte er es jedem deutschen Fürsten gleichzuthun. Fast jeden Tag war Ball oder Schauspiel, und die hannoverischen Carnevalsfestlichkeiten hatten einen Namen in Europa. Französische und deutsche Komödien und Opern wechselten ab mit Diners, Soupers, Bällen und Maskeraden, wie wir deren eine soeben geschildert haben. Die Prediger waren freilich mit solchen Vergnügungen, und besonders mit diesen Carnevalskurzweilen gar übel zufrieden und gingen in denen Predigten gar deutlich dagegen los, aber vergebens. Ernst August hörte die Reden seiner unerschrockenen Prediger gelassen mit an und that doch was er wollte.

Die Franzosen, welche damals in der Mode, in der Kunst, Literatur und in den gesellschaftlichen Vergnügungen die Tonangeber in Europa waren, ahmte er in allen Stücken sklavisch nach. Selbst der große Garten hinter dem im Jahre 1698 vollendeten Schlosse zu Herrenhausen wurde nach dem verdorbenen eintönigen französischen Geschmacke angelegt und durch griechisch-mythologische plumpe, unschöne Standbilder, gekappte Bäume und große Heckengänge verunziert. O! diese Heckengänge sammt dem offenen Theater zwischen denselben könnten von mancher wilden Orgie erzählen und manches Liebesabenteuer und Liebesgeheimniß ausplaudern; ja, sie allein nur könnten es, denn die Genossen dieser Freuden haben ihre Erinnerungen nicht aufgezeichnet, und der schönste und leichtfertigste Cavalier, der ritterliche Graf von Königsmark, der Bruder der schönen Aurora, war todt. Mörderhände, gedungen von der eifersüchtigen Gräfin Platen, hatten ihn im kurfürstlichen Schlosse vor vier Jahren auf ewig stumm gemacht, und die Gemahlin des Kurprinzen Georg büßte ihre Liebe zu ihm mit ewiger Gefangenschaft im Schlosse zu Ahlden! — — —

Hinsichtlich des Raffinements, wenn auch nicht in des Wortes niedrigster Bedeutung, übertraf der kurfürstliche Hof noch den von Versailles.

Die gewöhnlichen Carnevalsfestlichkeiten veralteten endlich und genügten nicht mehr; und somit verfiel man sogar zur Abwechselung und Verfeinerung der Vergnügungen auf die Gastereien der alten Römer und suchte mit Leibniz' Hülfe, der in solchen Fällen stets den Maître de plaisir zu machen sich genöthigt sah, das von dem römischen Schriftsteller Petronius geschilderte Trimalcio-Fest nachzuahmen.

Es ist dasselbe so anziehend und wirft ein so treffliches Schlaglicht auf die damalige Zeit und besonders auf die Hofsitte derselben, daß wir es uns näher ansehen wollen.

Der Ort dieser Festlichkeit ist diesmal der große Saal des Schlosses.

Diejenige Seite, welche der Galerie zugewandt ist, hat in der Mitte eine große Pforte und zwei kleine Thüren an beiden Seiten. In den beiden Ecken der entgegengesetzten Seite steht ein Büffet mit silbernem und goldenem Tischgeschirr, nebst Vasen von einer außerordentlichen Größe und angefüllt mit allen Arten feiner gebrannter Getränke und vorzüglicher Weine.

Zur Linken erhebt sich eine Art Tribüne für die mit schmetternden Instrumenten-versehenen Musici. Die Tafel selbst, von beträchtlicher Länge, steht in der Mitte des Saals, dem Haupteingange gegenüber.

Nicht mehr als zehn Gedecke befinden sich auf derselben, aber alle sind wegen der Betten für jeden Tischgenossen in einer gemessenen, ziemlich weiten Entfernung voneinander.

Obgleich freilich bei den alten Römern drei und noch mehr Personen sich mit einem Bette begnügten, findet man es hier doch passender und bequemer, jedem einzelnen ein Lager zu gestatten.

Zwischen dem Büffet und der kleinen Thür rechts ist eine aus verschiedenen Waffen zusammengesetzte Trophäe angebracht, unter welcher sich in französischer Sprache folgende Worte befinden:

Siegreicher Harnisch, rostiger durch Wein gemacht,
Als durch das Blut des Feindes in der Schlacht.

An jeder Seite dieser Waffentrophäe ist ein Wahlspruch mit einem kleinen Bilde, welches von Harnischen und Sturmhauben getragen wird, angebracht. Der eine dieser Wahlsprüche läßt eine Biene mit folgender Inschrift in italienischer Sprache sehen:

Kleiner Körper und großer Muth.

Der andere zeigt eine Spinne in ihrem Gewebe mit diesen Worten:

Ich verwickele mich oft in mein Gespinst.

An der andern Seite, zwischen der Tribüne der Musikbande und der kleinen Thür in der Ecke links

ist eine Trophäe von Flaschen und durcheinander gewürfelten Gläsern mit diesen Worten:

Dies alles hat Er*) ausgetrunken.

An der einen Seite der Trophäe ist ein Schwein abgebildet, indem es Trüffeln ausgräbt, mit halb lateinischen, halb französischen Worten:

Ich bereite Leckerbissen für die Tafel;
Mein Rüssel dient zu euerm Vergnügen.

An der andern Seite der Trophäe hängt ein Käfig mit einem Papagai. Darunter befinden sich diese Worte:

Man hat ihn gern, er gefällt, und er weiß nicht, was er spricht.

Die Tafel ist der Länge nach mit neun Paradegerichten besetzt, aber diejenigen Schüsseln, deren Inhalt zum Essen dienen soll, stehen an beiden Seiten, ganz in der Nähe der Festgenossen, sodaß jeder deren mehrere ganz bequem erreichen kann.

In der Mitte des Tisches steht eine Schüssel mit lebenden Fischen, und an jeder Seite befindet sich ein mit Stroh angefüllter Korb, auf welchem ein Huhn sitzt, welches im Begriff ist Eier zu legen. Rechts daneben ein Esel, der ruhig seine Last trägt, welche

---

*) Trimalcio.

aus zwei mit Salat und Oliven angefüllten Säcken besteht. Links ein Braten in Form eines Greifen. Rechts vom Esel eine Pastete, in deren Innerm sich lebende Vögel befinden. Links vom Greifen ein Gatter mit Fischen darauf. Endlich als letzte Paradegerichte an der äußersten rechten Seite der Kopf eines wilden Schweins, und diesem gegenüber, am äußersten Ende links ein Igel.

Die Tischgesellschaft ist nach römischer Weise costümirt; überdies sind die Männer mit Lorber-, Ephen- oder Blumenkränzen geschmückt.

Der Poet Eumolpus, in der Person des Abbé Mauro, sitzt, um genau verstanden zu werden, dicht neben dem Kurfürsten, dessen Tochter, der Kurfürstin von Brandenburg, die gerade in Hannover bei ihren Aeltern anwesend ist, und deren Bruder Maximilian. Leibniz, der andere Nachbar des Poeten, hat das Amt, ihn hin und wieder zu unterbrechen. Dann folgen die Frau von Schulenburg, der Italiener Marquis Quirini, der Erbauer des herrenhäuser Schlosses, Frau von Kielmannsegge, ferner Fortunata, die fingirte Gattin Trimalcio's, in der Person des Fräuleins von Pelnitz, und endlich Trimalcio selbst, welcher vom Raugrafen Karl Moritz dargestellt wird.

Aus diesen zehn Personen besteht die seltsam zu-

sammengewürfelte Tischgenossenschaft, die indessen in dem Vorschneider noch ein überzähliges Mitglied besitzt, der zwischen Trimalcio und der brandenburgischen Kurfürstin seinen Sitz hat.

Beim Eintreten der genannten fürstlichen Personen sitzen oder liegen vielmehr die andern Tischgenossen bereits auf ihren Betten, und ein Sklave ruft ihnen zu: Den rechten Fuß vor! weil anders einzutreten bei den Römern als ein böses Vorzeichen galt. Ein zweiter Sklave ist beauftragt, die Herrlichkeit und die Thaten des Trimalcio herzuzählen, den Herrschaften das Büffet zu zeigen, die Siegeszeichen, die Inschriften und Wahlsprüche, sowie auch über die verschiedenen Gerichte Aufklärung zu geben.

Sie durchschreiten den Saal von rechts nach links, während der Sklave ihnen gleichfalls Plätze anweist und sie auffordert, zu speisen. Trimalcio, sagt er, würde alsbald erscheinen. Die Zeit bis zu seiner Ankunft indessen auszufüllen, liest der Poet folgende, natürlicherweise von Leibniz in französischer Sprache verfaßte Alexandriner auf den Ruhm Trimalcio's vor:

Die Römer siegten stets, zu Land' und auf den Meeren,
Gewonnen war die Welt bereits von ihren Heeren,
Der ganze Erdenkreis war schon in ihren Händen,
Und suchten doch, wo sie noch neue Feinde fänden,

Ob unterm Himmelszelt wol noch für ihre Heere
Ein Winkel, reich an Gold und goldnen Schätzen wäre.

Nach diesen Worten unterbricht Leibniz den Dichter, indem er sagt:

Wahrhaftig, o Poet, wahrhaftig, dein Gedicht
Verkündet uns den Ruhm des großen Helden nicht!

Der Dichter entgegnet:

Ich recitirte Euch nur eine Epopöe,
In welcher ich den Ruhm des Römervolks erhoben,
Doch da Ihr die Kritik nicht liebet, wie ich seh',
Gehorche ich und will Trimalcio nun loben.
Ich will die Thaten nun des großen Helden singen,
Der einen kleinen Leib, doch großen Muth besaß,
Man sah ihn ohne Furcht und ohne Mühe ringen,
Und staunend sah man ihn siegreich ohn' Unterlaß.
Wenn Bacchus ihn geschwächt, dann spornte Mars ihn an,
Man staunte, wenn er trank, und fürchtete den Raschen,
Und Rom errichtete dem heldenmüth'gen Mann
Ein pomphaft Monument von nur zerbrochnen Flaschen.

Seinen Blick nach oben richtend, fährt der Dichter fort:

Ihr Musen, denen nichts verborgen ist, vernehmet,
Wie er so großes Glück und hohen Ruhm gewann,
Er selber hat ja oft zu rühmen sich bequemet,
Denn in der Rede auch ist er ein ganzer Mann.
Und was er spricht und thut ist weise und vernünftig,
Selbst die Geschichte merkt die Reden sich sofort;
Apollo's Schwesternschar, erleuchte du uns künftig,
Und deute uns den Sinn von seiner Weisheit Wort.

Jetzt wendet sich der Dichter an Fortunata mit folgenden Worten:

Euch, würd'ge Hälfte des verehrungswürd'gen Helden,
Schöngeister-Königin, Euch weih' ich mein Gedicht,
Nicht Uebertreibung soll, nicht Fabel soll es melden,
Da Ihr ja selbst von ihm geliefert den Bericht.
Er ist im Felde groß, bei Tisch, im Cabinete,
Ihr selber ehret ihn durch Eurer Ehe Kette,
Ihr bringet das Verdienst der Sterblichen ans Licht,
Das Weltall fürchtet Euch, doch meidet es Euch nicht!

In diesem Augenblick vernimmt man Schlachtenlärm von Instrumenten und der Dichter fährt fort:

Doch welcher neue Ton bringt da in unsre Ohren?
Woher der Schlachtenlärm, die Sinne zu berücken?
Vergesset nun den Ernst, darin wir uns verloren,
Da kommt Trimalcio, der Held, uns zu beglücken.

Während dieses Vortrags erscheinen die Kurfürstin Sophie, der Herzog von Celle, der Kurprinz Georg nebst einigen andern adelichen Damen im Saale als Zuschauer, und unmittelbar darauf tritt der Held des Festes, Trimalcio, ein, und zwar auf folgende Weise:

Durch die kleine Thür links schreitet ein Jäger an der Spitze eines Zuges, der aus einigen als Sklaven gekleideten, brennende Wachslichter in den Händen tragenden Pagen und aus acht Musikanten besteht, welche Blasinstrumente spielen. Hinter ihnen

zwei Trommelschläger, gleichfalls in Sklavengewändern. Dann folgt der Vorschneider in einer römischen Toga, und hinter diesem Trimalcio selbst, von Sklaven getragen und von Jägern an beiden Seiten umgeben. Seine Kleidung ist der des Kaisers Nero nachgeahmt, wie man sie auf den uns noch erhaltenen Bildnissen vorfindet.

Dem Helden des Festes folgen drei singende Sklaven, deren jeder ein Nachtgeschirr von beispielloser Größe in den Händen trägt.

Zwei Musikanten, welche Schriften tragen, schließen den seltsamen Aufzug, der unter den Klängen der Musik zweimal in gerader Linie den Saal durchschreitet, wobei die Sklaven, welche die Riesengefäße tragen, folgende Verse singen:

Am Hof und auf dem Schlachtenfeld
Man ihn in großen Ehren hält,
Denn was durch Wein und Kampf entsteht,
Ihm nicht sehr tief zu Herzen geht.

Von Zeit zu Zeit vernimmt man einzelne Waldhörner, Trommelwirbel und andere Instrumentenklänge, wodurch ein großer Kriegslärm erzielt werden soll.

Der Held Trimalcio trägt eine Lorberkrone, wie sie von römischen Feldherren getragen wurden, wenn sie triumphirend aus dem Felde heimkehrten.

Den Kopf steif in die Höhe haltend, die beiden Hände in die Seiten stemmend, nimmt er eine sehr ernste Miene an und schaut stolz, zufrieden und wie ein großer Siegesheld darein.

Die Papiere, welche von den Musikanten getragen wurden, waren mit Heldenliedern beschrieben, welche man auf unsern Helden und seine bemerkenswerthesten Thaten gemacht hatte, und, wie der Poet bemerkte, ihm an verschiedenen Stellen der Erde zu Händen gekommen waren.

Nach diesem pomphaften Siegeszuge hob man Trimalcio von seinem erhabenen Gestell herunter und legte ihn auf sein Bett, an der linken Seite der Tafel. Bald darauf richtete er sich ein wenig in die Höhe und bat die Tischgenossenschaft um Entschuldigung, daß er sie so lange habe warten lassen; er habe sich aber erst baden müssen. Sodann forderte er die Gesellschaft auf, vergnügt zu sein und sich ganz der Freude hinzugeben, weil sein Liebling sich heute zum ersten mal rasiren lasse.

Die Leser werden sich erinnern, daß die Alten diesen Tag unter besondern Förmlichkeiten feierten, und daß selbst Könige ihre Söhne zu befreundeten Fürsten sandten, mit der Bitte, bei dieser Festlichkeit Pathenstelle bei den jungen Leuten zu bekleiden, denen

dann nach beendeter Feier die Ehre zu Theil wurde, Waffen tragen zu dürfen.

Dieser Liebling war ein Zwerg, und zwar ein ebenso häßlicher wie der des alten Trimalcio, von dem uns Petronius berichtet: „Puer vetulus, lippus Domino Trimalcione deformior.“

Der Zwerg verbeugte sich und Trimalcio wandte sich an seinen Vorschneider und rief langsam und gemessen: Schneide! (Coupé!)

Der Leser muß nämlich wissen, daß der Vorschneider Monsieur Schneide benamset wurde, damit Trimalcio, der mit seinen Worten außerordentlich sparsam war, ihn, wenn er Schneide! rief, zu gleicher Zeit rufen und befehligen konnte. Alles nach dem Vorbilde seines römischen Vorgängers Trimalcio, dessen Vorschneider Carpus hieß. Wenn der Held sagte: Car—pe! so wurde der Vorschneider zu gleicher Zeit gerufen und an seine Obliegenheit gemahnt.

Monsieur Schneide also zerlegte zunächst den Fisch, den er seinem Gebieter überreichte, während alle übrigen Anwesenden von einem Pagen in Sklavenkleidung bedient wurden.

Sie ließen sich, je nach ihrer Wahl, bald Fleischspeisen, bald andere Schüsseln reichen. Was aber

das Trinken anbetraf, so durfte niemand das Glas ansetzen, ehe nicht Trimalcio getrunken hatte.

Erst als er den Fisch verzehrt hatte, forderte er zum Trinken auf, indem er rief: Lasset uns trinken, meine Freunde, lasset uns trinken! damit wir die Fische, welche wir verzehrt haben, ebenso in vollem Meere schwimmen lassen, wie ihr diese Fische hier in der Schüssel schwimmen seht!

Indem er auf die lebenden Fische wies, reichte ihm ein Sklave einen Becher mit Wein, und die Gesellschaft sang:

Ein großer Ruhm war Cäsar's Wahl,
Lucullus liebt' ein gutes Mahl,
Trimalcio aber trinket gern,
Doch nur mit Wasser bleibt ihm fern.

Während dieses Gesanges ahmten sämmtliche Sklaven den Donner der Kanonen nach, indem sie ihre Zeigefinger, welche sie in den Mund, an die aufgeblasenen Wangen hielten, rasch fortschnellten.

Sodann forderte Trimalcio seine Gäste auf, Eier zu essen, welche seine Henne gelegt habe.

Man war überrascht zu sehen, wie das Huhn mit den Flügeln schlug, als man die Eier fortnehmen wollte.

Indem Trimalcio die Geschicklichkeit seines Kochs

bewunderte, forderte er den Vorschneider auf, jedem der Gäste ein Ei zu reichen. Aber wie staunten diese, als sie bei Oeffnung derselben halb ausgebildete Küchlein in ihnen zu sehen glaubten! Trimalcio nahm seinen Gästen aber sogleich die Furcht, indem er ihnen bewies, daß es Ortolanen seien, die durch die Geschicklichkeit seines Kochs hineingeschafft worden waren. Zu gleicher Zeit sah man die Körbe, auf denen die Hennen lagen, sich öffnen und zwei Kinder von vier bis fünf Jahren daraus hervortreten und zum Tanze sich anschicken. Eine ähnliche Erscheinung fand auch bei dem römischen Trimalcio-Feste statt. Unser Trimalcio benutzte diese Gelegenheit, um einige moralische Betrachtungen über die Geburt der Kinder anzustellen. Sodann forderte er wieder zum Trinken auf, indem er meinte, daß Mars und Bacchus dieselben Neigungen und Leidenschaften hätten. Während sämmtliche Anwesende das Glas zum Munde führten und auf seine Gesundheit tranken, sangen sie folgenden Kanon:

O Günstling, du, des Glückes,
Trimalcio, edler Held!
Es kümmert dich gar wenig
Das Weibervolk der Welt,
Jedoch der Durst, der Durst ist's,
Der dich in Fesseln hält!

Die Anwesenden forderten den Helden auf, seine Frau Fortunata, welche am Büffet beschäftigt war und Befehle austheilte, kommen zu lassen. Er ließ sie durch einen Sklaven rufen und wurde heftig gegen sie, da sie nicht schnell genug gehorchte.

Endlich erschien sie, ganz als Römerin gekleidet, ihre Haare mit goldenen Münzen aus den Zeiten der ersten Kaiser, und selbst mit einigen Diamanten geschmückt, ihren Hals aber mit goldenen Ketten.

Gerade so wird uns auch die Frau des römischen Trimalcio, der auch die Aufwartung der Gäste oblag, von Petronius geschildert.

Sie streckte sich auf dem Bette neben dem ihres Gatten nieder, nachdem sie von den Tischgenossen den Dank für die Erfindung des Festes und ihre Bewirthung entgegengenommen hatte. Aber in ihrer Bescheidenheit erkannte sie ihrem Manne allein alles Verdienst zu, der seinerseits wieder sie mit Lobsprüchen und Schmeicheleien überhäufte. Die Versammlung stimmte ihm bei, worauf Fortunata das Glas ergriff und auf das Wohl der ganzen Gesellschaft leerte, die bei dieser Gelegenheit folgendes Lied sang:

Klein ist unser Held zwar nur,
Doch ein Teufel ist's an Kraft,
Seine Weisheit und Bravour

Haben ihm viel Ruhm verschafft.
Doch bei Tisch, bei Tisch! — ich wette —
Wirkt er mehr noch als im Bette!

Dann forderte Trimalcio wieder zu trinken und sagte: Lasset uns Falerner trinken, meine lieben Freunde!

Unter dem Falernerweine verstand er nämlich seinen Tokayer. Die Anwesenden sangen mittlerweile ein Lied, in welchem sie ein Abenteuer Trimalcio's, welches er in der Oper zu Wien mit einer Dame und deren eifersüchtigem Galan bestanden, verherrlichten.

Während des Gesanges entfernte man von der Mitte des Tisches die Schüssel mit den lebenden Fischen nebst den Satyrn und stellte einen Thierkreis mit den zwölf Himmelszeichen an ihren Platz. Unter jedem dieser Himmelszeichen befand sich eine Schüssel, deren Inhalt in Beziehung zu deren Einflusse stand. Trimalcio benutzte sogleich diese Gelegenheit zum Vortrag einer spaßhaften Astrologie, ähnlich derjenigen, welche Petronius uns aufgezeichnet hat. Am Schlusse seines Vortrags erging man sich in Ausbrüchen der größten Verwunderung über seine außerordentliche Weisheit und Beredsamkeit. Der Poet zeichnete sich besonders darin aus. Trimalcio fand sich deshalb bewogen, Fortunata um den Katalog seiner Bibliothek zu bitten, um die Quellen anzugeben, aus denen er

so große Gelehrsamkeit geschöpft habe. Sie hatte ihn zufällig in der Tasche und begann zu lesen. Die Bücher hatten alle komische Namen, und er unterbrach die Vorleserin am Schluß eines jeden bedeutenden Werkes, um die vorzüglichsten und schönsten Stellen desselben sogleich anzugeben und seine Bemerkungen darüber zu machen.

Nach Beendigung dieser Vorlesung wurde die Bewunderung der Zuhörerschaft durch einen Sklaven unterbrochen, welcher den Gesang einer Nachtigall sehr täuschend nachahmte und dann ein Lied sang, in welchem er nachwies, daß Trimalcio doch mehr Macht als Weisheit besitze, indem er selbst fliehend seine Feinde noch zu verjagen wisse. Diese Heldenthat fand zu Wießloch, unweit Strasburg, statt, und der Schluß des Liedes lautet wie folgt:

Cocles stürzte in die Tiber sich hinein,
Darum wird er ewig hoch geschätzt,
Doch Trimalcio fiel in den Rhein,
Und die Wellen standen still, entsetzt.
Und ein Stückchen Tusche, welches er zum Glücke
In der Tasche hielt, erweichte sich,
Sodaß sich das Wasser in dem Augenblicke
Und die Stirn sich schwärzte, über die er strich.
Und der Feind hat die Verfolgung rasch vergessen,
Da in ihm er einen Teufel nun entdeckt,
Unser tapferer Held salviret sich indessen,
Flieht, indem er fliehend seinen Feind noch schreckt.

Nach diesem Gesang erhob sich Trimalcio von der Tafel, mit der Bemerkung, daß er sogleich wiederkommen werde.

Die Tischgesellschaft hatte also Muße, sich einige Augenblicke von ihrer Bewunderung zu erholen.

Als er nun nach seiner Rückkehr sich wieder auf sein Bett gelegt hatte, sagte er: Macht es wie ich, ihr lieben Freunde, wenn ihr ein Bedürfniß habt; ich ertheile euch die Erlaubniß. Was mich anbetrifft, so will seit einiger Zeit mein Bauch seine Pflicht nicht mehr thun; man muß aber tüchtig essen und trinken, um ihn wieder in Stand zu setzen! Als er dann zu trinken fordert, reicht ihm ein als Bacchus verkleideter Sklave einen Becher. Trinkt, ihr Freunde, ich habe Bacchus in meiner Gewalt!

Während er trinkt, singt die Gesellschaft ein Lied, welches von seiner Heldenthat bei Pesth in Ungarn handelt.

Der Held war nämlich bereits von den Scythen gefangen und verdankte die Rettung nur seinen Sporen. Die Gefahr der damals ihm bevorstehenden Sklaverei führte Trimalcio durch eine nahe liegende Gedankenverbindung auf das Glück der Freiheit überhaupt, und dem Sklaven den Becher zurückgebend, sagt er zu ihm: Ich gebe dir die Freiheit! Der

Sklave greift rasch nach seinem Hut — es war dies das Zeichen der Freiheit bei den Alten — welcher auf dem Kopfe des wilden Schweins bis dahin gestanden hatte, und bedeckt sein eigenes Haupt damit. Dann kehrt er zu Trimalcio zurück. Zu gleicher Zeit öffnet man die Pastete, und siehe da! es fliegen lebende Vögel daraus hervor, welche die dem Sklaven geschenkte Freiheit andeuten sollen.

Trimalcio indessen verlangt noch mehr zu trinken und erörtert, das Glas in der Hand, die wichtigsten philosophischen Fragen, besonders denjenigen Punkt, ob wir in der That einen freien Willen haben, oder ob wir Sklaven unserer Leidenschaften und der Verhältnisse sind.

Mittlerweile singt die Tischgesellschaft:

Gewissenhafte und gerechte Obrigkeit
Ist Hauptbedingung unsers Erdenglücks,
Die Themis selbst bedarf oft langer Zeit,
Ihr Geist jedoch entscheidet augenblicks.

Von der speculativen Philosophie geht er zur Moral über. Er spricht über das Glück derselben und stellt Betrachtungen über die kurze Dauer unserer Glückseligkeit an. Dieser Gedanke führt ihn auf sein Testament, welches er sich von Fortunata erbittet. Während diese es sucht, werden die zwölf Himmelszeichen fort-

genommen und die Figur des in einen großen Mantel gehüllten Aesculap dafür an die Stelle gesetzt.

Fortunata erscheint mit dem Testament; während Trimalcio dasselbe entfaltet, hebt der Vorschneider Aesculap's Mantel in die Höhe und zeigt eine darunter verborgene Pyramide von feinem Backwerk.

Leibniz, dem das Testament überreicht wird, liest wie folgt:

„Letzter Wille des Cnejus Pompejus Trimalcio Mäcenatiatus.

1) Wenn man mein Grabmal errichtet, so errichte man auch zu Füßen des Mausoleums die Bildsäule meiner Hündin nebst deren Jungen, aber nicht die Hunde selbst.

2) Man soll alle meine Heldenthaten hineingraviren: wie ich ins Wasser fiel, die Geschichte mit dem Nebenbuhler in der wiener Oper und die Heldenthat bei Pesth.

3) Man soll rings um mein Grab Weinreben pflanzen, um meine Manen zu entzücken.

4) Ich setze eine Rente aus für Häscher, die nach Hunden zu fahnden haben, welche etwa in die Nähe meines Grabes kommen sollten, damit das deutsche Sprichwort sich nicht bewahrheite, welches da lautet:

Wenn man todt ist, hofiret einem der Hund aufs Grab.

5) Meine Bildsäule soll mit einem Schlafrock und einer Nachtmütze angethan sein, weil ich schon seit langer Zeit in Unthätigkeit lebte.

6) Alle meine Freunde sollen sich bei meinem Grabe belustigen, sie sollen lachen, singen, tanzen und essen, aber auch ein Gläschen trinken, besonders ungarischen Wein.

7) Zu meiner Rechten soll Fortunata's Bildsäule stehen, in der einen Hand einen Theetopf, in der andern die Tasse; auch soll zu ihren Füßen eine zerbrochene Flasche und ein Kind, welches über die Verschüttung des edeln Weines weint, abgebildet werden.

8) Ich hinterlasse meiner Fortunata meine Seufzer nebst dreitausend römischen Talenten.

9) Ich gebe alle meine Sklaven frei.

10) Folgende Grabschrift soll man mir machen:

Hier ruht ein Mann, der im Gesichte blaß,
Nur wenig aß, doch trinken konnte baß,
Trimalcio, das edle Blut,
Der sich besonders bei Tisch hielt gut,
Der lustig gelebt und selig gestorben,
Dem Teufel schließlich die Rechnung verdorben.

11) Der Vollstrecker meines Letzten Willens soll der Poet Eumolpus sein.

12) Bevor man mich beerdigt, warte man drei Tage, damit ich nicht wieder auflebe.

Cnejus Pompejus Trimalcio;
Habinnas und andere Zeugen.
Agamemnon."

Während der Vorlesung des Testaments fangen die Sklaven an aus Leibeskräften zu heulen und Grimassen zu schneiden, um ihre Betrübniß über den dereinstigen Tod ihres Herrn an den Tag zu legen. Trimalcio tröstet sie, indem er sie auffordert, immerfort zu trinken, und die Gesellschaft, welche gleichfalls nach Vernehmung des Testaments traurig geworden sei, wieder zu erheitern. Trimalcio trinkt und die Versammelten singen eine Ballade von Tarquinius und Lucretia.

Während dies alles vorgeht, erscheint der Liebling Trimalcio's, der schon vorhin erwähnte Zwerg. Er setzt sich neben seinen Herrn aufs Bett und wird von diesem mit Liebkosungen und Küssen überschüttet.

Fortunata, die darüber in Zorn geräth, verlangt die Entfernung des Lieblings, schimpft und sagt ihm Beleidigungen. Trimalcio schimpft wieder, und Fortunata wirft ihm wüthend das eine der großen Geschirre an den Kopf, Trimalcio ihr hingegen ein Glas. Er will sein Testament wieder umstoßen, sagt er, und er will ihr weder Seufzer noch Talente hinterlassen.

Doch tritt die Gesellschaft vermittelnd und besänftigend dazwischen, sodaß sie sich wieder vertragen.

Trimalcio ergreift ein großes Glas, um dasselbe auf den wiederhergestellten Frieden zu leeren. Dazu singen die Tischgenossen einige italienische Verse, unterhalten sich dann und bringen verschiedene Gesundheiten aus. Endlich singen sie als Schlußlied noch folgende Reime:

Chloris' Siege schaffen
Uns nur Thränen, Schmerz und Harm,
Mars mit seinen Waffen
Macht Alarm und macht uns arm,
Aber Eure Waffen
Machen unsre Herzen warm.

Lieben Freunde, ruft Trimalcio, thut so als ob ich todt wäre!

Dann streckt er sich auf seinem Lager nieder und stellt sich todt. Die ganze Gesellschaft erhebt sich. Die Trommeln wirbeln, die Thüren öffnen sich, als ob sie durch eine hereinstürmende Menge aufgerissen würden, die, erschreckt durch die Trommeln, das Schloß bereits in Flammen stehend wähnt.

Die Tischgenossen suchen sich durch die Thür links zu entfernen, aber sie wird ihnen von einem Sklaven vor der Nase zugeschlagen.

Man geht nur da hinaus, wo man hereingekommen

ist! sagt dieser, und die Gesellschaft muß gehorchen. Man hebt den Helden des Festes wieder auf die Schultern der Sklaven und zieht in demselben Aufzuge wieder mit ihm ab, wie man mit ihm gekommen ist. Fortunata, seine herabhängende Hand erfassend, schreitet an seiner Seite. Auf solche Weise hält man einen großen Umzug auf den Galerien und selbst durch viele Zimmer des Schlosses.

Trimalcio wird in seine Kammer gebracht, wo man ihn von seinen Heldenthaten, die man mit den Thaten des Hercules vergleicht, ausruhen läßt. Die ganze Gesellschaft ist darüber einig, daß Trimalcio sich an diesem Tage selbst übertroffen, obgleich er nur mittelmäßig getrunken habe.

Elftes Kapitel.

Doctor Behrens.

Wir aber wollen eine geisterlos'ne
Geweihte Schar sein!
Vorläufer der Erlösung, Tempelstürmer
Des Aberglaubens —
Verkündiger der Wahrheit, die einst allen
Wird offenbar sein!
Mirza-Schaffy, von Bodenstedt.

Wie immer, wenn er in seiner gewohnten Thätigkeit war, saß Leibniz, bekleidet mit einem pelzgefütterten Nachtrock und großen grauen Filzsocken statt der Pantoffeln, in seinem kleinen Lehnstuhle und durchlas eine soeben von seinem Schreiber Franz vollendete Abschrift eines juristischen Erkenntnisses. Auch mit derartigen Sachen wurde seine kostbare Zeit abgekürzt; erst späterhin ward er damit verschont.

Unwillig schüttelte er mehreremal den Kopf und runzelte die Stirn, als er hier und da einige sinnent-

stellende Fehler bemerkte. Er stand auf, um Franz darüber zur Rede zu stellen. In demselben Augenblick jedoch trat die Botenfrau von Limmer herein und überreichte ihm einen Brief vom Prediger Sackmann. Leibniz war nicht wenig erstaunt, und um so begieriger erbrach und las er denselben. Er gab der Botenfrau den Auftrag, Sackmann zu grüßen und ihm zu sagen, daß er seinem Wunsche nachkommen wolle. Als die Frau sich wieder entfernt hatte, rief er nach Franz, der gerade im Begriff war, der alten Frau einige wichtige Fragen in Betreff Johanne Mariens vorzulegen. Zu seinem Leidwesen wurde er in seiner Auskundschaft durch den Ruf seines Gebieters unterbrochen. Mit einer etwas steifen Verbeugung trat er ein und blieb, die Befehle des Gelehrten erwartend, in gemessener Entfernung von demselben stehen.

Höre Er 'mal, Musje Franz, so lautete der Anfang der Strafpredigt, wie kommt es eigentlich, daß Er, wie ich leider zu meinem großen Verdruß seit einiger Zeit observiret habe, nicht mehr so sorgfältig und mit Attention copiret und Seine Scripta revidiret, wie das vordem geschehen? Vor diesem hatte ich selten Ursache, Ihn auf Fehler, so in Fahrlässigkeit oder Flüchtigkeit ihren Ursprung haben, aufmerksam zu machen, während ich nunmehr auf jeder Pagina

eine so große Quantität von sinnentstellenden Fehlern merke, daß ich meine Zeit, die ich doch nützlicher employiren kann, mit Correcturen hinbringen muß wie ein Schulmeister. Sage Er mir, Musje Franz, worin dieses seinen Grund hat?

Der Angeredete war wie aus den Wolken gefallen. Solche Worte hatte er noch nie von Leibniz vernommen, so hatte dieser ihm nie gegenübergestanden.

Etwas beschämt und kleinlaut bat er um Verzeihung und versprach, künftig mit mehr Sorgfalt und Aufmerksamkeit zu arbeiten.

Aber die Ursache Seiner Zerstreutheit und Flüchtigkeit möchte ich gern erfahren, wiederholte Leibniz.

Die wüßte er selbst nicht, meinte Franz.

Musje Bruckmann, entgegnete Leibniz in sehr ernstem Tone, das weiß Er nicht? Will Er das Uebel durch Hinzufügung einer Unwahrheit noch größer machen? Schämt Er Sich etwa, ein offenes Bekenntniß abzulegen und die Ursache Seiner Zerstreutheit zu nennen? Oder sollte Er sie wirklich nicht kennen? dann will ich Ihm in der Erkenntniß Seiner Selbst zu Hülfe kommen. Seine Verliebtheit, Musje Bruckmann, ist die Ursache, Seine Verliebtheit! Also hat Seine Mutter doch recht gehabt, als sie mir schon vor längerer Zeit klagte, daß Er amuraschirt sei in

eines vornehmen Mannes Tochter, und seit der Zeit sich gänzlich metamorphosirt habe; leider aber, muß ich hinzufügen, nicht zu seinem Vortheil, indem aus einem Paulus ein Saulus geworden ist. Ich hatte es damals noch nicht observiret, so schlau verstand Er es, Seine Affection vor den Augen der Welt zu verbergen; aber das Auge der Mutter siehet schärfer denn des Adlers Auge. Aber nun möchte ich auch doch noch gern erfahren, wer Seine Liebste ist?

Ich kann mit gutem Gewissen sagen, daß ich keine Liebste habe, Herr Geheimrath, behauptete Franz, dem Gelehrten keck in die Augen blickend.

Wie? Er hat keine Liebste? Er will, indem Er mir die zweite Unwahrheit sagt, auch Seine Mutter zur Lügnerin machen? Musje Bruckmann, Er ist tiefer gesunken, als ich glaubte. Es ist aber gut, daß ich den Beweis in Händen habe, Ihn auf der Stelle von Seiner Unwahrheit zu überführen.

Bei diesen Worten nahm Leibniz den Brief des Predigers Sackmann vom Tische und fuhr fort:

In diesem Briefe schreibt mir der Herr Pastor Sackmann — —

Franz übersah urplötzlich seine Lage mit raschem Blick und unterbrach den Gelehrten:

Der Pastor Sackmann wird dem Herrn Geheim-

rath muthmaßlich die Mittheilung gemacht haben, daß ich mich um die Hand seiner ältesten Tochter Johanne Marie beworben habe.

Eh bien! rief Leibnitz aus, und doch lügt Er mir vor, daß Er keine Liebste habe?

Der Herr Geheimrath wollen excusiren, wenn ich bei meiner Behauptung verharre. Wie kann ich die Demoiselle Tochter des Herrn Pastors als meine Liebste betrachten, wenn mir der Vater ihre Hand verweigert, mich sozusagen aus dem Hause weist und mir jedwede Hoffnung dadurch nimmt, daß er sie zwingen will, sich mit dem Pastor Früh aus Stöcken zu vermählen?

Er ist ein Sophist! sagte Leibniz, indem sein Mund sich zu einem Lächeln verzog. Wenn Er die Demoiselle liebt, so ist sie auch Seine Liebste.

Franz, der aus Erfahrung wußte, daß Leibniz durchaus keinen Widerspruch vertragen konnte, schwieg und hörte auch mit großer Gelassenheit den Inhalt des Briefes mit an, welchen Leibniz ihm vorzulesen für gut befand.

Als der Gelehrte geendigt und den Brief wieder zusammengefaltet hatte, fuhr er fort: Er sieht aus diesem Schreiben, daß ich, wie es hiermit geschieht, Ihm einen ernstlichen Verweis geben und Ihm verbieten

soll, das Haus des hochwürdigen Herrn Pastors Sackmann jemals wieder zu betreten.

Franz schwieg noch immer, und Leibniz fuhr fort: Er muß die Demoiselle vergessen, und wenn Er es Sich ernstlich vornimmt, so wird Er sie auch vergessen, denn was der Mensch will, das kann er auch. Werfe Er Sich mit aller Kraft und Energie Seines Geistes wieder auf Seine Arbeiten, und glaube Er mir, die verliebten Reverien werden sich gar bald verlieren.

Ich werde die Rathschläge des Herrn Geheimraths befolgen und mich auf andere Weise zu zerstreuen und zu divertiren suchen, lautete die Antwort des Schreibers, der, im Begriff, sich in sein Schreibzimmer zurückzuziehen, gedankenlos eine Fliege, welche auf seinen Rockärmel geflogen war, fing und zwischen den Fingern zerdrückte.

Höre Er 'mal! rief Leibniz, der dies bemerkt hatte, ihm nach. Ich sehe, Er hat da eben eine Fliege in seiner Hand zerdrückt. Hat Er schon einmal eine Fliege genau betrachtet?

Ja, schon oft, Herr Geheimrath!

Dann wundert es mich um so mehr, daß Er mit so großer Gleichgültigkeit eine so außerordentlich künstliche Maschine zerstören mag. Doch ganz abgesehen

von dem wunderbaren Bau dieses Thierchens, halte ich es für ein sehr großes Unrecht, sein kurzes Leben, dessen es sich auf seine Weise ebenso gut freut wie wir Menschen, noch mehr abzukürzen. Wir haben kein Recht dazu, und es zeugt von keinem feinen Gefühl und von wenig Verständniß für die herrlichen Schöpfungen Gottes, solche unschädliche Thierchen, welche überdies in dem großen Haushalte der Natur ebenso unentbehrlich sind als jedes andere Thier, das wir, weil es uns vielleicht materiellen Vortheil schafft, hegen und pflegen, ohne Noth zu tödten. Thue Er das nicht wieder, mein lieber Musje Bruckmann, ich kann's nicht leiden.

Franz, der die Worte des Gelehrten stets wie den Ausspruch eines Orakels verehrte, wenn er auch in den Ansichten und Rathschlägen desselben in Bezug auf Sackmann's älteste Tochter nicht übereinstimmte, sah sein Unrecht ein und versprach ihm, nie wieder eine Fliege zu tödten. Er zog sich in sein Schreibgemach zurück, wo er seinem Genossen Wilhelm Dininger von den vorgefallenen Verhandlungen getreulich Bericht abstattete. Auch den Brief des limmerschen Seelenhirten suchte Franz mit Hülfe seines Gedächtnisses so wortgetreu wie möglich wiederzugeben. Ueber diesen Brief äußerte Dininger eine ganz besondere

Freude, weil er ihm Gelegenheit bot, seine Raritätensammlung zu vergrößern. Seinem Inhalte nach, wie Franz denselben mittheilte, schrieb er ihn auf und legte ihn stillvergnügt zu seinen übrigen gesammelten Denkwürdigkeiten.

In demselben Augenblick vernahm man auf der Straße das lange anhaltende Wirbeln einer Trommel.

Anfangs glaubten beide, es sei dies die Trommel des städtischen Ausrufers, der auf diese Weise die Aufmerksamkeit der Bevölkerung zu fesseln suchte, und sie achteten, da es ihnen nichts Neues war, nicht weiter darauf.

Franz schrieb bereits emsig an einer deutschen, von Leibniz soeben verfaßten kleinen Streitschrift gegen einen gewissen Herrn Kulpis, welcher gegen Leibniz die Behauptung aufgestellt hatte, daß der Titel eines Erzfähnrichs nicht dem Hause Hannover, sondern den Herzogen von Würtemberg gebühre. Dininger wollte eben in der Abschrift eines Theils der von Leibniz begonnenen Geschichte der Vereinigung der Häuser Braunschweig und Este fortfahren, ohne es jedoch seiner angeborenen Neugierde zu Liebe unterlassen zu können, einen Blick auf die Straße zu werfen.

Werber! Werber! rief er aus; ohne Zweifel wird wieder für Oesterreich geworben!

Franz eilte gleichfalls ans Fenster und erblickte außer einem kurhannoverischen Trommelschläger noch einen baumlangen Unteroffizier in gleicher Uniform, der, nachdem der lange anhaltende Trommelwirbel aufgehört hatte, alsbald seine Stimme erhob:

„Im Namen Seiner Durchlaucht, unsers allergnädigsten Kurfürsten Ernst August! —

Es wird hiermit zur allgemeinen Kenntniß gebracht, daß die Türken, die Erbfeinde der Christenheit, welche sich nach der bei Salankemen im Jahre 1691 erlittenen großen Niederlage wieder erholt haben, aufs neue in Hungarn eingefallen sind, mit Plünderung, Mord, Brand und Brandschatzung alles verwüsten und dem Erdboden gleichmachen, auch das Heilige Römische Reich deutscher Nation bedrohen, wenn sie nicht durch Gewalt der Waffen von weiterm Vordringen abgehalten und in ihr Gebiet zurückgedrängt werden.

Seine apostolische Majestät, unser allerdurchlauchtigster und großmächtigster Kaiser Leopold fordert daher die junge waffenfähige Mannschaft aller deutschen Lande und insonderheit die des neuen Kurfürstenthums Hannover auf, welche schon seit so vielen Jahren mit den tapfern Truppen des österreichischen Hauses liirt und seinen Fahnen rühmlichst

attachirt gewesen ist, auch jetzt wiederum die Waffen zu ergreifen und der Ehre theilhaftig zu werden, in Verbindung mit der tapfern österreichischen Armee den alten Erbfeind der Christenheit auf das Haupt zu schlagen und in seine Grenzen zurückzuwerfen. Die Werbungen finden statt in der Rothen Schenke, und ein gutes Handgeld wird versprochen!"

Nach diesen Worten zog der Werber, begleitet von seinem Trommelschläger und einer unzähligen Kinderschar, wieder weiter, um in den übrigen Stadttheilen gleichfalls seinen Ruf erschallen zu lassen.

Neugierig hatten Dininger und Bruckmann das Fenster geöffnet und auf die Worte des Werbers gelauscht.

Was denkst du, Dininger, hob Franz, das Fenster wieder schließend, an, gehen wir heute Abend auch einmal in die Rothe Schenke, um zu sehen, ob sich vielleicht einige junge Leute aus der Stadt anwerben lassen?

Willst du die Zeche bezahlen?

Eine kleine Lage*) will ich dir zum besten geben.

Gut, dann gehe ich mit, denn neugierig bin ich auch, und wie könnten wir den Abend wol angenehmer hinbringen?

---

*) Ein Glas Bier und ein Glas Branntwein.

In diesem Augenblick trat der Freund, Verehrer und nachmalige Biograph des Gelehrten, Eckhard, in Begleitung eines den Schreibern unbekannten Herrn ins Zimmer und erkundigte sich, ob der Herr Geheimrath zu Hause sei.

Die Schreiber bejahten die Frage, und Dininger öffnete die Thür zu dem Gemache des Gelehrten, indem er die Herren bei Leibniz anmeldete und sie aufforderte, einzutreten.

Ich erlaube mir, so begann nach der ersten Begrüßung Eckhard, Euch hier den Doctor der Medicin und Geschichtsforscher Monsieur Konrad Behrens aus Hildesheim zu präsentiren, der sehr begierig ist, Euere vielwerthe Bekanntschaft zu machen und in Betreff einiger historischer Scrupel, so derselbige hegt, Euere Meinung zu erbitten.

Leibniz drückte dem Doctor freundlich die Hand und hieß ihn willkommen, indem er zwei Stühle herbeizog und die Herren zum Sitzen nöthigte.

Ich beschäftige mich, hob Behrens an, außer mit meinem Fachstudium insonderheit gern mit der Historie und zwar am liebsten und vorzugsweise mit demjenigen Theile der Historie, welcher von dem Ursprunge und den Ursitzen der europäischen Völkerfamilien handelt.

Ein höchst anziehendes, aber außerordentlich schwieriges und dunkles Gebiet, schaltete Leibnitz ein, welches mich auch schon vielfach beschäftigt hat und noch ferner beschäftigen wird. Es ist mir aber lieb, einen Mitarbeiter dieser Materie gefunden zu haben.

Behrens verbeugte sich bei diesen Worten, und Leibnitz fuhr fort:

Durch gegenseitigen Austausch unserer Ansichten und Forschungen werden wir hoffentlich die dunkeln Wolken, so diese Materie umhüllen, immermehr zerstreuen, wenn wir sie auch leider niemals gänzlich verscheuchen werden.

Allerdings ist dies ein sehr dunkles Gebiet, meinte Behrens, aber der Herr Geheimrath werden aus eigener Experience wissen, daß eine historische Materie einen um so größern Reiz für den Forscher hat, je dunkler, je undurchdringlicher und unnahbarer sie ist. Wir sind darin wie die Knaben, welche die dunkelsten und undurchdringlichsten Wälder am liebsten betreten, die höchsten Bäume am liebsten besteigen und die verbotenen Früchte am liebsten essen.

Leibnitz nickte zustimmend und lächelnd mehrmals mit dem Kopfe und fragte: Kennen der Herr Doctor die vielfachen Forschungen der Franzosen auf diesem Felde?

Ich vermeine, die wichtigsten Schriften der französischen Gelehrten über die ethnographischen Forschungen zu kennen, jedoch möchte ich die Ansicht des Herrn Geheimraths gerade über diese Schriften der Franzosen vernehmen, was von denenselben zu halten sei.

Mein lieber Herr Doctor, versetzte Leibniz, sich in seinem Lehnstuhle mit dem Oberkörper hin- und herwiegend, ich bin im allgemeinen nicht tadelsüchtig und denke, kein Buch ist so schlecht, daß man nicht einigen Nutzen daraus schöpfen könnte; meiner Gewohnheit gemäß suche ich mir nur dasjenige aus denen Büchern, welches ich lobenswerth finde, und nicht dasjenige, was zu tadeln ist; aber auf diesem in Frage stehenden Gebiete haben die Franzosen mehr Schaden als Nutzen geschaffen, und man weiß bei der Lectüre derartiger Schriften in Wirklichkeit nicht, ob man unsere überrheinischen Collegen mehr bemitleiden als belächeln, ob man sie verhöhnen oder sich ärgern soll. Insonderheit gilt dies nach meiner Meinung von denjenigen Schriften, welche über ihren eigenen Ursprung und über ihre eigenen Ursitze handeln. Da ist zum Exempel der Pater Tournemine, welcher die Behauptung aufstellt, daß die Franzosen unsere Landsleute wären. Der Herr Pater meint — denken Sie sich,

Messieurs! — die Franzosen hätten, ehe sie noch diesen Namen führten, in Norddeutschland gewohnt, und zwar unter den Namen Chatten, Bataver, Cherusker, Chauken, Sigambrer und unter einigen andern Namen von Stämmen, die Tacitus als ehrliche Germanen hinstellt. Lachen Sie noch nicht, meine Herren! Ich muß noch hinzufügen, daß sie in den Urzeiten die braunschweigisch-lüneburgischen Länder erobert und natürlicherweise auch den römischen Legionen in der teutoburger Schlacht die große Niederlage beigebracht haben.

Behrens und Eckhard mußten von neuem laut auflachen.

Nach einer kleinen Weile fragte der erstere: Was halten der Herr Geheimrath von der Meinung derer, welche den Ursitz der Franzosen nach Hungarn verlegen?

Auch dieser Ansicht muß ich entschieden widersprechen, meinte der Gefragte, sowie auch denjenigen französischen Schriftstellern, welche den Stammsitz ihres Volkes in Skandinavien oder gar in Troja suchen wollen. Nach meinem Dafürhalten, und ich werde selbiges auch später in einer Schrift zu begründen suchen, stammen die Franzosen von den Ufern des Baltischen Meeres.

Welche Wege hat man überhaupt am passendsten einzuschlagen, fragte Behrens, den Ursprung der Völker weitmöglichst zu erforschen.

Den sichersten Wegweiser bietet die Sprache, entgegnete Leibniz. Freilich hält es oft sehr schwer, aus der durch die Völkerwanderung entstandenen Sprachvermischung die Ursitze der einzelnen Nationen herauszufinden, aber ein tieferes Eingehen in den Geist der Sprachen und insbesondere ein Aufsuchen der Stammsilben einzelner Wörter liefern uns zuweilen recht auffallende Resultate und lassen selbst in nunmehr schon seit tausend Jahren durch den Raum einer halben Erdfläche getrennten Völkern unverkennbar uns auf deren Stammverwandtschaft schließen.

Diese Bemerkung überrascht mich, sagte Behrens, aber die Wahrheit derselben springt in die Augen.

Sollte aber die Verwandtschaft der Völker sich in der That örtlich so weit ausdehnen? fragte Eckhard.

Wenn wir auf die ältesten Zeiten des Menschengeschlechts zurückgehen wollen, ganz gewiß, und in jenen Zeiten hätte der Pater Tournemine, unbeschadet sich lächerlich zu machen, die Verwandtschaft zwischen den Franzosen und uns aufsuchen können. Asien ist bekanntlich die Wiege der Menschheit, und ich wage dreist zu behaupten, daß die dunkelfarbigen Eingebo-

renen Indiens mit den blonden Nationen Europas, vielleicht sogar mit den Eingeborenen Amerikas und Afrikas in einer nähern Verwandtschaft stehen, als wir uns träumen lassen und unser Stolz einräumen möchte. Eine nähere Bekanntschaft mit ihren Sprachen würde meine Muthmaßung zur Wahrscheinlichkeit erheben. Vielleicht ist es einer spätern Zeit vorbehalten, noch wichtige Entdeckungen auf diesem Gebiete zu machen.

Behrens bedauerte, daß seine Sprachkenntnisse nicht einmal zur Erforschung der Ursitze und der stammverwandtlichen Beziehungen der europäischen Völker ausreichend seien, geschweige denn zur nähern Kenntniß der außereuropäischen Nationen. Indessen könnten auch nur die Völkerfamilien unsers Erdtheils ihm volle Theilnahme abnöthigen, und wenn er nur deren Stammsitze unmittelbar vor den Zeiten der großen Völkerwanderung festzustellen vermöchte, dann sei seine Wißbegierde vollkommen befriedigt.

Damit sei auch schon unendlich viel gewonnen, und der Hauptzweck sei ja damit erreicht, meinte Leibniz, aber es würde sehr schwer halten, fügte er hinzu, ohne ein weiteres Zurückgehen, welches allerdings eine genauere Kenntniß einzelner asiatischen Sprachen und besonders der der Hindu und Perser, deren

er leider selbst nicht kundig sei, voraussetze, auch das näher gesteckte Ziel vollständig zu erreichen.

Er forderte den hildesheimer Gelehrten indessen auf, sich durch keine Schwierigkeit in seinem Studium zurückschrecken zu lassen, und bat denselben, von dem Erfolge seiner Forschungen ihm von Zeit zu Zeit Mittheilung zu machen; er stehe, soweit seine Kräfte reichten, mit Rath zu Gebote und wolle ihm die Resultate seiner Forschungen auch nicht vorenthalten. Jede, auch die kleinste Entdeckung auf diesem dunkeln Gebiete sei von großer Wichtigkeit.

Schließlich bat Behrens den großen Polyhistor noch um die Mittheilung einiger für seinen Zweck unentbehrlicher Quellen. Leibniz holte einige Bücher aus seiner umfangreichen Büchersammlung hervor und übergab sie dem Arzte mit dem Bemerken, sie nur mit großer Vorsicht zu benutzen, weil ihre Verfasser Franzosen seien, die, wie er eben vernommen habe, ganz besonders in Hinsicht auf ihre eigene Geschichte aus allzu großer Eigenliebe und übertriebenem Nationalstolze nicht allzu gewissenhaft verfahren seien und der historischen Wahrheit manches Schnippchen geschlagen hätten.

Die drei Gelehrten unterhielten sich dann noch über verschiedene andere wissenschaftliche Gegenstände,

bis sie endlich, um Leibniz nicht länger von seinen Arbeiten abzuhalten, sich von ihren Sitzen erhoben und sich entfernen wollten.

Leibniz, dem selten in Hannover die Gelegenheit wurde, mit Gelehrten sich zu unterhalten, war äußerst aufgeräumt und bat die beiden Herren, ihn zu seinem Garten vor dem Aegidienthore zu begleiten, wohin er fast täglich, bei gutem Wetter, einen Spaziergang zu machen pflegte.

In diesem Garten stand ein unscheinbares Sommerhäuschen, in welchem er Seidenwürmer zog, die er selbst zu füttern pflegte; der Garten selbst aber war mit Maulbeerbäumen angefüllt.

Behrens, der noch nie im Leben eine Seidenraupe gesehen hatte, nahm dankbar das freundliche Anerbieten des Gelehrten an.

Unterwegs unterhielt Leibniz seine Begleiter auf das lebhafteste, und besonders erzählte er ihnen viel von seinen frühern Reisen in Frankreich und Italien, wo er die Seidenraupenzucht kennen gelernt hatte.

In Rom wollten sie mich gern katholisch machen, so fuhr er im Verlaufe des Gesprächs fort, und man gab mir nicht undeutlich zu verstehen, daß, wenn ich meinen Glauben wechseln wolle, man mir das Amt eines Custos der Vaticanischen Bibliothek übertragen

würde, eine Stelle, aus der man häufig zum Cardinal promovirt wird. Wie sehr ich nun aber auch bemüht gewesen bin, und noch dafür arbeite, den Katholicismus und Protestantismus zu vereinigen, so hätte ich mich aber doch nicht entschließen können, meine Religion zu changiren. Und doch, Messieurs, bin ich einmal in die fatale Situation gerathen, in Italien den Rosenkranz abzubeten.

Die beiden Begleiter baten ihn in großer Neugierde, diesen Fall mitzutheilen, worauf Leibniz fortfuhr: Im Jahre 1689 hatte ich mich neun Monate in Wien aufgehalten und reiste dann nach Italien, um in den Bibliotheken und Archiven von Florenz, Modena und Venedig nach Quellen für die Geschichte des hannoverischen Herrscherhauses zu suchen. Bereits vor meiner Ankunft in Italien hatte ich eine Correspondenz mit dem Bibliothekar des Großherzogs von Toscana, dem gelehrten Anton Magliabecchi, angeknüpft, den ich um Aufschlüsse über gewisse Markgrafen Oberitaliens aus dem elften Jahrhundert, insonderheit über die Markgrafen von Este, gebeten hatte. Bald darauf wurde mir das Glück zu Theil, selbst die Reise dorthin unternehmen zu können. Wer war froher als ich, den classischen Boden Italiens, die Wiege der Künste und Wissenschaften betreten zu

dürfen! Vom Herzog von Modena, bei dem ich mich vorstellen ließ, erhielt ich die Versicherung, aus seinen Archiven alles in Person erforschen zu dürfen. Von Venedig aus machte ich eines Tags einen Ausflug nach den kaiserlichen Quecksilbergruben in Istrien, und auf meiner Rückkehr — wir konnten die Lagunenstadt schon wieder sehen — überfiel uns ein so greulicher Sturm, daß nicht ich allein, sondern auch die Schiffer vermeinten, unser letztes Stündlein habe geschlagen. Die Schiffer, welche mich für einen Ketzer hielten, glaubten, ich sei die Ursache dieses Sturmes, und faßten, um den vermeintlichen Zorn Gottes abzuwenden, nach kurzer Berathung den Entschluß, mich über Bord zu werfen. Mir war nicht ein Wort ihrer Unterredung entgangen, obwol sie vermeinten, ich verstehe ihre Sprache nicht. Ich ließ mir auch nichts merken, sondern zog ruhig aus meiner Tasche einen Rosenkranz, der mir von einem venetianischen Mönch geschenkt und von mir aus Curiosität aufbewahrt war, weil ich niemals eine solche Betmaschine gesehen hatte. Ich stellte mich nun als ob ich betete, murmelte auch etwas von Paternoster und Ave-Maria und ließ die Kugeln durch die Finger laufen. Da merkten die Matrosen, daß ich kein Ketzer sei, ließen ihren Plan, mich ins Wasser zu werfen, wieder fallen und hoben

selbst an zu beten. Wirklich legte sich auch der Sturm nach und nach; ich kann den Herren aber nicht sagen, ob es infolge meines Gebets oder des der Schiffer geschah. Wohlbehalten stieg ich bei Mesola wieder ans Land.

Behrens und Eckhard bewunderten und lobten die Geistesgegenwart Leibniz', der ihnen sodann seine Erlebnisse in Rom und Florenz mittheilte und ihnen von dem gelehrten Antiquar Rafael Fabretti erzählte, der ihm zum Wegweiser in der Ewigen Stadt diente und auch mit ihm unter anderm die Katakomben besuchte. Ferner theilte er ihnen sein Bekanntwerden und die Unterredungen mit dem Astronomen Bianchini sowie auch mit dem gelehrten Jesuiten Pater Grimaldi und einigen andern Männern mit, die, wie er meinte, er in Hannover sehr schmerzlich vermisse.

Diese Reise schien der Glanzpunkt und die schönste Erinnerung aus seinem Leben zu sein, denn mit großer Vorliebe verweilte er bei derselben, sodaß diese Mittheilungen den langen Weg von seiner Wohnung bis zum Garten vollständig ausgefüllt hatten.

Nicht durch' die lebhafte Erinnerung an Italien allein war Leibniz heute so aufgeräumt und so redselig, sondern auch der Umstand trug dazu bei, daß er in dem Doctor Behrens einen ausgezeichneten Ge-

lehrten und liebenswürdigen Gesellschafter kennen gelernt hatte, mit dem er, weil er in Hannovers Nähe wohnte, in persönlichen Verkehr zu treten Gelegenheit hatte. Leider mußte er sich in seinem Gedankenaustausch mit dem Briefwechsel begnügen, und selbst dieser bot damals noch die größten Schwierigkeiten.

Ja, sagte er beim Eintreten in das Gartenhaus, aus welchem das Geräusch der an den Maulbeerblättern nagenden Seidenraupen bereits in ihr Ohr drang, es ist mir außerordentlich lieb, Herr Doctor, Euere Bekanntschaft gemacht zu haben, und ich bin meinem Freunde Eckhard sehr obligirt und dankbar, daß er Euch mir zugeführt hat. Kommt recht oft nach Hannover und seid überzeugt, daß Euch jedes Buch meiner Bibliothek sowie auch meine geringen Kenntnisse jederzeit zu Gebote stehen. In Euch habe ich wieder einen Mann gefunden, auf dessen Bekanntschaft ich stolz bin und von der ich herrliche Früchte erwarte; denn glaubet mir, lieber Doctor, hier in Hannover findet man außer unserer großen Kurfürstin Sophie kaum jemand, mit dem man sprechen kann.

Behrens war nicht minder glücklich über die freundliche und ehrenvolle Aufnahme, die er bei Leibniz gefunden hatte, und wußte kaum Worte zu finden, seine Gefühle auszudrücken. Er hatte in Leibniz einen stei-

fen, grämlichen und durch vielerlei Huldigungen stolz gemachten Pedanten zu finden geglaubt, und fand in ihm einen feingebildeten Weltmann und, ganz gegen die Sitte der damaligen Zeit, einen leutseligen, zuvorkommenden und bescheidenen Gelehrten.

Behrens, kaum eines Wortes mächtig, eine Thräne im Auge, drückte die ihm dargebotene Hand, die so vielen und reichen Samen auf allen Gebieten der Wissenschaft ausstreute, und wurde dem großen Könige der Geister ein treuer Freund und helfender Arzt fürs ganze Leben.

Zwölftes Kapitel.

Die Werbung.

Einen Jüngling, stark und hoch,
Sieht der Werber mit Behagen.
Wärest du ein Reiter doch!
Ruft er aus mit lichtern Augen,
Solcher Wuchs und solche Kraft
Würden dem Husaren taugen,
Komm und trinke Brüderschaft!

Lenau.

Schon von weitem drang den beiden Schreibern ein wüster Lärm aus der Rothen Schenke entgegen, welche von Neugierigen jedes Alters und Geschlechts umlagert war. Alles drängte sich vor die Fensterscheiben, um den Werber und die von ihm bereits Geworbenen zu schauen und überhaupt das Getreibe im Zimmer zu beobachten. Diejenigen, welche so glücklich waren, vermittelst ihrer Fäuste und Elnbogen eine Fensterscheibe erobert zu haben, wurden sogleich wieder von andern Neugierigen zur Seite gedrängt und gestoßen. Fast alle wurden sie aber enttäuscht, weil

16*

die dichten Tabackswolken in dem Zimmer ihnen jedwede Aussicht oder vielmehr Einsicht versperrten und das wilde Geschrei vor und in dem Hause ihnen nicht gestattete, die Worte des Werbers und der Zechenden deutlich zu verstehen. Enttäuscht bahnte sich daher bald dieser, bald jener von den zuschauenden jungen Burschen wieder einen Rückweg durch die wogende Menge und schlich sich in das Haus selbst, sodaß die Schenkstube sich zur Freude des Werbers und des Wirths immermehr füllte.

Auch Dininger und Bruckmann machten den Versuch, bevor sie eintraten einen Blick durch die Scheiben zu werfen. Aber gleichfalls vergeblich! — Wollten sie ihre Neugierde befriedigen, so blieb ihnen kein anderes Mittel, als die Schenkstube selbst zu betreten.

Hier reichte ihnen der Wirth zum Willkommen die Hand und wies ihnen hinter einem der blank gescheuerten Tische einen Platz an, wo eben noch zwei Menschen, wenn auch gerade nicht mit großer Bequemlichkeit, sitzen konnten. Die bereits auf derselben Bank Sitzenden rückten etwas zusammen, und zwei Personen, die an derselben Tafel ihnen gegenüber Platz genommen hatten, reichten ihnen gleichfalls die Hand und freuten sich über die Ankunft der beiden Schreiber außerordentlich.

Das ist brav von euch, ihr jungen Kerle, daß ihr euch auch hier einstellt! rief der eine der beiden Gäste, denen bereits der genossene Spiritus das Blut in die Wangen getrieben hatte. Ihr müßt euch auch anwerben lassen! Potz Pappenheim und Wallenstein! so ein paar kräftige Burschen sind nicht dazu gemacht, im dumpfen Schreibzimmer, mit dem Gänsekiel in der Hand, zu vertrocknen, sondern im freien Felde sich mit den Türkenhunden herumzubalgen und Ehre und Ruhm zu gewinnen.

Daraus wird wol nichts werden, alter Krachwedel, meinte Dininger, uns hat nur die Neugierde hergeführt.

Wir möchten gern wissen, ob sich viele junge Burschen anwerben lassen, setzte Franz Bruckmann hinzu. Uns selbst aber anwerben zu lassen, davon kann gar nicht die Rede sein.

Zu solchem Schritte, der auf das ganze Lebensglück Einfluß haben kann, muß man auch niemand rathen, erwiderte Krachwedel's Nachbar, der Pater Bernhardus, dessen Bekanntschaft der Leser gleichfalls schon in dem Rathskeller gemacht hat. In solchen Fällen muß jeder selbst wissen, was er zu thun hat, setzte er hinzu.

Der Invalide stieß ihn heimlich mit dem Fuße

an, aber der Pater schien das Zeichen nicht zu verstehen.

Aber man muß auch nicht abrathen, absonderlich wenn man das schöne Soldatenleben so wenig kennt wie Ihr, Herr Pater, versetzte Krachwedel. Wenn Ihr anstatt des Meßbuchs und Rosenkranzes eine Muskete getragen und in dem großen deutschen Kriege mitgekämpft hättet wie ich, dann würdet Ihr eine andere Meinung von dem Soldatenleben haben, wie dies nun der Fall ist. Das Soldatenleben ist das schönste Leben auf der Welt!

Bei diesen Worten schlug er auf den Tisch, daß die Gläser klirrten. Ihr könnt es mir glauben, Musje Bruckmann und Musje Dininger! Das schönste Leben auf der Welt! und der Herr Pater mag sagen was er will. So gescheidt er auch sonst ist, und Latein versteht und über alle möglichen Dinge recht gelehrt discutiren kann, so versteht er vom Soldatenstande doch nicht mehr als der Bauer vom Gurkensalat!

Nach diesen Worten leerte er den Rest seines Glases und forderte den Wirth auf, dasselbe wieder zu füllen.

Wir werden uns auf keinen Fall anwerben lassen, auch wenn der Herr Pater uns nicht davon abzuhalten suchte, entgegnete Dininger.

Auf keinen Fall! wiederholte Bruckmann.

Ich begreife nicht, warum der alte Krachwedel sich so gewaltig ereifern thut, meinte der Pater Bernhardus. Ich habe Euch weder zu- noch abgerathen, sondern nur gesagt, daß ein so wichtiger Schritt überlegt sein will, und darin habe ich recht; habe ich nicht recht?

Die Schreiber sowol wie auch die andern jungen Leute an der Tafel stimmten ihm bei.

Und wenn ich denenselben wirklich Rathschläge geben thäte, fuhr er zu Krachwedel gewandt fort, so sein dieselben gewiß gut, insonderheit da ich mehr Experience, will sagen Erfahrung habe als das junge unerfahrene Blut. Saget selbst, habe ich euch schon einmal zu unrechten Dingen verleitet?

Die beiden jungen Leute verneinten dies.

Ihr, Herr Pater, habt gar keine Erfahrung, behauptete Krachwedel, denn im Kloster kann man sich selbige nicht erwerben. Wer kein Soldat gewesen ist, kann gar nicht mitsprechen und darf jungen Leuten keinen Räth geben; Herr Pater, nein, das darf er nicht. Ich aber habe Erfahrung, fuhr er mit lauter Stimme fort, sodaß seine Worte selbst an den andern Tischen deutlich verstanden werden konnten. Ich habe Erfahrung, denn ich habe im großen deutschen Kriege

mitgekämpft und bin wol gegen dreißig Jahre älter als Ihr, und wenn ich sage, das Soldatenleben ist gut, so könnt Ihr es mir glauben!

Darüber habe ich noch gar keinen Zweifel ausgesprochen, meinte der Pater; aber Ihr werdet mir doch recht geben, wenn ich behaupte, daß das Soldatenleben für den einen gut ist und für den andern nicht, daß es den einen reich und den andern arm macht, den einen zum Feldhauptmann avanciren läßt und den andern zum Krüppel machen thut. Euch selbst zum Exempel hat es doch auch keine großen Vortheile gebracht. Ihr seid nicht einmal ein Corporal geworden, viel weniger ein Feldhauptmann, und große Reichthümer that Euch der Krieg auch nicht einbringen, es müßte denn sein, daß Ihr noch geheime Schätze irgendwo aufbewahren thätet, welche dermaleinst lachenden Erben zugute kommen, von denen ich, Euer alter Freund, hoffentlich auch einer sein werde.

Die Hörer lachten; Krachwedel aber, der zornig die Lippen aufeinander biß und seinen Nasenwärmer, eine kurze holländische Thonpfeife, auf den Tisch legte, seine rechte Faust auf den Tisch stemmte und den Pater mit gerunzelter Stirn scharf ins Auge faßte, war eben im Begriff, denselben mit einem Platzregen

von Flüchen zu überschütten, als dieser dem dräuenden Mars besänftigend auf die Schulter klopfte und durch einige Zugeständnisse, die in der Behauptung bestanden, daß der bevorstehende Krieg mit den Ungläubigen allerdings nothwendig sei, den Sturm von sich fern hielt.

Und — fuhr der Pater fort — wenn ich behaupten thue, daß jeder selbst am besten wissen muß, ob er sich anwerben lassen soll oder nicht, so sein dies meine eigenen Ansichten, die Ihr mir frei und offen zu äußern erlauben werdet. Ich meine es gut mit denen beiden jungen Leuten, die meine Freunde sein, und es wäre nicht freundschaftlich gehandelt, wollte ich denenselben zureden, sich von mir zu trennen, vielleicht für immer zu trennen. Ich rathe auf keinen Fall zu, nein das thue ich nicht.

Aber ich rathe euch zu! sagte Krachwedel, und das thu' ich aus vollster Ueberzeugung. O, daß ich ein so alter lahmer Hund bin und sehen muß, wie sich da die jungen Kerle um den Werber drängen und das hübsche Handgeld in die Tasche stecken! Potz Pappenheim und Wallenstein! wenn ich noch so jung wäre wie ihr, Musje Dininger und Bruckmann, keine zehn Pferde sollten mich hier auf der faulen Bärenhaut zurückhalten, viel weniger das alberne

Geschwätz des Herrn Paters. Heute würde ich das schöne Handgeld in die Tasche stecken und morgen die Muskete auf die Schulter nehmen, um gegen die Türkenhunde ins Feld zu ziehen und Ehre und Ruhm und Reichthum zu gewinnen. Das Leben in einem Kloster mag ganz schön und kurzweilig sein, wie uns der Herr Pater so oft erzählt hat, aber das Leben im Kriege ist noch tausendmal vergnüglicher. Und habt ihr keine Lust, die Muskete zu tragen und als ein Hakenschütz zu Fuß zu laufen, so laßt euch als Reiter anwerben. Auf muthigem Rosse, den Säbel in der Rechten — könnt ihr euch etwas Schöneres denken? Ihr seid dann geachtet und gefürchtet, und wo ihr in ein Städtlein kommt, öffnen sich die Fenster und die schönsten Demoisellen erwidern euern Gruß und euere Kußhand und schauen euch mit freundlichen Blicken sehnsüchtig nach. Und die Bürger und Bauern kommen euch freundlich entgegen, ziehen euere Rößlein in den Stall, bringen Schinken und Wurst herbei und heißen euch willkommen. Doch wanne! wanne! wo sie sich weigern, die Schelme, euch willkommen zu heißen, wo sie nur wagen, euch schief und von der Seite anzublicken — da bringt ein einziger Griff an euere klirrenden Säbel sie wieder zur Raison. Denn

Rother Hahn und rothes Eisen,
Muß den Bauern Sitte weisen!

Alle an derselben Tafel sitzenden jungen Leute hatten nach und nach ihre Aufmerksamkeit auf den alten Invaliden gelenkt, und es war nicht zu verwundern, wenn er solchen, welche sich bereits hatten anwerben lassen, durch seine Worte Muth einflößte, und denen, welche noch unentschlossen waren, Aufmunterung gab, sodaß auch hin und wieder einer von diesen von seinem Sitz aufsprang und sich anwerben ließ.

Wie steht es denn mit euch, ihr jungen Burschen, habt ihr keine Lust zum edeln Soldatenstande?

Mit dieser Frage wandte sich in diesem Augenblick der Werber, welcher in der Nähe des Ofens seinen Platz eingenommen hatte, an die beiden Schreiber, die den vom Werber nicht unbemerkt gebliebenen Aufforderungen des Invaliden große Aufmerksamkeit schenkten, aber keine Lust zu haben schienen, denselben nachzukommen.

Lust und Neigung haben sie, dafür stehe ich ein, erwiderte der Invalide, einen unwilligen Blick auf seinen Nachbar werfend, aber der Herr Pater mahnet sie ab.

Das will ich nicht hoffen, Herr Pater! meinte der Werber. Ein Wort im Vertrauen, Herr Pater!

Der Werber stand auf und flüsterte dem Pater, welcher ihm auf halbem Wege entgegengegangen war, ins Ohr: Wenn Ihr die jungen Leute überredet, sich anwerben zu lassen, so bekommt Ihr heute und meinetwegen auch morgen Abend freie Zeche; Ihr könnt essen und trinken, was und soviel Euch gelüstet. Es sind ein paar stattliche Burschen!

Diese letzten Worte setzte er mit lauter Stimme hinzu, damit sie von den Schreibern gehört werden sollten.

Der Pater nickte schmunzelnd und fuhr flüsternd fort: An mir soll es nicht fehlen, Herr Corporal; ich habe etlichen Einfluß auf die jungen Kerle und werde thun, was ich kann. — Hat der alte Krachwedel auch freie Zehrung?

Ei freilich. Er hat mich selbst darum ersucht, und zwar schon heute Morgen auf der Straße, als er die Werbetrommel hörte. Er hat mir versprochen, mich fleißig in der Werbung zu unterstützen.

Das würde er auch ohne freie Zehrung gethan haben, sagte der Pater; doch nun begreife ich erst, murmelte er vor sich hin, indem er sich wieder auf seinem Platze niederließ, warum er mich mit seinem Fuße anstoßen that.

Im übrigen habe ich die jungen Leute gar nicht abgeredet, den Soldatenrock anzuziehen, rief er dem

Werber nach, sondern nur im allgemeinen auf einige ganz deutlich auf der Hand liegende Nachtheile aufmerksam gemacht, welche mit jedem Kriege verbunden sein. Das Soldatenleben ist gewiß ein recht schönes Leben, und es thut mich gereuen, daß ich mich in meinen jungen Jahren nicht selbst einmal mit den Türken, welche ja die Erzfeinde der Christenheit sein, gemessen habe. — Herr Schenkwirth, eine große Lage und ein Butterbrot mit Mettwurst!

Mir auch! sagte Krachwedel.

Nun, wie steht es mit euch, ihr jungen Kerle? rief der Werber, seine eben gestellte Frage wiederholend, den Schreibern zu. Wollt ihr euch von Burschen, die viel jünger sind als ihr und ohne langes Besinnen mir den Handschlag geben, beschämen lassen? Habt ihr keine Courage im Leibe? Pfui, ihr Hasenherzen, ihr Memmen!

Dininger lächelte; Franz aber, der sich gekränkt fühlte, sprang auf und rief, seine drohende Faust dem schimpfenden Werber entgegenhaltend: Was sind wir? Hasenherzen? Memmen? — —

Seh' einer das Bürschchen! sagte der Werber. Will mir eine Faust machen! mir! ha! ha! ha! Bürschchen! mir eine Faust machen! mir! Er Kuhschwanz alter Bärenhäuter! ha! ha! ha!

Die ganze Gesellschaft lachte mit, und der Werber fuhr fort:

Hat aber doch mehr Courage, als ich gedacht habe. Steckt ein tüchtiger Soldat in dem Musje, aber er kann sich nicht losreißen vom Eßtopf seiner Mutter oder aus den Armen seiner Liebsten, dieser Schelm und Bauer, der keines guten Gesellen werth ist.

Er kann sich nicht losreißen! so ist es, bestätigte Krachwedel, seine Pfeife, die ihm ausgegangen war, wieder anzündend.

Und — so meinte der Pater — hätte doch mehr Ursache dazu als tausend andere, wenn er nicht schon wieder vergessen hätte, wie schändlich man im vorigen Herbst an einem gewissen Sonntage und in einem gewissen Dorfe mit ihm umgesprungen ist. Das sein Dinge, mein lieber junger Freund, welche man sehr wohl beherzigen sollte. Wenn ich wenigstens in Euern Kleidern stecken thäte, dann würde ich bald wissen, welches Metier ich zu ergreifen hätte.

Immer heran, ihr jungen Kerle! immer heran! rief der Werber dazwischen. Wem der liebe Gott gesunde und starke Knochen gegeben hat, der muß sich erheben von dem Faulbette und darf nicht zurückbleiben in diesem bevorstehenden Kriege gegen die ungläubigen Türkenhunde, die Gott verdammen möge!

Jedes dieser Worte war aus der Seele des Invaliden gesprochen, denn das sah man seinem in Freude strahlenden Gesichte und dem häufigen Nippen an seinem Schnapsglase an. Er gab seinen gegenübersitzenden Freunden sowie auch den übrigen an demselben Tische befindlichen jungen Leuten sehr deutliche Winke, ja selbst freundschaftliche Rippenstöße, der Aufforderung des Werbers Folge zu leisten.

Ja, ja, er hat recht, der Herr Corporal, sagte der Pater, sich gleichfalls an seine Tischgesellschaft wendend. Kein junger Bursche, dem vom lieben Gott gesunde und starke Knochen gegeben sein, sollte daheim bleiben, absonderlich da es gilt, die Erbfeinde der Christenheit in die Pfanne zu hauen. Es ist ein heiliger Krieg, ein Kreuzzug, dem sich kein wackerer Bursche, der zugleich ein guter Christ sein will, wie ein Feigling und Muttersöhnchen entziehen darf.

Franz war durch des Paters hämische Anspielung auf seine unglückliche Liebe auf das empfindlichste berührt worden, und die damals ihm zu Theil gewordene unwürdige Behandlung von seiten des alten Pfarrers stand plötzlich in widrigster Gestalt und in ihrem ganzen Verlauf wieder vor seiner Seele. Er fühlte aber, daß der Pater recht hatte, und deshalb konnte er ihm nicht zürnen. Aber auch die ganze

Glut seiner Liebe erwachte in diesem Augenblick aufs neue. Er sah seine Herzliebste vor sich stehen, hörte die Schwüre ihrer Liebe aus ihrem Munde, fühlte sich mit aller Macht zu ihr hingezogen und — durfte ihr nicht nahen! Gab es denn gar keinen Weg, gar kein Mittel, sie dereinst als Weib ans Herz zu drücken? — —

Habt ihr gehört, was der Herr Pater sagt? rief der Werber; er sagt, es ist ein Kreuzzug, in welchen zu ziehen wir die Ehre haben werden, darum lasset alle kleinlichen Bedenken fahren und empfanget das Handgeld! Heran! heran! Acht Reichsthaler ein jeder! acht Reichsthaler!

Potz Pappenheim und Wallenstein! rief Krachwedel, im Kreise umherblickend. Solche Sauertöpfe sind mir in meinem Leben noch nicht vorgekommen. Das war doch noch eine andere Welt, als ich jung war! Damals mußte man die jungen Leute, die sich unaufgefordert scharenweise zu den Fahnen drängten, mit Gewalt zurückhalten und zurückweisen, damit doch auch einige Menschen vorhanden waren, die für uns Soldaten das Land beackern und Brot backen konnten. In diesen Zeiten aber lassen sie sich zum edeln Soldatenstande nöthigen wie die Bauern auf dem Jahrmarkt zum Einkaufen, und haben mehr Furcht

vor dem Degen als ein toller Hund vor dem Wasser. Sind das Hasenherzen! ja, ja, Hasenherzen seid ihr, ihr Ofenhocker! Ihr verschimmelten Bärenhäuter! Ihr Grundsuppe der Menschheit, und man sollte euch die Lenden bläuen. Immer niederträchtiger und feiger werden die Menschen, gar kein Blut steckt mehr in den Burschen, nicht einmal ordentlich saufen können sie mehr! So trinkt doch, ihr Pfennigküsser und Zipfelsauger! — Schenkwirth, noch eine große Lage und ein Butterbrot mit Mettwurst!

Mir auch! sagte der Pater und reichte dem Wirth seine leeren Gläser hin.

Der Trommler schlug in diesem Augenblick einen kleinen Wirbel auf seiner Trommel, und der Werber rief:

Acht Reichsthaler Handgeld bewilligt unsere kurfürstliche Durchlaucht, acht Reichsthaler! Heran! heran!

Du sitzest ja in so ernsten Gedanken, Franz, sagte Dininger zu seinem Nachbar, und scheinst misgestimmt. Aergerst du dich etwan über die Worte des Werbers oder hat dich der Pater durch seine alberne Bemerkung gekränkt?

Die Dummheiten des Werbers sowie auch die Worte des Paters habe ich längst wieder vergessen.

Oder gedenkest du an deine Herzliebste?

In diesem Augenblick waren meine Gedanken anderswo.

Oder kriechen dir wieder die Raupen durch den Kopf, die heute Morgen unser Herr Geheimrath dir in die Ohren gesetzt hat?

Wie wenn jemand an eine recht unangenehme Sache erinnert wird, so verdüsterte sich plötzlich die Stirn des jungen Mannes. Er biß zornig seine Lippen aufeinander und schob die Hand, welche Dininger wohlwollend auf seine Schultern gelegt hatte, unwillig von sich.

Es schien ein Kampf in seinem Innern vorzugehen. Vor sich hinstarrend, hob sich in schweren Athemzügen seine Brust, und seine Pfeife, die in seiner Hand auf dem Tische ruhte, war erloschen. Dann nahm er einen tüchtigen Schluck aus seinem Glase und flüsterte nach einigem Besinnen dem Freunde ins Ohr: Ich dachte soeben an die alte Kartenlegerin.

Da Dininger diese Antwort zu unerwartet kam und er auch in diesem Gedanken Bruckmann's keinen Grund zu einem so düstern Ernst finden konnte, mußte er laut auflachen.

Wie steht es, ihr Burschen da hinter dem Tische, rief der Werber, dessen Aufmerksamkeit durch Dinin-

ger's Lachen wieder dahin gelenkt wurde. Wie steht es, habt ihr euch besonnen? Acht Reichsthaler Handgeld!

Ich will kein Soldat werden, Herr Corperal! rief Dininger.

Franz schwieg und reichte dem Schenkwirth sein leeres Glas hin, ein Wink, der noch heutigen Tags von den Wirthen verstanden wird.

Vielleicht besinnt Ihr Euch noch. — Aber Ihr, Musje — wie ist doch Euer Name? —

Bruckmann, Franz Bruckmann!

Musje Bruckmann also. Habt Ihr Euch endlich besonnen und einen vernünftigen Entschluß gefaßt?

Courage hat er, Herr Corperal, dafür stehe ich, meinte Krachwedel, und Lust zum Soldatenstande hat er schon immer gehabt. Na, resolvirt Euch kurz, Musje Bruckmann, alter Landsknecht, und trinkt auch einmal; Ihr trinkt ja gar nicht!

Ich thäte gleich zehn Reichsthaler wetten, wenn einer von denen jungen Burschen hier mit mir wetten wollte, daß er sich nicht mehr so lange besinnen thut, als er sich schon besonnen hat, sagte der Pater, indem er sein Glas mit dem des Franz zusammenstieß.

Franz sah den Pater mit großen Augen an, sich wundernd, daß er in seinem Innern lesen könne.

Wenn er Courage hat, wie Ihr sagt, alter Krachwedel, rief der Werber mit einer Stimme, die schon sehr verbraucht schien und immer heiserer wurde, so muß er auch Soldat werden. Er sündigt gegen sein eigen Fleisch und Blut, wenn er diese günstige Gelegenheit vorübergehen läßt, sein Glück zu machen und ein vornehmer Herr zu werden. Er ist hübsch gewachsen, hat Courage, kann lesen und schreiben — und es müßte der Kukuk ein Ei dareinlegen, wenn solch ein Kerl nicht bald zum Hauptmann und Oberst avanciren sollte!

So besinnt Euch doch nicht so lange! sagte ein junger Mann an Bruckmann's Seite, der bereits selbst das Handgeld genommen hatte. Nicht lange besonnen, ist halb gewonnen!

Franz, Franz! was würde deine Mutter und unser Herr Geheimrath dazu sagen!! flüsterte an der andern Seite Dininger, welcher ahnte, was in Bruckmann's Innerm vorging, ihm ins Ohr.

Wenn ich lesen und schreiben könnte, fuhr der Werber fort, nachdem er seine trockene Zunge durch einige kräftige Züge aus dem Schnapsglase wieder geschmeidig gemacht hatte, so wäre ich heute kein Corporal mehr, sondern ein General —

Ich auch! rief Krachwedel.

Und hätte ein besseres Los, fuhr der Werber fort, als mich über verzärtelte Muttersöhnchen zu ärgern und mich heiser zu predigen über die Vortheile und die Annehmlichkeiten des Soldatenstandes. — Acht Reichsthaler Handgeld! Heran! heran!

Das Soldatenleben, meinte der Pater, ist das kurzweiligste Leben von der Welt, habe ich mir sagen lassen, und wer gegen die Türken kämpfen thut, welche bekannterweise die geborenen Feinde der Christenheit sein, der verrichtet mehr gute Werke, als mancher Heilige verrichten that, und kommt dereinst im Himmel eine Stufe höher als mancher Klostergeistliche. — Herr Schenkwirth, noch eine große Lage und ein Butterbrot mit Mettwurst!

Mir auch! rief Krachwedel und fuhr, sich an Franz wendend, fort: Wozu wollt Ihr Euch nun noch so lange besinnen, alter Gänsekiel? Das hat ja gar keinen Zweck; ich bin gar kein Freund von langem Besinnen. Potz Pappenheim und Wallenstein! Wenn ich Euch sage, es dient zu Euerm Glücke, so könnt Ihr es mir glauben, sintemal ich Euch noch niemals einen schlechten Rath gegeben habe. Nehmt noch einen herzhaften Schluck und dann — —

Was würde meine Mutter sagen? unterbrach ihn Franz mit halblauter Stimme.

Euere Mutter? Mit Euerer Mutter werde ich selbst sprechen; und wenn sie auch für den Augenblick einige Einwendungen machen sollte — man kennt ja das Weibervolk! Nicht wahr, Musje Dininger?

Dieser lachte und nickte zustimmend.

So wird sie doch gar bald Euern Schritt segnen, wenn Ihr mit Glanz und Ehre und Reichthum überschüttet wieder heimkehrt.

Es kann gar nicht fehlen, ergriff der Pater wieder das Wort, daß Ihr schon in der ersten Campagne zum Generalwachtmeister avanciren thut, weil Ihr mit der Feder umzugehen wißt und auch in literis nicht unerfahren seid.

Na, wollt Ihr oder wollt Ihr nicht? sagte der junge Rekrut neben Franz, ihn mit dem Elnbogen etwas unsanft in die Seite stoßend. Ich habe mich nicht so lange nöthigen lassen.

Für heute sehe ich mich genöthigt, die Werbung einzustellen und Feierabend zu machen! rief der Werber dazwischen. Wer noch gewillt ist, dem Kurfürsten Ernst August, dem Kaiser Leopold und der ganzen Christenheit zu dienen, der beeile sich. Acht Reichsthaler Handgeld! Acht Reichsthaler!

Dininger sah Franz erwartungsvoll an; dieser schaute jenem wieder ins Gesicht, als erwarte er nur

ein aufmunterndes Wort von ihm. Dininger aber zuckte die Achseln, um anzudeuten, daß jeder selbst wissen müsse, was er zu thun habe.

Bruckmann's Gedanken irrlichtelirten hin und her. Bald waren sie in dem traulichen Stübchen bei seiner Herzliebsten, von der er sich aber auf immer geschieden sah, wenn er nicht eine andere Stellung im Leben einzunehmen im Stande war. Bald wieder dachte er an sein Geschäft bei Leibniz, das ihm aber nachgerade langweilig und überdrüßig zu werden anfing, und, wie er sich selbst einredete, ihm seit heute Morgen ganz verleidet war; dann wieder sah er sich als stattlichen Kriegshelden in die Thore seiner Vaterstadt zurückkehren, sah alt und jung sich vor ihm neigen — wie das der alte Krachwedel so hübsch ausgemalt hatte — sah sich im Geiste auf den Pfarrhof zu Limmer reiten, sah Johanne Marie ihm entzückt entgegeneilen und selbst den alten gestrengen Pfarrherrn ihn willkommen heißen.

Er hätte bei diesem letzten Gedanken laut aufjauchzen mögen, wenn durch die traurige Wirklichkeit sein alter Liebesgram nicht wieder in den Vordergrund seiner Gefühle getreten wäre. Auch an die alte Kartenlegerin mußte er wieder denken. Hatte sie ihm nicht gesagt, daß er weit, weit von seinem Herz-

blatt getrennt werden und mit Hülfe seines Ansehens und Geldes den Nebenbuhler mit leichter Mühe verdrängen und alle Hindernisse siegreich überwinden würde? — —

Den Rest seines Branntweins austrinkend, sagte er zu Dininger: Es muß sein — und wohlan, so soll es auch sein! Dann erhob er sich unter dem allgemeinen Jubel und den Belobungen der ganzen Gesellschaft, besonders aber derer, welche bereits das Handgeld genommen hatten und sich immer freuten, so oft ein neuer Gefährte hinzukam, rasch von seinem Sitze, als fürchte er von Dininger in seinem Entschlusse wieder wankend gemacht oder gar ganz zurückgehalten zu werden.

Krachwedel und Pater Bernhardus waren selbstverständlich nicht die letzten, welche des jungen Schreibers endlichem Entschlusse ihren vollsten Beifall gaben.

Das ist brav, mein Sohn, sagte der Werber, ihm zum Willkommen in seiner Genossenschaft die Hand herzhaft drückend und schüttelnd. Hab's mir gleich gedacht, daß Er nicht zurückbleiben würde. Er ist ein ganzer Kerl, der sein Glück schon machen wird. Hier sind acht Reichsthaler Handgeld! Und nun noch ein Wort der Ermahnung an euch alle, die ihr heute

das Geld auf die Hand bekommen habt oder noch bekommen werdet.

Und mit Pathos declamirte er vor seiner ihm andächtig lauschenden Zuhörerschaft folgende Verse aus dem „Lehrbrief der Soldaten“, der ihm einst von einem Freunde und Genossen, welcher des Lesens kundig war, aus Philander von Sittewald's „Strafschriften“ für seine Zwecke so lange vorgesprochen worden war, bis er sie auswendig wußte:

Wer sich zum Kriegsmann werben läßt,
Soll sein fromm, redlich und fauſtfest;
Er soll nichts fürchten als nur Gott
Und nach ihm seines Herrn Gebot,
Er soll sich üben Tag und Nacht,
Bis daß er werd' zum Mann gemacht,
Und lerne aus Erfahrung wohl,
Wie man dem Feind begegnen soll.

Sobald er nun zu einem Pfand
Hat Geld empfangen auf die Hand,
So soll er lassen alle Sachen
Und sich in Eil' zum Haufen machen,
Er soll nicht ziehen auf der Gart
Nach diebischer Soldaten Art
Noch von ein'm Dorf zum andern lauf'n,
Hühner stehlen und Brot verkauf'n.

Wenn du nun reisest deine Straß'
Zum Musterplatz, das Mausen laß,
Darzu dein Futter und dein Mahl,
Wenn du Sold kriegest, wohl bezahl'.

Und bei den Freunden nicht zu weit
Auf Fütterung und Beute reit',
Daß man dich nicht mit einem Spieß,
Da man die Küh' anbindt, erschieß'.*)

Zum vierten auch gut Fleiß ankehr',
Daß deine Rüstung, Büchs und Wehr
Fein hurtig, reinlich, gäng und frei
Und ja nicht schlimm staffiret sei,
Auf daß du auf dem Musterplan
Nicht schimpflich werdest ausgethan,
Sondern für'n Hauptmann wohl bestehst
Und redlich durch die Mustrung gehst.

Du sollst nicht darum ziehn zu Feld,
Daß du allein viel Gut und Geld
Mit Spielen, Schätzen**), Fressen, Saufen,
Mit Raufen, Morden, Wetten, Laufen
Gewinnen wollst, als viel auf Erden
Allein nur darum Krieger werden,
Und achten es für ungefähr
Als ob ihr Herr der Teufel wär'.

Denn ob schon oft Ein'm so gelingt,
Daß er etwas zusammen bringt,
So hat er doch bei keinem Bissen
Ein recht beständig gut Gewissen.
Und findet sich dermal mit Zeit
Daß solcher Reichthum nicht gedeiht,
Sondern gewinnt ein schnelles End'
Und kommt zuletzt in fremde Händ'.

---

*) Jemand mit einem Spieße erschießen, mit welchem man die Kühe anbindet — eine von den unzähligen, damals üblichen euphemistischen Redensarten für jemand aufhängen.

**) Brandschatzen.

Auch vor der wilden Brüder List
Hüt' dich, soviel dir möglich ist,
Da sie mit Spiel und andern Dingen
Ein'n Jungen leicht ins Unglück bringen,
Oder ja sonst wider all Gebühr
So lose Händel nehmen für,
Daß man sie läßt vorm hellen Hauf'n
Am grünen Baum im Hanf ersauf'n. *)

Und damit du vor solcher Pein
Mögst all dein Lebtag sicher sein,
So schreib ja in dein Herze tief
Den löblichen Artikelsbrief,
Und merk wohl, was er immerzu
Gebieten und verbieten thu,
Auf daß du wie ein redlich Knecht
Mögst nach demselben leben recht.

Als der Werber diesen poetischen „Artikelsbrief“ hergeleiert hatte, ließen sich Krachwedel und der Pater noch einige große Lagen geben und fuhren fort, das Soldatenleben, soviel in ihren Kräften stand, in ein möglichst günstiges Licht zu stellen, indem Krachwedel durch Beispiele aus seinem eigenen Leben zu beweisen suchte, daß man sich nicht so ängstlich genau an die Verhaltungsmaßregeln zu kehren pflege. Es war dies für ihn eine günstige Gelegenheit, seine Fahrten und Abenteuer aus dem Dreißigjährigen Kriege von neuem zum besten zu geben.

*) Siehe die vorletzte Bemerkung.

Als die Schreiber sich endlich entfernten, verabschiedeten sich auch die beiden alten Freunde derselben.

Bis morgen Abend, Herr Corporal, sagte Krachwedel, dem Werber die Hand zum Abschied reichend.

In der Nähe des Rathskellers angelangt, wäre es ihm aber unmöglich gewesen, ohne noch ein Glas Wein zu trinken vorbeizugehen, zumal da er noch acht blanke Reichsthaler in Bruckmann's Tasche wußte.

Die jungen Leute waren leicht zu überreden, und besonders Franz Bruckmann, der heute Abend eine gewisse Scheu trug, nach Hause zu gehen und seiner Mutter unter die Augen zu treten. Nach solchem wichtigen Schritte, wie er heute gethan hatte, fand er es sehr natürlich, noch ein Glas Wein zu trinken, und um so mehr, da die Uhr des Marktthurmes gerade erst die neunte Stunde verkündigte.

Jubelnd von den Gästen im Keller empfangen, ließen sie sich bei vier Flaschen guten Rothweins an der sogenannten Stammgasttafel nieder und theilten der Gesellschaft die Erlebnisse des heutigen Abends mit, bei welcher Gelegenheit mehr als einmal von dem alten Krachwedel das Wohlsein des jungen hoffnungsvollen Kriegers getrunken wurde.

Dreizehntes Kapitel.

Der Invalide und die Spinnerinnen.

Es ist ein muntrer Club beisammen.
Mephistopheles.

An demselben Abend, es war am Ende des Monats April, saßen im Großen Wolfshorn in dem Stübchen der Witwe Bruckmann die den Lesern bereits bekannten drei Weiber, emsig spinnend und sich Märchen, Gespenster- und Hexengeschichten erzählend und von allerlei Zauberei, Teufelsspuk und Geheimmitteln sich unterhaltend, wieder einmüthig beisammen. Gemüthlich schnurrten die Räder, und je schauriger und markerschütternder die vorgetragenen Geschichten waren, desto reichlicher umwickelten sich die Rollen von dem mit dem Speichel der Zunge benäßten Faden.

Nun laßt uns aber von andern Dingen sprechen, sonst kann ich vor Bangigkeit diese Nacht wieder kein

Auge zuthun, meinte die Hökerin, nachdem die Frau des Perrükenmachers Hirselmann, obschon sie wieder über Zahnschmerzen klagte, soeben von einem ihrer frühern Lehrlinge haarsträubende Geschichten erzählt hatte; wie nämlich derselbe, obgleich noch sehr jung, schon von dem Teufel arg mitgenommen und in mondhellen Nächten im Schlafe aus dem Fenster und auf das Dach geführt worden sei. Nachdem ihn dann der Gottseibeiuns eine Zeit lang auf der Spitze des Daches festgehalten, habe er ihn wieder unversehrt in das Bett zurückgebracht. Der junge Mensch sei dann am Tage wie ein Schemen umhergewandelt und ganz abgemagert. Die ganze Familie habe ein geheimes Grauen vor ihm gehabt, und um so mehr, da man doch habe voraussetzen müssen, daß der Teufel, der bis dahin eigentlich nur mit ihm gespielt habe, wie die Katze mit der Maus, früher oder später mit seiner Seele ganz abfahre, nachdem er den Körper auf dem Straßenpflaster elendiglich zerschmettert haben würde. Es habe ihrem Manne sehr leid gethan, ihn aus dem Geschäft fortjagen zu müssen, weil er ein guter Arbeiter und im übrigen auch ein ordentlicher Mensch gewesen sei; aber jeder vernünftige Mensch würde leicht einsehen, daß ihr Mann nicht anders habe handeln können.

Die Erzählerin und die Mutter des Schreibers stimmten dem Vorschlage der Hökerin, ein anderes Thema zum Gegenstande der Unterhaltung zu wählen, vollkommen bei, und da in demselben Augenblick auf dem Dache eines hinter der benachbarten Stadtmauer gelegenen Hirtenhauses ein Storch klapperte, welcher daselbst sein Nest hatte, so war der Stoff der weitern Unterhaltung leicht gefunden.

Ach Herrje! sind die Störche schon wieder da? rief die Frau Hirselmann; wie doch die Zeit vergeht! Ist es mir doch, als wären sie erst vor wenigen Wochen fortgeflogen.

Nun ist es mit dem Spinnen für dieses Jahr bald wieder vorbei, meinte die Hökerin und fuhr, sich an die Frau des Perrükenmachers wendend, fort: Hat Sie dieses Jahr noch keinen Storch gesehen, Hirselmannin?

Wenn ich dieses Jahr schon einen Storch gesehen hätte, so würde ich sicher meine Zahnwehtage nicht mehr haben. Ihr Holz von dem Baume, in welchen der Blitz geschlagen hat, Bruckmannin, hilft leider nur für kurze Zeit.

Sie muß an den heiligen Festtagen kein Fleisch essen, dann thut Ihr das ganze Jahr kein Zahn weh, entgegnete diese. Oder man muß einem Storche seine

Schmerzen klagen, dem ersten, welchen man sieht oder klappern hört, dann verschwinden die Schmerzen auch für das ganze Jahr. Kennt Sie auch den Vers, Hirselmannin?

Und ob ich ihn kenne! Ich will ihn sogleich dem Storche zurufen, und hilft es mir heute nichts, dann gehe ich morgen stillschweigend und ohne mich umzuschauen vors Hirtenhaus und klage ihm meine Noth noch einmal.

Bei diesen letzten Worten hatte sie schon das Fenster geöffnet, und indem sie sich nach derjenigen Seite hinwandte, woher das Geklapper des Storches zu kommen schien, schickte sie folgende Reime auf den Flügeln des nächtlichen Windes zu den Ohren des helfenden Vogels:

Willkommen, werther Freund, aus weitentfernten Landen,
Du kannst zwar klappern noch, ich aber muß mit Schanden
Das Maul verbunden hab'n, weil mich die Zähne plagen;
Drum muß ich diese Noth dir jetzt mit Schmerzen klagen.
Willst du nun helfen mir, so thu's je eh'r, je lieber,
Die Schmerzen sind sehr groß, drum hilf, ich sterb' sonst drüber!

Der Himmel mag es wissen, sagte sie dann, das Fenster wieder schließend und sich an ihre Freundinnen wendend, wie es zugeht, daß ich immer mit diesen abscheulichen Zahnschmerzen geplagt bin. Seit

heute Morgen leide ich wieder ganz entsetzlich. Ich erinnere mich doch nicht, daß mir eine Zaubersche begegnet ist; deshalb muthmaße ich fast, daß ich mich erkältet und etwas zu lange in der Zugluft aufgehalten habe.

Daß man sich auch durch Zugluft Zahnschmerzen zuziehen könne, bestätigten die beiden andern Weiber.

Ich stieg nämlich heute Morgen auf meinen Hühnerwiemen, fuhr die Frau Hirselmann fort, um einmal nach meiner Gluckhenne zu sehen, die ich gesetzt habe. Seit jenem Augenblick habe ich es wieder an den Zähnen.

Hat Sie eine Gluckhenne gesetzt, Hirselmannin? fragte des Schreibers Mutter.

Ja, und ich habe ihr zwölf Eier untergelegt.

Hat Sie auch das Stroh zum Neste aus Ihrem Ehebette genommen? fragte die Hökerin.

Ei freilich.

Von Ihres Mannes oder von Ihrer Seite?

Meint Sie, ich will mir junge Hähne aufziehen? Nein, ich will Hühnchen haben, und deshalb habe ich natürlicherweise das Stroh von meiner Seite genommen.

So sei es recht, meinte die Hökerin, und Frau Bruckmann bekam auch Lust, im Laufe des Sommers

noch eine Gluckhenne zu setzen, denn wer wie sie in diesen theuern Zeiten, wo man für das Schock Eier vier Mariengroschen zu bezahlen genöthigt sei, immer die Hand in der Tasche haben müsse, könne sich arm kaufen.

Dann muß Sie aber die Gluckhenne des Sonntags setzen und zwar gerade zur Zeit, wenn die Leute aus der Kirche kommen, belehrte die Frau des Perrükenmachers ihre Freundin. Und, fuhr sie fort, wenn Sie recht großköpfige Hühnchen erzielen will, muß Sie einen feinen, großen Strohhut aufsetzen.

Das kenne ich alles ganz genau, gab die andere zur Antwort und fügte die Frage hinzu:

Gibt denn Ihre neue Kuh viel Milch?

Mit meiner Kuh bin ich — unberufen! recht zufrieden. Es ist aber auch ein hübsches Geld, das wir für sie bezahlt haben; sie kostet uns baare zehn Thaler. Doch sie bringt es auch wieder ein; es ist ein schönes Stück Vieh, so blank und so schnicker! und Milch gibt sie, sage ich Ihr, Bruckmannin, zweimal soviel als meine alte Kuh. Ich versäume aber auch keinen Morgen, ehe ich mich zum Melken niedersetze, ihr zuzurufen:

O bona vacca, da mihi lacca, et multum lacca!

Melkt Sie die Kuh selbst? Wozu hat Sie denn Ihre Magd? fragte die Hökerin.

Meint Sie, ich ließe jemals irgendeine fremde Person in den Stall? Ich melke meine Kuh selbst und füttere meine Kuh selbst, auch meine Ziege, meine Hühner und Schweine füttere ich selbst. Ich habe keine Lust, mir das liebe Vieh beschreien zu lassen.

Meine Ziege kann nun auch nicht wieder beschrien werden, meinte Frau Bruckmann, denn mein Franz hat mir in diesem Frühjahr einen Holunderstrauch vor den Stall gepflanzt.

Aus Löwenix' Garten hätte ich den Holunderstrauch nicht holen lassen, sagte Frau Hirselmann kopfschüttelnd. Wer weiß, ob solch ein Strauch aus dem Garten dieses ungläubigen Mannes die Kraft hat, den Zauber zu brechen. Ich glaube es nicht, denn Jesus Sirach sagt: Den Herrn fürchten ist die Wurzel der Weisheit und ihre Zweige grünen ewiglich, und die Furcht des Herrn wehret der Sünde.

Solchen Beweisen gegenüber mußte Frau Bruckmann verstummen; aber die Hökerfrau meinte, sie glaube es auch nicht, indem sie mit großer Geschicklichkeit und Schnelligkeit unter ihrem Halstuche eins jener schwarzen Thierchen fing, welche erschaffen zu

sein scheinen, besonders dem schönen Geschlecht das Leben sauer zu machen. Dasselbe auf dem gelehmten Fußboden mit dem Nagel des Daumens zermalmend, spann sie eifrig weiter, um den Rest ihres Flachses noch abzuspinnen, weil, wie sie behauptete, es nicht gut sei, wenn der Flachs am Sonnabend nicht abgesponnen werde.

Sie wird gewiß bald auf eine Hochzeit oder Kindtaufe gehen, sagte die Frau Hirselmann.

Sie meint, weil mir der Hals juckt. Es wird auch Zeit, daß ich einmal wieder auf eine Hochzeit oder Kindtaufe komme, denn ich weiß kaum mehr, wie es da aussieht. Nicht wahr, Hirselmannin, es ist besser der Hals juckt als der Kopf?

Das bedeutet Schläge! riefen die andern beiden Weiber einstimmig.

In diesem Augenblick verursachte ein im Ofen brennender Holzklotz einen ziemlich starken Knall, sodaß die Weiber erschrocken von ihren Sitzen auffuhren und sich ängstlich anblickten.

Es war nichts, flüsterte die Frau Bruckmann. Das Feuer im Ofen hat geknistert.

Um Gottes willen, was bedeutet das? fragte die Hökerin mit ebenso leiser Stimme und sich nach allen Seiten ängstlich umschauend.

Das bedeutet, daß es heute Abend noch Zank hier im Hause gibt, erklärte des Perrükenmachers Frau.

Fast gleichzeitig wurde die Hausthür mit großem Geräusch geöffnet, und ein Gepolter auf der engen, mit Geräthschaften aller Art besetzten Diele machte das Kleeblatt der Weiber vor Entsetzen erstarren. Die Räder standen plötzlich still, und aller Blicke waren mit ängstlicher Spannung auf die Stubenthür gerichtet, die sich gleichfalls unter großem Geräusch aufthat.

Alle guten Geister —! rief die Hökerin und flüchtete sich hinter den Ofen.

Weit, sehr weit wurde in demselben Augenblick die Thür aufgerissen, und herein — taumelte Franz am Arme des Invaliden.

Ah! du bist es! rief Franz' Mutter, sichtbar erfreut, daß kein Geist oder irgendein Unhold ins Zimmer trat.

Ja, Mutter, ich bin es, ich und mein Freund, der alte Krachwedel, lallte Franz.

Guten Abend! sagte der Invalide, militärisch grüßend und jeder der Frauen dann die Hand reichend.

Aber Franz, Junge, wo in aller Welt hast du gesteckt? fragte Frau Bruckmann, ihren Sohn von oben bis unten betrachtend, während die Hökerin,

welche mittlerweile ihren Schlupfwinkel verlassen hatte, theils lächelnd, theils mit ängstlichen Blicken auf die Männer schauend, der Frau Hirselmann etwas ins Ohr flüsterte.

Diese nickte zustimmend und entgegnete gleichfalls flüsternd: Ja, ja, sie haben beide zu viel in den gläsernen Schriften gelesen. Der Franz ist ein sauberer Bursche geworden, seitdem er bei Löwenix in der Lehre ist.

Wir haben es ja immer gesagt, flüsterte die Hökerin wiederum, daß es mit dem Franz einmal kein gutes Ende nimmt. Es ist aber schade um ihn!

Ei was, schade! Es geschieht der Bruckmannin ganz recht, warum will sie so hoch mit dem Jungen hinaus. Die höchsten Bäume zerzaust der Wind am meisten und in die höchsten Thürme fährt der Blitz am liebsten. Ihr geschieht ganz recht.

Junge, sprich, wo hast du gesteckt? fragte die Mutter des jungen Mannes zum zweiten mal, da dieser sich mittlerweile auf einer alten Holzbank neben dem Ofen niedergelassen hatte und die erste Frage überhört zu haben schien.

Wo ich gesteckt habe, Mutter? Im Rathskeller habe ich gesteckt, ja, im Rathskeller.

Die andern beiden Weiber sahen sich bei diesen

Worten wieder bedeutungsvoll und kopfschüttelnd an, und die Frau Hirselmann bog sich zu der andern hinüber, gab ihr einen sanften freundschaftlichen Rippenstoß und flüsterte: Hat Sie's gehört? Im Rathskeller! Dann seufzte sie tief und spann weiter.

Musje Franz hat die Wahrheit gesagt, nahm Krachwedel das Wort. Wir sind im Rathskeller gewesen und haben in Gesellschaft von guten Freunden einmal ein Glas Wein getrunken, denn warum sollten wir nicht auch einmal ein Glas Wein trinken? nicht wahr, alter Landsknecht, warum sollten wir nicht?

Wiederum sahen sich die beiden Weiber staunend an und flüsterten beide gleichzeitig sich entgegen: Wein! — sie haben Wein getrunken!

Ja, warum sollten wir nicht? meinte Franz. Ihr Mann war auch da, Hirselmannin —

Was sagt Er, Franz! mein Mann war auch da? das Ungeheuer! Und hat auch Wein getrunken? he? Na, komme ich nur zu Haus, ich will dich, du Saufaus!

Ist der Wein etwa für die reichen und vornehmen Leute allein gewachsen? lallte Franz, für die reichen Leute allein?

Du hast nicht das Geld, welches die reichen Leute haben, meinte seine Mutter.

Wir haben unsere Getränke bei Heller und Pfennig bezahlt und keine Schulden gemacht, sagte Krachwedel, darauf kann Sie sich verlassen, Bruckmannin!

Aber woher in aller Welt ist das viele Geld gekommen? fragte diese; denn ich sehe, es ist bei einem Glase nicht geblieben; ihr habt euch ja beide einen recht artigen Haarbeutel angehängt!

Das merket sie jetzt erst! flüsterte Frau Hirselmann ihrer Nachbarin ins Ohr. Ich wollte meinen Mann, wenn er mehr als ein Glas getrunken hätte! ich wollte ihn!

Das haben wir schon gemerkt, bevor sie noch in die Stube traten, entgegnete die Hökerin. Doch die Bruckmannin ist blind mit sehenden Augen.

Einen Haarbeutel angehängt? wir? sagte Krachwedel. Ich bitte, mich nicht in so übeln Verdacht zu bringen, ich trinke mir niemals einen Haarbeutel. Wenn Musje Franz nicht mehr vertragen kann, so ist das nicht meine Schuld. Es ist in Wahrheit ein Glück, daß ich heute in seiner Gesellschaft war und ihn verhinderte, noch mehr zu trinken, sonst hätte er sich gar leicht zum Thoren machen können, denn das junge Blut weiß kein Maß und Ziel zu halten.

Ich fürchtete schon, Ihr hättet ihn zum Trinken verführt, gab Franz' Mutter seufzend zur Antwort.

Ich? ich ihn verführt? Hört 'mal, Musje Franz, wer hat den Wein bezahlt? ich oder Ihr?

Ich habe ihn bezahlt, Mutter, ich habe alles bezahlt, ich.

Das sind schöne Geschichten! rief diese. Statt hauszuhalten mit dem Gelde, das er sich sauer verdienen muß, und statt es mir zur Aufbewahrung zu geben, damit wir einen Nothpfennig haben, wenn einer von uns — unberufen! 'mal krank werden sollte, bringt er es auf eine leichtsinnige Weise durch, jagt es mit seinen Saufbrüdern durch die Gurgel und seine Mutter muß sich mit Warmbiersuppe begnügen.

Sündengeld! flüsterte des Perrükenmachers Frau ihrer Nachbarin zu. Wie gewonnen, so zerronnen.

Ja, es ist kein Segen dabei, entgegnete diese, das merkt man.

Warum so ärgerlich, Frau Wase?*) fragte Krachwedel, sich von seinem Sitze erhebend und seine Pfeife, die ihm erloschen war, mit dem Reste eines Schwefelholzes, welches er auf dem Rande des Ofens gefunden hatte, an dem Oellämpchen anzündend. Musje Franz ist ein sparsamer Mensch, ein sehr sparsamer

*) Nachbarn und Bekannte nannten sich damals in Niedersachsen „Vettern" und „Wasen" (Basen), wie das noch heutigen Tags auf dem Lande üblich ist.

Mensch, das kann Sie glauben, der gewiß keinen Pfennig unnütz ausgibt und am wenigsten von seinem Wochen- oder Monatslohn.

Nennt Ihr das Sparsamkeit? rief die Angeredete, ihr Spinnrad wieder mit Eifer in Thätigkeit setzend. Nennt Ihr das Sparsamkeit, wenn er sein Geld im Weinkeller durchbringt und auch fremde Leute auf seine Kosten zehren läßt?

Fremde Leute? hob Krachwedel an, indem er vor Staunen die Pfeife aus seinem Munde nahm. Wir sind uns nicht fremd, wir sind Freunde, intime Freunde sind wir. Sagt selbst, Franz, sind wir nicht intime Freunde?

Dieser saß, mit dem Rücken fest an die Wand gelehnt, die Beine weit von sich streckend, die Hände in den mit großen Klappen versehenen Seitentaschen des Rockes haltend und den Kopf tief auf die Brust gesenkt, bereits halb entschlummert auf der Ofenbank und wiederholte mühsam und mit einer Stimme, die ihren Dienst bald ganz zu versagen schien, nur die letzten Worte: Intime Freunde!

Da hört Ihr's selbst, fuhr Krachwedel fort. Wir kennen uns schon lange, schon sehr lange, und haben schon manche große Lage zusammen getrunken, und ich halte große Stücke auf Musje Franz und habe

ihn ebenso lieb als wenn er mein leiblicher Sohn wäre, und denjenigen möchte ich sehen, der es wagen wollte, ihn auch nur mit einem Worte zu kränken oder mit einem Blicke schief anzusehen! Potz Pappenheim und Wallenstein! einen solchen würde ich wie einen tollen Hund ohne Gnade und Barmherzigkeit todt zu meinen Füßen niederstrecken. Musje Franz ist der beste Mensch in der ganzen Stadt, ich lasse nichts auf ihn kommen und liebe ihn mehr als mein eigen Leben, das ohnehin bald abgelaufen ist. Franz aber hat noch viel vom Leben zu erwarten und ist auf dem besten Wege, Ruhm und Ansehen, Ehre und Reichthum zu gewinnen.

Solche Worte thaten dem Mutterherzen wohl. Ihr Gesicht erheiterte sich merklich, und in einem ganz andern Tone als vorhin sagte sie, den Invaliden wohlwollend anblickend: Daran fehlt nun freilich noch viel, Herr Vetter, daß er sich Reichthum erwirbt, und absonderlich wenn er sich in dem Weinkeller umhertreibt wie heute Abend; aber daß er sich einmal durch seine Schreibereien Ehre erwirbt, will ich wol glauben, denn der Herr Geheimrath sind sehr mit ihm zufrieden, wie sie mir selbst gesagt haben.

Leibnitz? Da ist Sie in großem Irrthum, Frau

Wase. Leibniz ist ebenso wenig mit ihm zufrieden, wie er mit mir zufrieden sein würde.

Aber sie haben mir's doch selbst gesagt, der Herr Geheimrath.

Das wird wol schon einige Zeit her sein. Ich kann Ihr die Versicherung geben, wofern mir Franz nicht die Unwahrheit gesagt hat, und das thut er nicht, daß der Herr Geheimrath ihn noch heute Morgen tapfer gescholten hat, weil seine Scripturen nicht mehr so accurat und schön sind wie vordem. Er verwendet nicht mehr den alten Fleiß auf sie und dieselbe Attention.

Allbarmherziger Gott! rief die Frau Bruckmann, ihre Hände ineinander schlagend und den Invaliden mit starren, ängstlichen Blicken anschauend. Ist das wahr? Hat Ihm das der Franz selbst gesagt, Herr Vetter?

Ja, Frau Wase.

Die beiden andern Weiber sahen sich wieder bedeutungsvoll an, und die Frau des Perrükenmachers blinzte der andern schadenfroh zu.

Ich habe es immer gesagt, meinte Krachwedel, der Franz paßt nicht zu einem Schreiber —

Sieht Sie nun, Bruckmannin! kreischte Frau Hirselmann, haben wir es Ihr nicht auch immer gesagt?

Aber Sie wollte immer zu hoch hinaus mit dem Jungen! Da hat Sie's!

So ist es, betheuerte die andere, während sich die Mutter des Franz einige Thränen aus den Augen wischte, die sich da hineingeschlichen hatten.

Hinter dem Franz steckt mehr als ein Schreiber, als so ein vermaledeiter Federfuchser! fuhr Krachwedel fort. Er hat noch niemals Lust zu diesem Geschäft gehabt, und es wäre auch jammerschade, wenn er so bei lebendigem Leibe in der dumpfen Stube vertrocknen sollte wie ein Hering. Seht Euch den Kerl einmal an, was für eine stramme Figur er hat und was er hübsch gewachsen ist! Das Herz lacht mir im Leibe, wenn ich den Burschen ansehe. Potz Pappenheim und Wallenstein! Er ist viel zu gut zu einem Schreiber, viel zu gut. Ich kann ihn mir nicht anders vorstellen als einen Säbel in der Faust oder eine Muskete. Ja, ja, höre Sie nur auf zu flennen, Frau Wase, der Junge muß Soldat werden und er will auch Soldat werden!

Soldat! rief die Frau Hirselmann, indem sie ihr Tuch, welches sie wegen ihrer Zahnschmerzen um den Kopf gebunden hatte, losknüpfte und wieder festband.

Soldat! rief gleichfalls die andere Spinnerin fragend aus, als ob sie nicht recht gehört habe.

Ja, ja, seufzte Frau Hirselmann wiederum. Das ist gewöhnlich das Ende vom Liede. Wer seinen Aeltern nicht folgt in der Jugend, der muß dem Kalbfell folgen im Alter.

Was schwatzt Sie da, Hirselmannin? rief Krachwedel. Sie schwatzt da Dinge, von denen Sie nichts versteht.

Ich weiß, was ich weiß, lautete die Antwort. Hochmuth thut nimmer gut, sagt Jesus Sirach, und ein vermessener Mensch macht sich selbst viel Unglück und richtet einen Jammer nach dem andern an.

Auf keinen Fall gebe ich zu, daß mein Franz seinen schönen Dienst bei dem Herrn Geheimrath aufgibt und ein Soldat wird, auf keinen Fall.

Auch nicht, wenn Franz selbst gern Soldat werden will und wenn ich Sie darum bitte, Frau Wase? sagte Krachwedel, seinen Arm um ihren Nacken legend.

Den Arm sanft wieder zurückschiebend, entgegnete sie: Auf keinen Fall gebe ich meine Zustimmung, denn für einen Soldaten hat mein Sohn zu viel gelernt.

Weil er viel gelernt hat, wird er schnell und hoch avanciren. Wenn ich mehr in meiner Jugend gelernt hätte, dann wäre ich heute wenigstens ein Feldhauptmann; aber leider Gottes konnte ich weder lesen, noch rechnen, noch schreiben, und alle meine Tapferkeit und

Bravour hat mir nichts geholfen. Aber der Franz, der macht sicher sein Fortune.

Auch wenn er todt geschossen wird? fragte Frau Hirselmann spöttisch.

Diese Worte waren ein Stich ins Herz der Mutter, und wiederum zerdrückte sie einige Thränen in den Augen.

Seht Euch den Burschen da 'mal an, Hirselmannin, sieht er aus, als wenn er sich todt schießen oder todt stechen ließe? Wenn er gar erst Offizier ist, was sehr bald geschehen wird, dann ist er den Kugeln nicht mehr so ausgesetzt und kann sich leichter salviren als ein gemeiner Soldat. Ich bin immer im Feuer gewesen, immer im ersten Gliede und bin doch nicht todt geschossen.

Großer Gott, was hat mir der Junge schon für Sorgen gemacht im Leben, sagte die Mutter, ihren Kopf in Betrübniß hin- und herbewegend und ihre Augen unter die Decke richtend.

Die Frau des Perrükenmachers seufzte einigemal recht tief und vernehmlich.

Was stöhnt Sie denn da, Hirselmannin, als ob Ihr letztes Stündlein geschlagen hätte und Sie hinausgeführt werden sollte, um als Klöpfel in der Feldglocke zu dienen! Meint Sie, ich werde der Mutter

meines lieben jungen Freundes etwas Schlechtes rathen? Nein, liebe Frau Wase, das thue ich nicht, ich meine es gut mit Franz und meine es gut mit Ihr.

Bei diesen Worten legte er wiederum seinen Arm um ihren Nacken und beugte sich zu ihr nieder, um ihr in die Augen zu sehen. Diesmal schob sie seinen Arm nicht beiseite, sondern sagte nur: Ach, ich bin eine unglückliche Frau! Im Augenblick, als ich meinte recht viel Freude an Franz zu erleben, muß ich mit einem mal aus allen meinen Himmeln fallen!

Dann fange ich Sie in meinen Armen auf, Frau Wase! So! Er umarmte sie herzhaft bei diesen Worten.

Spotte Er nur noch, Vetter!

Ja, Er ist ein Spaßmacher, alter Krachwedel! ergänzte die Hökerfrau, laut lachend.

Ich spotten? über Sie spotten, Frau Wase? Was für eine schlechte Meinung hat Sie von mir! Wenn ich Ihr nicht zu gering und schon zu alt bin, dann falle Sie nur in Gottes Namen in meine Arme; ich will Sie nicht allein festhalten, sondern auch auf den Händen tragen. So wahr ich Krachwedel heiße, das thue ich! Was meint Sie dazu, Hirselmannin, würden wir nicht ein ganz hübsches Paar abgeben?

Ei, warum nicht? antwortete diese, den Kopf in

ihrer Hand hin- und herwiegend. Meinen Willen habt Ihr. Daß Ihr die Bruckmannin zu Euerer Ehelieb- sten nehmen möchtet, glaube ich gern, aber ob sie Euch nehmen würde, das ist eine andere Frage.

Damit Ihr wieder durchbrächtet, was ich verdiene, sagte die Mutter des Schreibers, sich langsam aus seinen Armen windend.

Ich? was ich gebrauche, und das ist nicht viel, verdiene ich mir selbst, und wenn ich eine Frau hätte, dann bliebe ich des Abends hübsch zu Haus — —

Ja, das müßtet Ihr auch!

Und erzählte Euch Geschichten und Abenteuer aus dem großen deutschen Kriege.

Das wäre 'mal schön! meinte die Hökerin.

Ihr solltet mit mir zufrieden sein, Frau Wase, das kann Sie mir glauben. Potz Pappenheim und Wallenstein! das sollte ein Leben werden, wenn wir wirklich ein Paar würden.

Er meint es ja doch nicht so, Vetter!

Ich möchte aber darauf schwören, daß es sein Ernst ist, sagte die Hökerfrau, die sich im Geiste schon längst auf der Hochzeit sah, weil ihr vorhin der Hals gejuckt hatte.

Auch die Frau Hirselmann äußerte, man könne es wol merken, daß Krachwedel es ernstlich meine.

In meinem Herzen ist kein Falsch, Frau Wase, und wie ich rede, so meine ich es auch, darauf kann Sie sich fest verlassen. Aber es ist ein Unglück, daß Sie keinen Soldaten leiden mag, Frau Wase.

Wer hat das gesagt, Herr Vetter?

Sie will es ja auf keinen Fall zugeben, daß Franz ein Soldat werden soll.

Das sei auch etwas ganz anderes, behauptete sie.

Wie mag Sie aber nur dem Jungen in seinem Glücke hinderlich sein, Frau Wase? fuhr Krachwedel fort. Sobald er Soldat wird, ist sein Glück gemacht. Und am Ende muß Sie es doch zugeben; denn er hat einmal seinen Kopf daraufgesetzt und hat sich sogar schon anwerben lassen —

Bei diesen Schreckensworten sprang die Frau Bruckmann von ihrem Sitze empor, schlug verzweiflungsvoll die Hände zusammen und rief aus: Ist das wahr, Herr Vetter? Und das hat Er gelitten? O, das überlebe ich nicht!

Krachwedel wollte eben seinen Mund aufthun, um sie zu beschwichtigen und zu trösten, als die Hökerfrau theilnehmend ihre Hand ergriff und mit weinerlicher Stimme sagte: Sie hat leider recht, Nachbarin; der Franz macht Ihr schrecklich viel Sorge

und wird noch der Nagel zu Ihrem Sarge sein. Ich bedauere Sie.

Lieber gar keine Kinder als solch einen ungerathenen Sohn, entgegnete Frau Hirselmann mit einer durch Zahnschmerz sehr gedämpften Stimme; denn Jesus Sirach sagt: Wer seinen Vater verläßt, der wird geschändet, und wer seine Mutter betrübt, der ist verflucht vom Herrn.

Ganz erschüttert und einer Ohnmacht nahe, sank die unglückliche Mutter wieder auf ihren Stuhl und fing bitterlich an zu weinen.

Krachwedel beugte sich nach einigen bissigen Worten, die er den beiden tröstenden Weibern sagte, zu ihr nieder, streichelte wohlwollend ihre Wangen und suchte ihr in der uns bekannten Weise Trost einzureden, indem er besonders die Zukunft seines jungen Freundes so glänzend wie möglich ausmalte.

Einen traurigen Blick auf ihren in der Ecke schlummernden Sohn werfend, drückte sie dem Alten zum Dank für diese Trostesworte die Hand, worauf dieser nicht verfehlte, die ihrige wiederum sanft zu drücken und sich dann zum Abschied zu rüsten.

Hülflos und rathlos wie sie war, fand sie ihren einzigen Trost und in der That wirkliche Beruhigung in den Worten des Invaliden und bat ihn, ja recht

bald wiederzukommen und ihr mit Rath und That an die Hand zu gehen.

Das soll geschehen, sagte er und reichte ihr wiederum die Hand zum Abschiede.

Die beiden Freundinnen der Frau Bruckmann benutzten diese Gelegenheit, gleichfalls aufzubrechen, indem sie auf seine Begleitung hoffen und draußen Gelegenheit finden konnten, sich in Hinblick auf das hochfahrende Wesen ihrer Freundin und die verkehrte Erziehung ihres Sohnes ihre Herzen einem dritten gegenüber einmal gründlich zu erleichtern.

Sie hatten sich aber in Krachwedel getäuscht. Er ergriff muthig die Partei der Beschuldigten, worauf die Hökerfrau mit einem kühlen Gruße in ihr Haus schlüpfte, in der Thür aber noch einmal stehen blieb und der Freundin nachrief: Hirselmannin, mein Hals hat gejuckt, Sie weiß, was es bedeutet!

Dann schlug sie die Thür zu, so fest sie konnte.

Das Spinnrad seiner Begleiterin tragend, bat sich Krachwedel eine Erklärung jener Worte von ihr aus.

Sie meint, entgegnete des Perrükenmachers Frau, daß sie bald auf Euerer Hochzeit hüpfen und springen wird!

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Leibniz.

Ein lebens- und sittengeschichtlicher Roman aus der Perrükenzeit.

Von

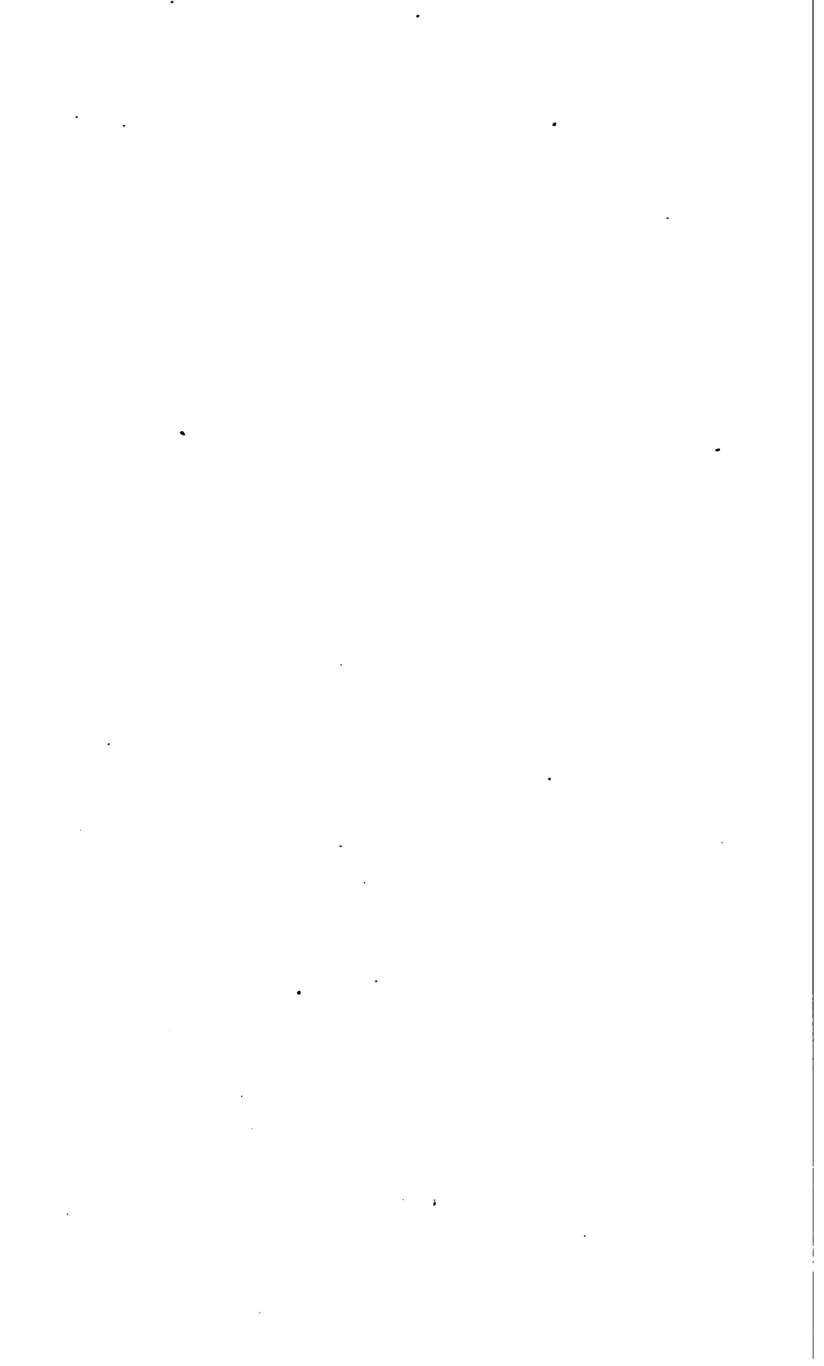
Wilhelm Andreä.

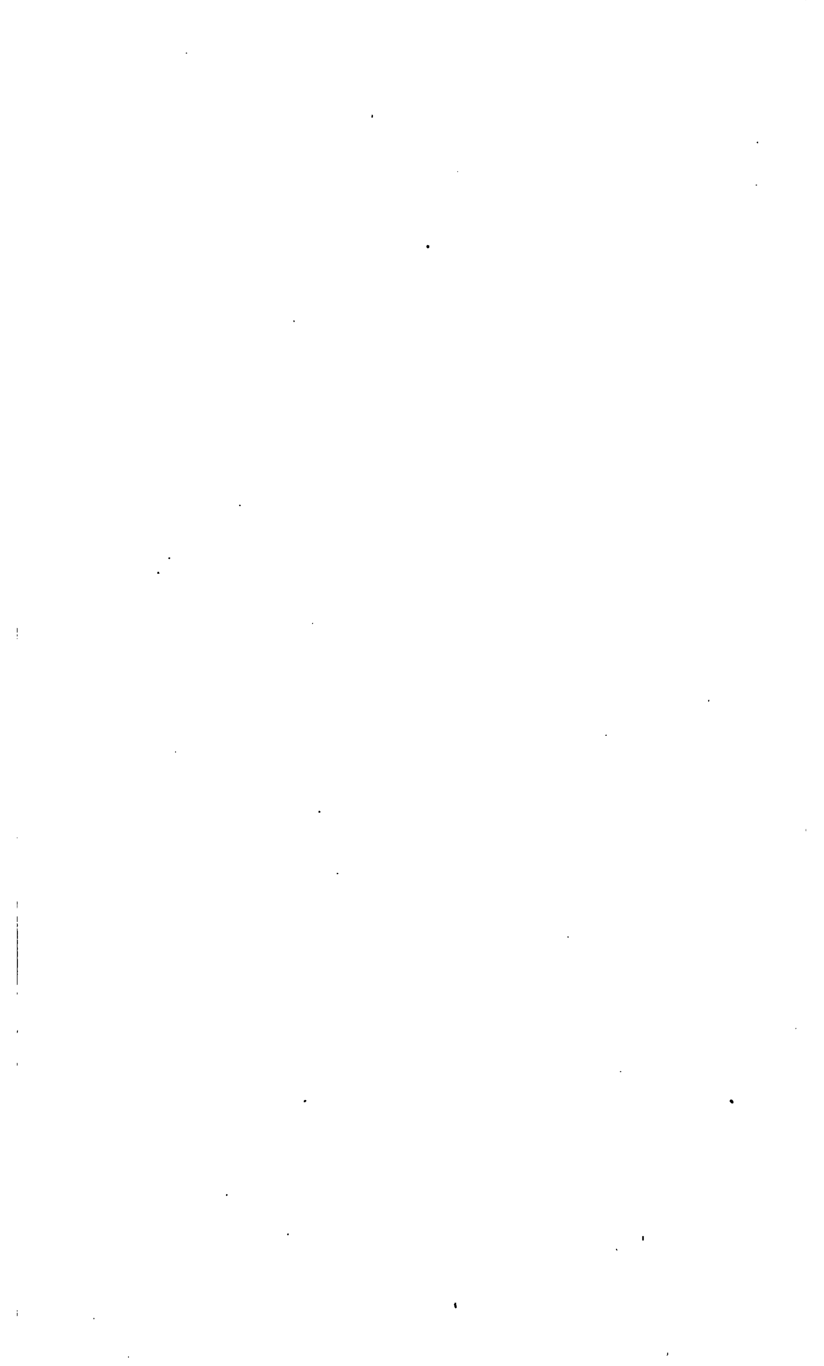
Zweiter Theil.



Leipzig:
F. A. Brockhaus.

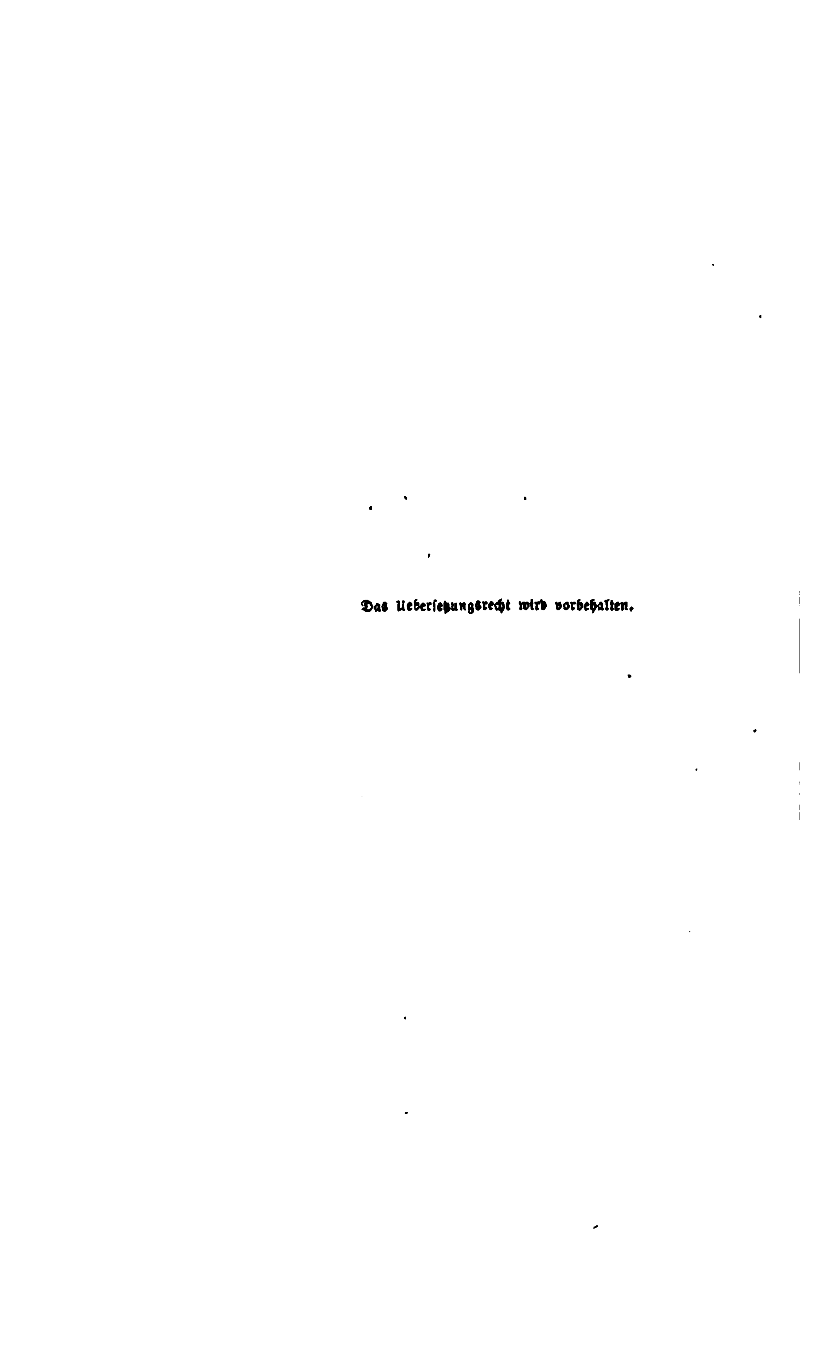
1863.







Leibniz.



Leibniz.

Ein lebens- und sittengeschichtlicher Roman

aus der Perrükenzeit.

Von

Wilhelm Andreä.

Zweiter Theil.



Leipzig:

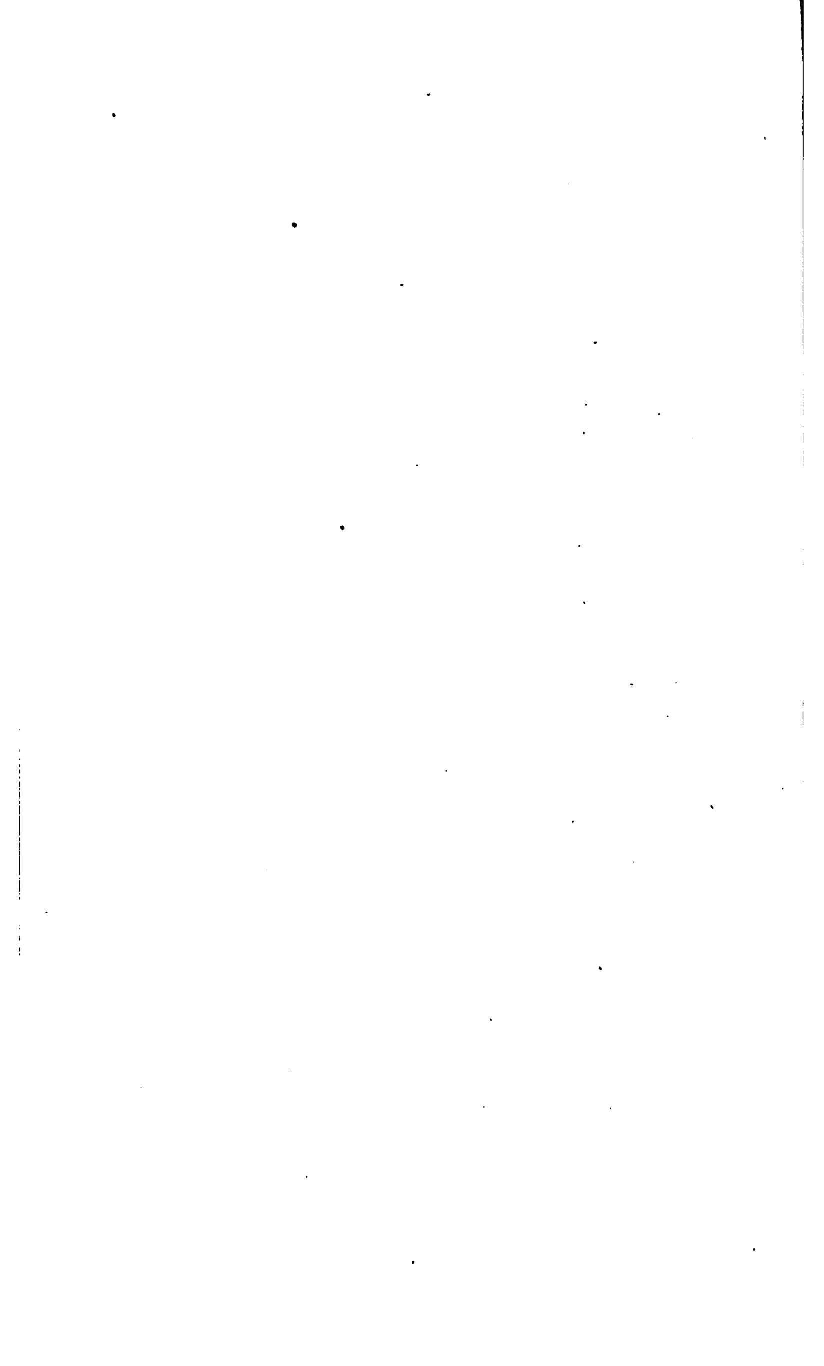
F. A. Brockhaus.

1863.

Ein edler Held ist, der fürs Vaterland,
Ein edlerer, der für des Landes Wohl,
Der edelste, der für die Menschheit kämpfte.

Herder.

Inhalt.



Vierzehntes Kapitel.

La Chasse de Diane.

> Was glänzt, ist für den Augenblick geboren,
> Das Echte bleibt der Nachwelt unverloren.
>
> Goethe's Faust.

In dem Orangeriegarten zu Herrenhausen saß an einem Nachmittage, es war der fünfundzwanzigste des Junimonats, die Kurfürstin Sophie auf ihrem Lieblingsplätzchen, unter dem schirmenden Dache einer Laube von wilden Weinranken. Ihre Stickerei, mit der sie sich eine Zeit lang beschäftigt hatte, beiseite legend, ergriff sie ein Buch und vertiefte sich bald so sehr darin, daß sie es nicht bemerkte, wie ein Cavalier, welcher aus dem Schlosse kam, in nicht allzu großer Entfernung von ihr durch den Garten eilte und hinter den geschorenen Hecken des großen Parks verschwand.

Nachdem sie eine Weile gelesen hatte, schloß sie das Buch wieder und warf es unwillig auf den Tisch.

Fast ist es mir nicht möglich, dieses Buch zu Ende zu lesen, sprach sie vor sich hin, obgleich es mir der Geheimrath so dringend empfohlen hat. Wenn der Dreißigjährige Krieg in Wirklichkeit solche Abscheulichkeiten, solche empörende Grausamkeiten auf seiten der beiden kämpfenden Religionsparteien erzeugt hat, wie sie in diesem abenteuerlichen Simplicissimus geschildert sind, dann wundere ich mich gar nicht, daß Leibniz so gewaltige Anstrengungen gemacht hat und noch fortwährend macht, die Katholiken und Protestanten wieder zu vereinigen. Gott segne seine Mühe und gebe mir Kraft, ihn wirksam zu unterstützen.

Dann lehnte sie sich zurück, stützte ihren Arm auf die Lehne der Bank und versank in tiefes Nachsinnen.

Ein sanfter West führte ihr den Duft eines benachbarten Resedabeetes zu, und der Flötenton einer Nachtigall drang in ihr Ohr.

O Gott! hauchte sie, deine Welt ist so schön, und jedes Blättchen am Baume, jede Mücke im Sonnenstrahle ist ein Zeichen deiner Liebe, und jener siebenfarbige, sanft verschwimmende Irisbogen ein redender Beweis des Friedens zwischen dir und deiner Erde. Alles, alles athmet Glück und Frieden, und nur die Menschen

müssen sich hassen, nur die Menschen können keinen Frieden halten! Krieg im Osten und Krieg im Westen, ach! und mein armes deutsches Vaterland hat bei seiner Zerrissenheit am meisten darunter zu leiden!

Sie strich sich mit der Hand über das Gesicht, als wollte sie die düstern Bilder ihrer Phantasie verscheuchen, dann ergriff sie ein auf dem Tische stehendes silbernes Glöckchen und klingelte. Nach einigen Augenblicken erschien ein etwa neunzehnjähriger Page, dessen Gesicht unverkennbar ein echt orientalisches Gepräge trug.

Aly, sagte die Kurfürstin, hole mir mein Körbchen mit dem Backwerk.

Der Jüngling verneigte sich und eilte, das Verlangte zu holen.

Dieser Aly war in Wirklichkeit ein Morgenländer, ein ehemaliger Muselman, der nebst einem andern jungen Türken gleichen Alters acht Jahre früher von dem Kurprinzen Georg Ludwig in dem letzten Türkenkriege in Serbien gefangen und nebst seinem Leidensgefährten als Page der Kurfürstin geschenkt worden war. Beide wurden am hannoverischen Hofe erzogen, gebildet und in der christlichen Religion unterrichtet. Aly wurde der Stammvater einer blühenden Familie, und Mehemed, so hieß der andere, fand Gelegenheit,

sich um die Person des Königs Georg II. in der Schlacht bei Dettingen verdient zu machen, wofür er unter dem Namen Mehemed von Königstreu in den Adelstand erhoben wurde. Der Sohn dieses Mehemed nahm als Rittmeister bei dem Regiment Breitenbach im Jahre 1753 seinen Abschied und starb als Privatmann in Döhren bei Hannover. Seine Nachkommenschaft lebt nur noch in weiblicher Linie fort.

Aly überreichte seiner Herrin das Körbchen mit dem Backwerk und begab sich wieder in das Schloß zurück. Die Kurfürstin aber schritt, das Körbchen in der Hand, dem Parke zu und blieb vor einem großen Bassin stehen, in dessen Mitte ein Schwanenhäuschen stand.

Kaum wurden die im Wasser befindlichen Schwäne ihrer gewahr, als sie in raschen, majestätischen Stößen angerudert kamen und gierig nach den ihnen zugeworfenen Semmelstückchen haschten.

Auch die auf einem zweiten, kleinern Teiche befindlichen Schwäne fütterte sie und wollte eben mit ihrem leeren Körbchen den Rückweg wieder antreten, als der Cavalier, welcher vorhin in den Park getreten war, von der Seite des offenen Theaters her hinter den Hecken hervortrat und, ohne es gerade zu wollen, mit ihr zusammentraf.

Sieh da, Monsieur von Roden! Wohin so eilig? rief sie ihm zu.

Kurfürstliche Durchlaucht, ich bin im Begriff, ins Schloß zurückzukehren, um mit dem Balletmeister Jemmes die Vorbereitung für heute Abend zu treffen. Ich war soeben auf dem offenen Theater, dort im Grünen, um nachzusehen, ob alles für das heute Abend zu Ehren der Königin-Mutter von Dänemark stattfindende Ballet champêtre in Ordnung ist.

Wie heißt das Ballet, welches man aufzuführen gedenkt?

La Chasse de Diane.

Die Jagd der Diana? Ein vielversprechender Titul; doch wird es auch Ihrer Majestät würdig sein, sodaß sie einen bleibenden angenehmen Eindruck davon haben wird und gern an Herrenhausen zurückdenkt?

Ich hoffe es, Ihro kurfürstliche Durchlaucht. Es ist nichts gespart und unterlassen worden, das Ballet so glänzend wie möglich auszustatten.

Wird Er auch als Tänzer oder Acteur mitagiren, Herr Kapitän?

Zu dienen, kurfürstliche Durchlaucht; ich stelle einen Wilden dar.

Einen Wilden! Das wird ohne Zweifel ein recht

wildes Stück sein. Kommen noch mehr Wilde darin vor außer Ihm?

Die Herren Kapitäne Ohr und Bülow. Es kommen nebst einigen heidnischen Gottheiten allerlei Geschöpfe darin vor, Hirten, Diebe, Wilde, Jäger, Bettler, Neger, auch Affen und Bären. Ja, es ist ein recht reichhaltiges, kurzweiliges Stück, sodaß ich conjecturire, Ihro kurfürstliche Durchlaucht sowie auch Dero königlicher Gast, Ihro Majestät die Königin Amalie von Dänemark, werden mit großer Satisfaction zuschauen, werden viel Plaisir haben und die Abendstunden recht kurzweilig hinbringen.

Nun ja, erwiderte die Kurfürstin, warum sollte man über dergleichen nicht gern einmal seine quälenden Gedanken, seine Schmerzen und Sorgen vergessen? Was mich anlangt, ich kann recht heiter sein, und selbst über extravagante Chosen herzlich lachen; jedennoch muß ich Ihm gestehen, daß meine angenehmsten Stunden diejenigen sind, welche ich in diesem Garten bei dem Gesange der Nachtigallen und bei der Fütterung meiner Schwäne so ganz für mich verlebe. In solchen Momenten vergesse ich alles Unangenehme und schlage mir alles, was mich kränken könnte, aus dem Sinne.

Excusiren Ihro kurfürstliche Durchlaucht, an solchen Dingen könnte ich mich nicht divertiren.

Chacun à son goût, entgegnete die hohe Frau. Er wird ohne Zweifel lieber Tarok spielen, das Opernhaus besuchen, sehen und Sich sehen lassen, und wie heute in dem Costüm eines Wilden selbst als Acteur auftreten. Nun, werden sehen, ob Er Seine Sache gut macht.

Nach diesen Worten gab sie ihm durch eine Handbewegung zu verstehen, daß sie ihn nicht länger aufhalten wolle, erwiderte seinen militärischen Gruß durch ein leichtes Kopfnicken und setzte ihren Gang in dem großen Garten weiter fort.

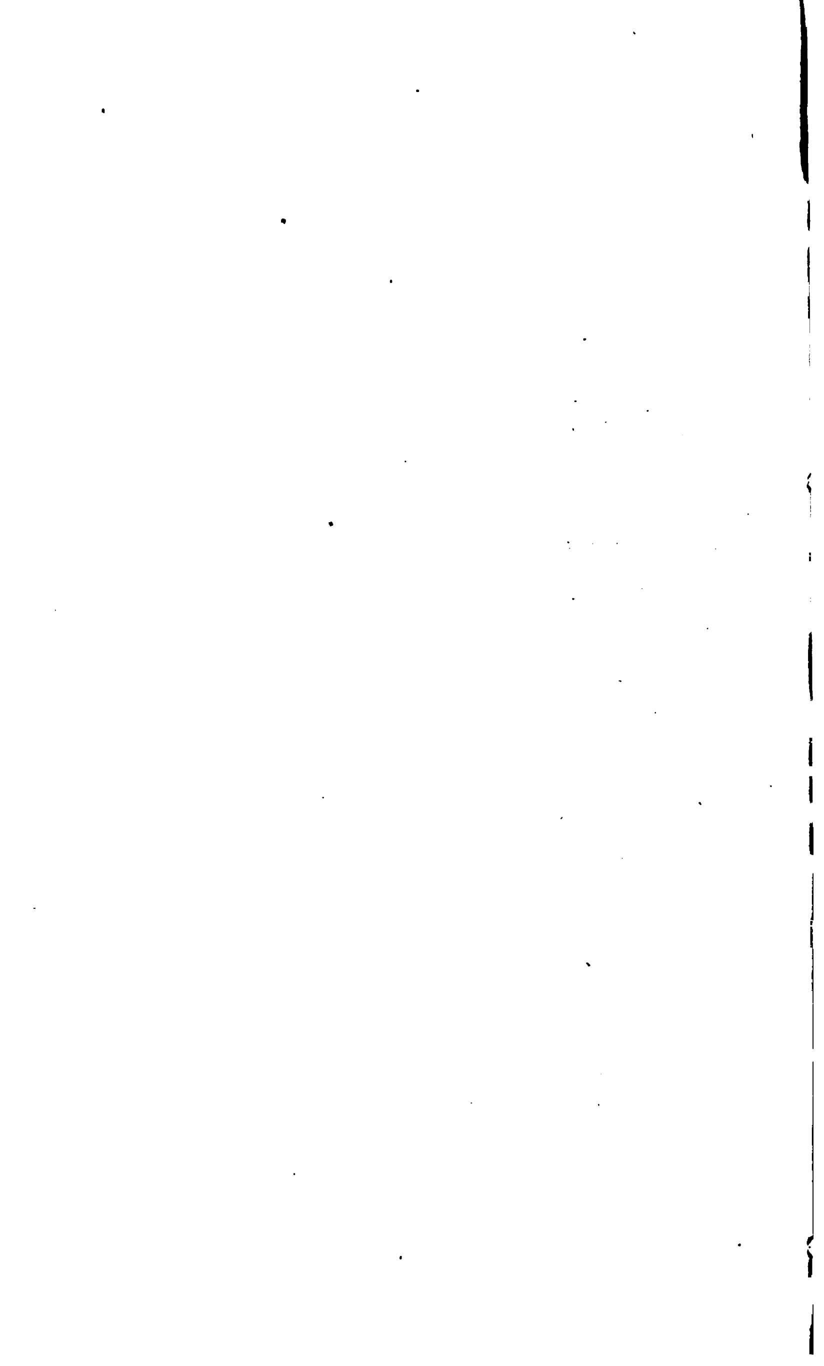
Einige Minuten später traten der Kurfürst und Leibniz in den Park.

Ich kann es allerdings nur billigen, sagte der letztere, daß Euer kurfürstliche Durchlaucht wieder Volk anwerben lassen, um dasselbe dem Kaiser Leopold zu leihen. Sie haben in Wirklichkeit ihr Gutes, diese Kriege gegen die Türken, denn die mit den Kaiserlichen verbündeten Brandenburger, Hannoveraner, Sachsen und Baiern, die sich sonst nie ihrer Stammeseinheit bewußt werden, fühlen sich doch wenigstens in diesem Falle zusammengehörig, fühlen sich als Kinder der einen gemeinsamen Mutter Deutschland, und sie

Ein edler Held ist, der fürs Vaterland,
Ein edlerer, der für des Landes Wohl,
Der edelste, der für die Menschheit kämpfte.

Herder.

Inhalt.



Vierzehntes Kapitel.

La Chasse de Diane.

> Was glänzt, ist für den Augenblick geboren,
> Das Echte bleibt der Nachwelt unverloren.
>
> Goethe's Faust.

In dem Orangeriegarten zu Herrenhausen saß an einem Nachmittage, es war der fünfundzwanzigste des Junimonats, die Kurfürstin Sophie auf ihrem Lieblingsplätzchen, unter dem schirmenden Dache einer Laube von wilden Weinranken. Ihre Stickerei, mit der sie sich eine Zeit lang beschäftigt hatte, beiseite legend, ergriff sie ein Buch und vertiefte sich bald so sehr darin, daß sie es nicht bemerkte, wie ein Cavalier, welcher aus dem Schlosse kam, in nicht allzu großer Entfernung von ihr durch den Garten eilte und hinter den geschorenen Hecken des großen Parks verschwand.

Nachdem sie eine Weile gelesen hatte, schloß sie das Buch wieder und warf es unwillig auf den Tisch.

Fast ist es mir nicht möglich, dieses Buch zu Ende zu lesen, sprach sie vor sich hin, obgleich es mir der Geheimrath so dringend empfohlen hat. Wenn der Dreißigjährige Krieg in Wirklichkeit solche Abscheulichkeiten, solche empörende Grausamkeiten auf seiten der beiden kämpfenden Religionsparteien erzeugt hat, wie sie in diesem abenteuerlichen Simplicissimus geschildert sind, dann wundere ich mich gar nicht, daß Leibniz so gewaltige Anstrengungen gemacht hat und noch fortwährend macht, die Katholiken und Protestanten wieder zu vereinigen. Gott segne seine Mühe und gebe mir Kraft, ihn wirksam zu unterstützen.

Dann lehnte sie sich zurück, stützte ihren Arm auf die Lehne der Bank und versank in tiefes Nachsinnen.

Ein sanfter West führte ihr den Duft eines benachbarten Resedabeetes zu, und der Flötenton einer Nachtigall drang in ihr Ohr.

O Gott! hauchte sie, deine Welt ist so schön, und jedes Blättchen am Baume, jede Mücke im Sonnenstrahle ist ein Zeichen deiner Liebe, und jener siebenfarbige, sanft verschwimmende Irisbogen ein redender Beweis des Friedens zwischen dir und deiner Erde. Alles, alles athmet Glück und Frieden, und nur die Menschen

müssen sich hassen, nur die Menschen können keinen Frieden halten! Krieg im Osten und Krieg im Westen, ach! und mein armes deutsches Vaterland hat bei seiner Zerrissenheit am meisten darunter zu leiden!

Sie strich sich mit der Hand über das Gesicht, als wollte sie die düstern Bilder ihrer Phantasie verscheuchen, dann ergriff sie ein auf dem Tische stehendes silbernes Glöckchen und klingelte. Nach einigen Augenblicken erschien ein etwa neunzehnjähriger Page, dessen Gesicht unverkennbar ein echt orientalisches Gepräge trug.

Aly, sagte die Kurfürstin, hole mir mein Körbchen mit dem Backwerk.

Der Jüngling verneigte sich und eilte, das Verlangte zu holen.

Dieser Aly war in Wirklichkeit ein Morgenländer, ein ehemaliger Muselman, der nebst einem andern jungen Türken gleichen Alters acht Jahre früher von dem Kurprinzen Georg Ludwig in dem letzten Türkenkriege in Serbien gefangen und nebst seinem Leidensgefährten als Page der Kurfürstin geschenkt worden war. Beide wurden am hannoverischen Hofe erzogen, gebildet und in der christlichen Religion unterrichtet. Aly wurde der Stammvater einer blühenden Familie, und Mehemed, so hieß der andere, fand Gelegenheit,

sich um die Person des Königs Georg II. in der Schlacht bei Dettingen verdient zu machen, wofür er unter dem Namen Mehemed von Königstreu in den Adelstand erhoben wurde. Der Sohn dieses Mehemed nahm als Rittmeister bei dem Regiment Breitenbach im Jahre 1753 seinen Abschied und starb als Privatmann in Döhren bei Hannover. Seine Nachkommenschaft lebt nur noch in weiblicher Linie fort.

Aly überreichte seiner Herrin das Körbchen mit dem Backwerk und begab sich wieder in das Schloß zurück. Die Kurfürstin aber schritt, das Körbchen in der Hand, dem Parke zu und blieb vor einem großen Bassin stehen, in dessen Mitte ein Schwanenhäuschen stand.

Kaum wurden die im Wasser befindlichen Schwäne ihrer gewahr, als sie in raschen, majestätischen Stößen angerudert kamen und gierig nach den ihnen zugeworfenen Semmelstückchen haschten.

Auch die auf einem zweiten, kleinern Teiche befindlichen Schwäne fütterte sie und wollte eben mit ihrem leeren Körbchen den Rückweg wieder antreten, als der Cavalier, welcher vorhin in den Park getreten war, von der Seite des offenen Theaters her hinter den Hecken hervortrat und, ohne es gerade zu wollen, mit ihr zusammentraf.

Sieh da, Monsieur von Roden! Wohin so eilig? rief sie ihm zu.

Kurfürstliche Durchlaucht, ich bin im Begriff, ins Schloß zurückzukehren, um mit dem Balletmeister Jemmes die Vorbereitung für heute Abend zu treffen. Ich war soeben auf dem offenen Theater, dort im Grünen, um nachzusehen, ob alles für das heute Abend zu Ehren der Königin-Mutter von Dänemark stattfindende Ballet champêtre in Ordnung ist.

Wie heißt das Ballet, welches man aufzuführen gedenkt?

La Chasse de Diane.

Die Jagd der Diana? Ein vielversprechender Titul; doch wird es auch Ihrer Majestät würdig sein, sodaß sie einen bleibenden angenehmen Eindruck davon haben wird und gern an Herrenhausen zurückdenkt?

Ich hoffe es, Ihro kurfürstliche Durchlaucht. Es ist nichts gespart und unterlassen worden, das Ballet so glänzend wie möglich auszustatten.

Wird Er auch als Tänzer oder Acteur mitagiren, Herr Kapitän?

Zu dienen, kurfürstliche Durchlaucht; ich stelle einen Wilden dar.

Einen Wilden! Das wird ohne Zweifel ein recht

wildes Stück sein. Kommen noch mehr Wilde darin vor außer Ihm?

Die Herren Kapitäne Ohr und Bülow. Es kommen nebst einigen heidnischen Gottheiten allerlei Geschöpfe darin vor, Hirten, Diebe, Wilde, Jäger, Bettler, Neger, auch Affen und Bären. Ja, es ist ein recht reichhaltiges, kurzweiliges Stück, sodaß ich conjecturire, Ihro kurfürstliche Durchlaucht sowie auch Dero königlicher Gast, Ihro Majestät die Königin Amalie von Dänemark, werden mit großer Satisfaction zuschauen, werden viel Plaisir haben und die Abendstunden recht kurzweilig hinbringen.

Nun ja, erwiderte die Kurfürstin, warum sollte man über dergleichen nicht gern einmal seine quälenden Gedanken, seine Schmerzen und Sorgen vergessen? Was mich anlangt, ich kann recht heiter sein, und selbst über extravagante Chosen herzlich lachen; jedennoch muß ich Ihm gestehen, daß meine angenehmsten Stunden diejenigen sind, welche ich in diesem Garten bei dem Gesange der Nachtigallen und bei der Fütterung meiner Schwäne so ganz für mich verlebe. In solchen Momenten vergesse ich alles Unangenehme und schlage mir alles, was mich kränken könnte, aus dem Sinne.

Excusiren Ihro kurfürstliche Durchlaucht, an solchen Dingen könnte ich mich nicht divertiren.

Chacun à son goût, entgegnete die hohe Frau. Er wird ohne Zweifel lieber Tarok spielen, das Opernhaus besuchen, sehen und Sich sehen lassen, und wie heute in dem Costüm eines Wilden selbst als Acteur auftreten. Nun, werden sehen, ob Er Seine Sache gut macht.

Nach diesen Worten gab sie ihm durch eine Handbewegung zu verstehen, daß sie ihn nicht länger aufhalten wolle, erwiderte seinen militärischen Gruß durch ein leichtes Kopfnicken und setzte ihren Gang in dem großen Garten weiter fort.

Einige Minuten später traten der Kurfürst und Leibniz in den Park.

Ich kann es allerdings nur billigen, sagte der letztere, daß Euer kurfürstliche Durchlaucht wieder Volk anwerben lassen, um dasselbe dem Kaiser Leopold zu leihen. Sie haben in Wirklichkeit ihr Gutes, diese Kriege gegen die Türken, denn die mit den Kaiserlichen verbündeten Brandenburger, Hannoveraner, Sachsen und Baiern, die sich sonst nie ihrer Stammeseinheit bewußt werden, fühlen sich doch wenigstens in diesem Falle zusammengehörig, fühlen sich als Kinder der einen gemeinsamen Mutter Deutschland, und sie

verherrlichen die alte germanische Tapferkeit durch glanzvolle Siege. Aber ungeachtet dieser Vortheile möchte ich Euer kurfürstlichen Durchlaucht zu bedenken geben — —

Wie? Er hat Bedenken, Herr Geheimrath? obschon Er von der Nützlichkeit des Krieges überzeugt ist?

Ja, ich fürchte nämlich, daß Oesterreich die Opfer nicht anerkennen wird, die seine Verbündeten ihm bringen. Es hat den Beweis schon häufig geliefert, daß es nichts weniger als dankbar ist.

Bedenkt Er denn nicht, daß ich dem Kaiser wegen der mir übertragenen Kurwürde zum Danke verpflichtet bin?

Der Dank, meine ich, dürfte durch die ihm so vielfach geleistete Hülfe längst abgetragen sein, entgegnete Leibniz.

Gesetzt nun, Er hätte recht, und ich möchte fast concediren, daß Er recht hat, können und dürfen wir aber Oesterreich ohne Schutz lassen?

Oesterreich! Das war es, kurfürstliche Durchlaucht! Wer aber schützt das Deutsche Reich? Oesterreich schützt sich selbst auf sehr kräftige Weise mit Hülfe seiner Verbündeten, hat es aber jemals das Deutsche Reich geschützt? Während es die gewaltigsten

Anstrengungen macht, sich gegen die Osmanen sicher zu stellen, betreibt es den Kampf am Rhein gegen Frankreich und im Westen nur schläfrig und lässig, und überläßt es den einzelnen Fürsten, sich selbst zu schützen, nein, tritt den Bemühungen Euer kurfürstlichen Durchlaucht und dem redlichen Willen des muthigen Kurfürsten von Brandenburg hindernd in den Weg. Oder war es nicht so? Hat Oesterreich seine Macht nicht stets dazu benutzt, sich noch mächtiger und die einzelnen Fürsten schwächer zu machen? Muß man nicht bei der Theilnahmlosigkeit Oesterreichs während des französischen Krieges am Rhein auf den Gedanken kommen, daß es gern gesehen wurde, wenn die deutschen Fürsten ihre Kräfte gegen Frankreich aufrieben?

Er hat recht! rief der Kurfürst aus, indem er, im Begriff langsam weiter zu gehen, plötzlich wieder stehen blieb und seinen Begleiter groß ansah. Das Haus Habsburg hat nichts gethan, um die deutschen Länder am Rhein zu schützen, und hat es ruhig angesehen, daß Ludwig XIV. vor sechzehn Jahren den Deutschen die freie Stadt Strasburg mitten im Frieden entriß. Schändlich! Unverantwortlich!

Die alte herrliche Stadt Strasburg! ergänzte Leibniz, einen schmerzlichen Ausdruck in seinem Ge-

sichte und sich vorbeugend auf seinen roth angestrichenen Krückstock stützend, um zwei Thränen zu verbergen, die sich in seine Augen drängten. Die alte herrliche Stadt Strasburg! wiederholte er mit bewegter Stimme, von der Kaiser Karl V. behauptete, daß er ihr eher als der Stadt Wien zu Hülfe eilen würde, sollte eine dieser beiden Städte zu gleicher Zeit angegriffen werden.

Bei Gott! hätte ich dem Kaiser Leopold mein Versprechen nicht gegeben, ihm wiederum gegen die Muselmanen Hülfsvölker zu schicken, — fuhr der Kurfürst zornig auf, ich behielte meine Leute im Lande oder liehe sie der Republik Venedig, die sie mir immer reichlich so gut bezahlt hat wie Oesterreich.

Nein, nein, kurfürstliche Durchlaucht, die Türkenkriege sind gut, wie ich mir eben nachzuweisen erlaubte, aber man hätte über dieser Gefahr, die uns von Osten droht, unsern Feind im Westen besser im Auge haben und den Krieg gegen ihn nicht so lässig betreiben müssen. — Mit den Städten Metz, Toul und Verdun, die von Moritz von Sachsen verschachert wurden, hat Frankreich den Anfang gemacht, seine gierigen Zähne in das Reich zu schlagen. Wie ein Raubthier, das einmal Blut geleckt hat, nur noch blutdürstiger wird, so wurde Frankreich, nachdem es jene drei Bissen

verschlungen, nur noch beutegieriger — es kam die große, blühende freie Reichsstadt Strasburg an die Reihe, und wir haben uns wohl zu hüten, kurfürstliche Durchlaucht, daß das ganze linke Rheinufer uns nicht noch verloren geht!

Der Kurfürst setzte sich auf eine Gartenbank, in deren Nähe sie angelangt waren, nahm seinen Hut, den er neben sich legte, ab und lud Leibniz durch eine Handbewegung ein, sich neben ihn zu setzen.

Wir müssen uns wohl hüten, ja, ja, Er hat recht, entgegnete Ernst August, sich den Schweiß von der Stirn trocknend. Er hat einen weitern Blick als wir, und deshalb hat Er ohne Zweifel auch schon über die Mittel nachgedacht, wie man etwa einem solchen Unglück vorbeugen könne. Kann Oesterreich etwas unternehmen, wenn es mit den Osmanen engagirt ist und alle Kräfte aufbieten muß, diese gefährlichen und mächtigen Feinde fern zu halten?

Oesterreich allein ist nicht im Stande, Oesterreich allein ist nicht einmal im Stande gewesen, die Türken vor Wien zu vertreiben, sagte Leibniz. Ohne die Polen und die mit vieler Mühe zusammengebrachte Reichsarmee wäre der Halbmond vielleicht längst auf allen deutschen Kirchen aufgepflanzt. Es bleibt also, meiner Meinung gemäß, um allen fernern derartigen

Gefahren vorzubeugen, nur das Eine Mittel einer innigen Allianz aller deutschen Fürsten übrig.

Das ist ein Gedanke, der Seiner würdig ist, meinte der Kurfürst; wahrlich ein kühner Gedanke, alle deutsche Fürsten zu Schutz und Trutz zu vereinigen und unter Einen Hut zu bringen! Ja, die Idee ist excellent und ich gebe Ihm die Versicherung, daß ich sie mir nicht entgehen lassen, sondern reiflich bei mir erwägen will.

Gewißlich, sagte der Gelehrte, wer sein Gemüth etwas höher schwingt und gleichsam mit Einem Blick den Zustand von Europa überschaut, der wird mir Beifall geben, daß diese Allianz eins von den nützlichsten Vorhaben sei, so jemals zum allgemeinen Besten der Christenheit im Werk gewesen. Das Reich ist das Hauptglied, Deutschland ist die Mitte von Europa, Deutschland ist vor diesem allen seinen Nachbarn ein Schreck gewesen; jetzo sind durch seine Uneinigkeit Frankreich und Spanien formidabel geworden, Holland und Schweden gewachsen. Deutschland ist der Erisapfel, wie anfangs Griechenland, hernach Italien. Deutschland ist der Kampfplatz, darauf man um die Meisterschaft von Europa gefochten. Kurz, Deutschland wird nicht aufhören, seines und fremden Blutvergießens Materie zu sein, bis es aufgewacht,

sich gesammelt, sich vereinigt — und allen Freiern die Hoffnung, es zu gewinnen, abgeschnitten. Auch England und Holland als Seemächte müssen sich gegen Frankreich vereinigen, dann muß Frankreich wie eine Schnecke ihre Hörner einziehen und in ihr Haus kriechen. Dann wird ganz Europa, als wenn ihm eine Last vom Halse, respiriren, vor allen aber das Reich Zeit haben, seine Angelegenheit in Ordnung zu bringen. Man darf nicht sagen, es sei unnöthig, nein! nein! die Erfahrung hat etlichemal gewiesen, daß nichts als Ernst und Nachdruck erfordert werde, auch die eingewurzeltsten Uebel abzuschaffen. Es liegt nur im Wollen, doch nicht eines, auch nicht aller, sondern vieler, welchen anheimzugeben, ob sie lieber einander nachgeben und zusammentreten, oder mit getheilten Entwürfen alle einzeln draufgehen und sich ihres Eigensinns oder eingebildeten Nutzens oder verderblicher Zögerung oder eines unnöthigen, albernen Luxus willen mit ewiger Schande und Verfluchung der Nachwelt aufopfern wollen!

Was wir dazu beitragen können — sagte die Kurfürstin Sophie, welche unbemerkt näher getreten war und die letzten Worte des Gelehrten noch vernommen hatte — was wir dazu beitragen können, Herr Geheimrath, daß diese Idee realisiret und solch eine

Allianz deutscher Fürsten zu Stande kommt, soll gewiß geschehen. Vor längerer Zeit schon theilte Er mir diesen Plan mit, ich habe aber noch keine Gelegenheit gehabt, mit meinem Gemahl darüber zu reden.

Sie nahm gleichfalls auf der Bank, zu der Rechten des Kurfürsten, Platz.

Das ist ein sehr löblicher Plan, dem ich meine Billigung nicht versagen kann, meinte Ernst August; aber glaubt Er denn, daß Ludwig XIV. bei einer Conföderation deutscher Fürsten ein ruhiger Zuschauer bleiben wird? Würde er nicht mit Recht conjecturiren, daß solche Allianz gegen ihn gerichtet sei und besonders in der Absicht, ihm seinen Raub wieder abzunehmen?

Nach meinem Dafürhalten müßte man mittlerweile die Aufmerksamkeit des unruhigen Frankreich auf einen andern Gegenstand zu richten suchen, meinte Sophie.

Das ist auch mein Plan, erwiderte Leibniz, und ich habe bereits ein Land im Auge, welches Frankreich unterdessen beschäftigen und gleichsam der Blitzableiter sein muß, der uns rettet.

Ihr spannt mich auf die Folter, sagte Ernst August, redet!

Ich bin in dieser Sache schon thätig gewesen, fuhr

Leibniz fort, und ich hoffe sogar eine neue Epoche herbeizuführen, den Sturm, welcher dem Vaterlande droht, abzuwenden und Ludwig und seine Minister für den Plan, Aegypten zu erobern, zu gewinnen.

Aegypten! rief der Kurfürst, während Sophie beifällig mehreremal mit dem Kopfe nickte.

Ja, meinte Leibniz, um Deutschland den Frieden zu bewahren, muß der unruhige, ruhm- und eroberungslustige Sinn Frankreichs nach Aegypten gelenkt werden. Frankreich ist seiner Lage nach von der Vorsehung Gottes dazu ausersehen, ein Führer der christlichen Waffen in die Levante zu sein und Godefredos, Balduinos, vor allen Dingen aber Ludovicos Sanctos der Christenheit zu geben, das ihm gegenüberliegende Afrika anzugreifen, die Raubnester zu zerstören, Aegypten selbst, so eins der bestgelegensten Länder in der Welt, anzugreifen, und, weil's ihm weder an Volk noch Geld mangelt, selbige Länder aber durch langen Frieden übel bewehrt und keineswegs sich versehen, wol gar zu übermeistern — von Führung der Colonien in Ost- und Westindien, darauf man ohnedies genugsam Reflexion anjetzo in Frankreich macht, zu geschweigen.*)

*) Es steht fest, daß Napoleon, als er hundert Jahre später seinen ägyptischen Feldzug unternahm, von dem Plane unsers Leibniz nichts gewußt hat.

Der Plan ist in Wahrheit vortrefflich, sagte der Kurfürst, und Er hat denselben der französischen Regierung bereits mitgetheilt?

Ich habe ihr die Vortheile, die durch die Eroberung Aegyptens für Frankreich sowol wie die gesammte Christenheit erwachsen würden, auseinandergesetzt und ihr diesen Plan zur Erwägung recht dringend ans Herz gelegt, lautete die Antwort.

Und sie zeigt sich dem Plane geneigt?

Ja, sie zeigt sich geneigt, aber dennoch fürchte ich, wird der Ehrgeiz Ludwig's XIV. einstweilen noch immer geneigter sein, in Europa als in Afrika seine Befriedigung zu suchen. Deshalb ist es durchaus nöthig, daß die deutschen Fürsten so schleunig als möglich ein Bündniß schließen. Mag es anfangs auch ein noch so lockeres Band sein, das sie zusammenhält, es ist aber doch immerhin ein Band, das die Zeit hoffentlich immer fester knüpfen wird.

Es ist Gefahr im Verzuge, das sehe ich recht gut ein, meinte der Kurfürst, und ich werde, wie gesagt, meinen ganzen Einfluß aufbieten, um ein solches Bündniß ins Leben zu rufen, aber — aber, ich fürchte — ich fürchte — —

Daß die Franzosen sich eher Aegypten und Deutschland dazu erobern, ergänzte Sophie, als daß die

deutschen Fürsten sich zu einem raschen, gemeinsamen Handeln entschließen und unter Einen Hut zu bringen sind.

Das fürchte ich leider auch, meinte Leibniz, aber dann ist eine allgemeine Revolution in Europa unausbleiblich, und die nachgeborenen Geschlechter sind zu beklagen, die für die Sünden der jetzigen Generation werden büßen müssen.

Bei diesen Worten des Gelehrten, die den Kurfürsten unangenehm zu berühren schienen, erhob dieser sich, reichte seiner Gemahlin den Arm und forderte Leibniz auf, ihn auf einer Promenade durch den Park noch zu begleiten, um das angefangene Kapitel mit ihm noch weiter zu besprechen.

Zur kurfürstlichen Tafel, die diesmal unweit des Theaters, unter grünen Bäumen und dem Zeltdache des Himmels servirt wurde, waren heute, weil am Hofe mehrere fürstliche Personen zum Besuch waren, eine Menge Cavaliere und Damen geladen, die in dem aufzuführenden Ballet theils mit thätig sein, theils demselben als Zuschauer beiwohnen sollten. Fast alle fürstlichen Personen hatten zu Ehren der Königin-Mutter von Dänemark, des Kurfürsten Schwester, ihre Mitwirkung zugesagt.

Der Garten wurde immer belebter von dem nach

und nach sich einstellenden Herren und Damen. Zuerst erschien die gleichfalls in Herrenhausen bei ihren Aeltern zum Besuch anwesende Kurfürstin von Brandenburg, Sophie Charlotte, an der Seite der Königin-Mutter von Dänemark, dann die Prinzessin von Mecklenburg am Arme des Prinzen Maximilian von Braunschweig, dessen zwei Brüder Christian und Karl wiederum an der Seite und im Gespräch mit den hannoverischen Ehrendamen von Scheele und von Zersen waren. Dann folgten dem Range nach die übrigen der Gäste.

Und als endlich der Kurfürst mit seiner Gemahlin aus dem Hintergrunde des Gartens, wohin er im Laufe des Gesprächs mit Leibniz seine Schritte gelenkt hatte, zu seinen Gästen und in die Nähe der bereits gedeckten Tafel trat, wurde durch einen Trompeter das Signal zum Beginn des Diner gegeben.

Es ging bei Tisch sehr heiter zu, und Leibniz war während der Zeit weniger Gelehrter als unterhaltender Gesellschafter, zumal ihm zur Rechten eine junge Dame saß, die weniger allerdings durch glänzende Schönheit als durch ihr sittsames, ernstes Wesen und ihre geistreichen Gegenbemerkungen ihm auffiel und einen außerordentlich günstigen und wohlthuenden Eindruck auf ihn machte.

Solch ein anmuthiges, natürliches Wesen, wie es

dieser jungen Dame eigen war, verbunden mit Geist und Gefühlsinnigkeit und einer großen Belesenheit in der französischen Literatur war ihm, außer bei der geistreichen und hochgebildeten Kurfürstin, bislang noch nicht vorgekommen. Er unterhielt sich mit ihr auf das angelegentlichste und hatte kein Ohr für die faden Gespräche und schlechten, oft zweideutigen Witze der übrigen Gesellschaft. Auch sie schenkte den geistreichen Worten des Weisen große Theilnahme.

Wer ihn früher an der kurfürstlichen Tafel beobachtet hatte, würde es leicht gemerkt haben, daß sein kluges Auge niemals in solchem Glanze strahlte und er nie so redselig, aufgeräumt und glücklich war wie heute.

Ein nie gekanntes Gefühl durchdrang ihn, und rascher rollte das Blut in seinen Adern, wenn sein Blick länger als er sollte auf ihrem wie mit einem Rosenschimmer überhauchten Antlitze ruhte, oder wenn gar sein Fuß unverhofft leise den ihrigen berührte. —

Bei der Anwesenheit so vieler fürstlichen Personen und einer außergewöhnlich großen Tischgesellschaft wurde er heute auch nur wenig mit Fragen belästigt. Selbst der Kurfürst, dessen lebendiges Lexikon er war, hatte keine Zeit, sich heute mit ihm zu beschäftigen; auch war er infolge des zuvor mit ihm gehabten ernsten Gesprächs ernster gestimmt als gewöhnlich,

und überließ, zuweilen in tiefe Gedanken versunken, die Unterhaltung der übrigen Tischgenossenschaft, welche allerdings einen sehr unbeschränkten Gebrauch davon machte, und um so unbeschränkter, je hochgestellter die Gäste und je vollständiger die Tische besetzt waren.

Leibniz konnte daher sein Glück ungestörter genießen, als wenn die Tischgenossenschaft aus nur wenigen Personen bestanden hätte.

Allgemach brach die Dämmerung herein, und als der Kurfürst endlich das Zeichen zum Aufbruch und damit zum Beginn des Ballets gab, und die Herren sich zum Handkuß ihrer Damen niederbeugten, da ergriff auch Leibniz die kleine zarte Hand seiner liebenswürdigen Nachbarin und drückte einen langen, innigen, glühenden Kuß auf dieselbe.

Sie erröthete, und wohlwollend ihm zunickend, begab sie sich in die Nähe der Prinzessin von Mecklenburg, deren erste Hofdame sie war.

Nun, Fräulein von Stolzenberg, sagte die Prinzessin, folget mir einen Augenblick hinter die grünen Coulissen im Gartentheater und machet aus mir eine Schäferin. Dann sollt Ihr Euern Platz zwischen den Zuschauern einnehmen und mir nach Beendigung des Ballets Euer Urtheil über mein Spiel abgeben.

Achtet genau auf und lasset Euch keine meiner Bewegungen entgehen.

Ich bin schon im voraus überzeugt, daß meine durchlauchtigste Prinzessin sich in dem Anzuge einer Schäferin ganz vortrefflich ausnehmen und durch ihre graziösen Bewegungen den allgemeinsten Beifall ernten wird. Mein Urtheil indessen dürfte nicht maßgebend sein. Ich werde den Herrn Geheimrath Leibniz bitten, ein recht achtsames Auge auf Euch zu haben, und sein Urtheil will ich dann zu dem meinigen machen.

Wenn der Herr Geheimrath Nachsicht mit mir haben will, dann will ich mich seinem Urtheil gern unterwerfen, denn einen Kritikus von mehr Esprit dürften wir nicht leicht finden.

Diese Worte der Prinzessin wurden mit erhöhter Stimme gesprochen, sodaß Leibniz dieselben deutlich hören konnte. Der Prinzessin näher tretend, sagte er ihr daher einige aufmunternde Worte.

Ich werde ohne Zweifel nur lobenswerth über das Auftreten der durchlauchtigsten Prinzessin urtheilen können, fuhr er fort; denn Dero Bewegungen sind ja immer so anmuthig, Dero Gang so elastisch und dabei so natürlich, Dero Organ so voll und rein, daß alle diese Vorzüge schon außerhalb der Bühne zum Applaus reizen; und der gute Geschmack des

Fräuleins von Stolzenberg wird durch Dero Metamorphose in eine Schäferin dazu beitragen, Dero Liebenswürdigkeit in einem noch höhern Glanze strahlen zu lassen. Die Prinzessin warf ihm einen dankbaren Blick zu und schickte sich an, der übrigen Tischgesellschaft in den Garten zu folgen.

Leibniz begleitete die beiden Damen und machte sie unterwegs darauf aufmerksam, daß der Garten durch Fontainen verschiedener Größe noch verschönert werden solle. Der Plan zu diesen Wasserwerken sei von ihm selbst ausgearbeitet worden und werde mit Hülfe der englischen Wasserbaudirectoren Cleeves und Benson zur Verwirklichung kommen.

In dem offenen, von grünen Buchenhecken umgebenen Theater angelangt, verabschiedeten sich die beiden Damen von ihm, einige Stufen ersteigend, um hinter die gleichfalls aus Strauchwerk bestehenden Coulissen zu gelangen, wo bereits ein sehr reges Leben herrschte und unter lautem Gelächter viel Scherz und Kurzweil getrieben wurde.

Der Gelehrte suchte sich in dem Hintergrunde des Zuschauerraums auf den steinernen, für diesen Abend aber mit Polstern belegten Sitzen einen Platz. Er hatte absichtlich einen so bescheidenen Ort, etwas entfernt von der übrigen Gesellschaft, gewählt, um unge-

stört seinen Gedanken und Träumen sich hingeben zu können, und ungestört sich noch einmal alle Worte, Bemerkungen und Blicke ins Gedächtniß zurückzurufen, die ihm von seiner liebenswürdigen Tischnachbarin zu Theil geworden waren, kurz, um ungestört im seligsten Glücke schwelgen zu können.

Das laute Gespräch und Gelächter rings um ihn her sowie auch die unzähligen buntfarbigen Papierlaternen, welche die Bühne und den Zuschauerraum erhellten, waren ganz geeignet, sich nur um so tiefer in das innerste Heiligthum seines Herzens zurückzuziehen und seine Gefühle und sein von keiner Seele geahntes reines Glück noch zu erhöhen.

Den Rosen und Resedablüten der benachbarten Beete entströmte ein lieblicher Duft, und die Nachtigall, deren Töne schon am Nachmittag die Kurfürstin entzückt hatten, schien ihm durch ihr herzerquickendes Lied zu sagen, daß sie sein süßes Geheimniß kenne. Leibniz war auch überzeugt, daß außer ihm nur noch eine einzige Seele unter den Versammelten diesen Gesang zu deuten wisse.

O, säße sie jetzt neben mir, dachte er und ließ sein Auge von einem Sternbilde zum andern schweifen, nicht aber etwa, um die Entfernung und Größe derselben zu messen, wie er gewohnt war, wenn er seinen

Blick zu den Gestirnen richtete, sondern träumerisch suchend nach dem feurigsten, schönsten Sterne, der allein würdig wäre, ihren Namen zu tragen, und suchend nach einem Sternenkranze, der es allein verdiene, ihr Haupt zu schmücken.

Da plötzlich wurde er aus seinen Träumereien durch die lärmenden Instrumente des Orchesters aufgeschreckt. Als Einleitung zu dem Ballet champêtre erklang die Ouvertüre aus Händel's Oper „Rinaldo". Der große Tondichter, welcher kurze Zeit vorher durch die Bekanntschaft eines Herrn von Kielmansegge in Venedig dem kurfürstlichen Hause zu Hannover an Steffani's Stelle gewonnen war, leitete die Musik seiner Ouvertüre in eigener Person.*)

*) Händel wurde in Hannover mit einem Gehalt von 1500 Kronen angestellt, er machte aber zuvor noch verschiedene Reisen, unter andern nach England, wo er seine Oper „Rinaldo" zur Aufführung brachte. Fast war es ihm gereut, sich dem Kurfürsten verbindlich gemacht zu haben, aber er kehrte dennoch nach Hannover zurück und übernahm sein Amt. Im Jahre 1712 indeß ging er zum zweiten mal nach England, und da ihn die Königin Anna mit einer Leibrente von zweihundert Pfund beglückte, vergaß er seine Verpflichtungen gegen das Haus Hannover und kam nicht wieder. Als nun später Georg, Ernst August's Sohn, auf den englischen Thron berufen wurde, erinnerte dieser sich sehr wohl noch der Undankbarkeit des Künstlers, schenkte ihm jedoch, und zwar wiederum durch die Vermittelung des Barons von Kielmansegge, seine Gnade. Der

Als die letzten rauschenden Klänge bereits den Schluß der Musik und den baldigen Anfang des Ballets verkündigten, da drängte sich noch eine weibliche Gestalt, behende von Stufe zu Stufe kletternd, durch die dichtgedrängte Menge der Zuschauer und setzte sich in der Nähe des einsamen Träumers, jedoch in gemessener Entfernung von demselben, nieder.

War es Bescheidenheit, daß sie die letzte Bank im Zuschauerraume wählte, oder hatte sie ihren Tischnachbar erkannt? — —

Die Musik nahm nach Beendigung der Ouvertüre einen grausigen Charakter an. Disharmonische Klänge,

---

Baron, welcher nämlich zufällig in London war, wandte folgende List an, den Monarchen mit dem Künstler wieder auszusöhnen. Man hatte den König zu einer Spazierfahrt zu Wasser beredet. Händel erhielt von Kielmansegge Befehl, bei dieser Gelegenheit eine Musik in Bereitschaft zu halten. Sie ward ohne Wissen des Königs von ihm selbst aufgeführt.

Der König war ebenso entzückt als erstaunt bei Anhörung dieser Symphonie, und als er sich nach dem Tondichter erkundigte, zog der Baron von Kielmansegge den Sünder hervor und stellte ihn dem Könige als einen Menschen vor, der seinen Fehler zu gut erkenne, als daß er es wagen könnte, sich zu entschuldigen.

Somit wurde Händel wieder in Gnaden aufgenommen und seine Musik nach Recht und Billigkeit mit dem größten Beifall beehrt. Die Engländer betrachten ihn als den Ihrigen — uns Deutschen kann ein solcher Raub nur angenehm und schmeichelhaft sein.

in reizendem Einklange sich wieder auflösend, schienen einen Kampf dämonischer Mächte mit himmlischen Gewalten anzudeuten, aus welchem die letztern endlich siegreich hervorgehen. Dann wurde die Musik triumphirend und im Verlauf der Handlung, als die Hirten und Hirtinnen auf der Bühne erschienen, neckisch und spielend, wodurch die Kämpfe der Liebe, ihr Sehnen und ihre Entsagung, ihr Finden und Verlieren, ihr Begegnen und Fliehen ausgedrückt werden sollte.

Leibniz ließ sich, mit einem Händedruck seine Nachbarin willkommen heißend, dicht an ihrer Seite nieder.

Hatte er jemals einen glücklichern Augenblick gehabt als diesen? Hatte ihn jemals eine neue Entdeckung im Bereiche der mathematischen Wissenschaften und Mechanik, eine neue Entdeckung auf dem Gebiete der Geschichte, die Auffindung einer neuen Wahrheit auf dem Felde der Philosophie oder die Verwirklichung einer der ganzen Menschheit oder seinem geliebten deutschen Vaterlande heilsamen Idee mehr beglückt als das Gefühl seines liebeentflammten Herzens? — Wir wissen es nicht, welche Seligkeit größer war, ebenso wenig wissen wir, ob er heute seinen Pflichten als Kritiker der Prinzessin von Mecklenburg vollständig Genüge geleistet hat.

Er sah und hörte an diesem Abend wol wenig von

dieser Chasse de Diane; wir aber, geliebter Leser, wollen, indem wir unsern Leibniz in seinem schönen kurzen Traume ungestört lassen und ihm sein Glück von Herzen gönnen, die Jagd der Diana und die mitwirkenden hohen Herrschaften desto genauer ansehen.

Der Vorhang rollt in die Höhe, und es erscheinen zunächst vier Kobolde, die aus dem Schoße der Erde zu kommen scheinen, nebst einem riesenhaften, schwebenden, von dem Balletmeister Jemmes dargestellten Phantom, welches, aufgehalten von jenen, sich bald in einen Tanz mit ihnen verwickelt sieht, der unruhig, unsicher und gewissermaßen unrhythmisch, aus einer gewissen Verwirrung sich nicht befreien kann. Die Tanzenden fühlen sich von einer geheimen Macht, die stärker ist als sie, hin- und hergestoßen und verfolgt. Es sind dies die Schatten der Nacht, welche, dargestellt von dem Prinzen von Holstein, dem Grafen Montalban, dem Kapitän von Wobeser und dem Sohne des Generals Offner, vor der Morgenröthe fliehen, die mit ihren ersten Strahlen die nächtlichen Schatten immermehr erhellt. Der Glanz von zehntausend hinter den Hecken hervorbrechenden Lichtern, der in einem Augenblick auf der bis dahin in ein starkes Halbdunkel gehüllten Bühne eine Tageshelle verbreitet, verscheucht urplötzlich die Schatten, welche

sich hinter den Coulissen verlieren, und zwar in dem Augenblick, als Aurora und die Morgendämmerung, in einem unbeschreiblichen Lichtglanze schimmernd, sich auf den Vordergrund des Theaters bewegen und von hier aus auch über die Zuhörerschaft die Fülle ihres Glanzes ergießen. Zu gleicher Zeit taucht im Proscenium, wie durch die Gegenwart dieser beiden Gestirne hervorgezaubert, der flammende Namenszug der Königin-Mutter von Dänemark nebst der dänischen Königskrone auf, und während die entzückten Augen der Zuschauer sich noch an diesem Lichtglanze weiden, werden ihre Ohren entzückt durch den lieblichen Gesang dieser beiden durch Hofopernsängerinnen dargestellten Gestirne.

Aurora singt:

Laßt uns an diesem Ort den hocherhabnen Glanz
Der königlichen Frau und ihren Ruhm verkünden,
Die Erde ist bereits von ihm erfüllet ganz,
Drum muß die Finsterniß allüberall verschwinden.
O Tag, verscheuche du den Mond
Heut eher als du es gewohnt,
O Schlummer fleuch, ihr Schatten weicht!
Ein großer Tag kommt nah,
Der uns geschenkt Amalia,
Der nichts auf Erden gleicht.

Sodann erhebt die Morgendämmerung ihre Stimme:

Solange wir beschäftigt heut,
Den Tag vorzubereiten,
Umgibt uns großes Glück und Freud',
Die stets die Königin begleiten.
Verlasset eure Hütten, fern und nah,
Ihr Hirten, eure Stund' ist da!

Beider Stimmen vereinigen sich dann zu folgendem Duett:

Des Morgens schöne Dämmerstunde
Ist mit den Liebenden im Bunde,
Denn seht, ein Hirt, der in der Früh erwacht,
Der nimmt des süßen Augenblickes wahr,
Doch wer die Dämmrung macht zur Nacht,
Verliert die Lieb' und bleibt der Liebe bar.

Darauf singt die Morgendämmerung wieder allein:

Diana ist im Walde schon,
In ihrer Hand ein Wurfgeschoß,
Und gibt durch ihrer Stimme Ton
Befehl zur Jagd dem Jägertroß.
Kann sie wol Freude fühlen in der Brust,
Wenn sie nicht kennt der Liebe Lust?

Als beide Gestirne dann schließlich das eben angeführte Ballet noch einmal wiederholt, verschwinden sie hinter den Coulissen und es treten drei Hirten und ebenso viel Hirtinnen auf, die über die Erlegung eines Wolfs, dessen Kopf sie vor sich hertragen lassen, ihre Freude ausdrücken. Sie tanzen nach dem Schalle

einiger Dudelsäcke und geben sich die deutlichsten Zeichen ihrer gegenseitigen Zuneigung. Es waren dies der Prinz Friedrich August von Braunschweig, der Prinz von Sachsen-Eisenach, der Pfalz-[illegible], die Prinzessin von Mecklenburg, die Frau [illegible] Chevalerie und Fräulein von Grote.

Der Prinz von Braunschweig declamirt:

Man schätzet ihn bei Hof und auch in der Armee;
Und zieht er auch das Kleid des [illegible] an,
Der Fremdling wie der Unterthan —
Sie halten dennoch ihn für einen wahren Braunen.

Darauf läßt sich die Prinzessin von Mecklenburg vernehmen, die, obschon nicht sehr [illegible] doch recht leicht und anmuthig [illegible] und in deren klangvoller Stimme [illegible] Zauber liegt. Sie spricht folgende [illegible] Worte.

Wenn diese junge, schöne Schäferin
[illegible] Neigung hätte, sich [illegible] zu [illegible],
Sie könnte leicht noch einen Hirten finden.
[illegible] über solche Jahre hin
[illegible], stolze Schäferin.

[illegible] spricht der Prinz von Sachsen-[illegible]:

[illegible]
[illegible]
[illegible]

Auch folget seinem Wort die That gleich hinterher:
Um vielgeliebt zu sein bedarf es da noch mehr?

Sodann tritt Endymion auf, der von dem Kurprinzen Georg, nachherigen Könige von England, dargestellt wird. Der Gewohnheit dieses schönen Halbgottes gemäß, jagend den Wald zu durcheilen, kommt er auch eilend auf die Bühne und mischt sich als Tänzer in die Gruppe der gleichfalls tanzenden Hirten und redet:

Mag es der Liebeslust, mag es dem Kampfe gelten —
Dann seht Endymion ihr nie in Schlummer sinken,
Er stürmte den Olymp, er stürmte alle Welten,
Bedrohten Feinde ihn, thät' eine Nymph' ihm winken.

Zwei Wanderer, vom Obersten Busch und Oberstlieutenant Weyhe dargestellt, kommen sodann durch den Wald, ruhen sich eine kleine Weile aus und setzen ihren Weg fort. In demselben Augenblick aber werden sie von drei Dieben (Hofcavalier Grote, Baron de Mellin und Kapitän de Pluviane) umzingelt und ihrer Baarschaft beraubt. Die Diebe, im Begriff, ihre Beute zu theilen, werden wieder von sechs Treibern der jagenden Diana, drei Wilden und drei Satyrn, überrascht, welche ihnen ihre Beute wieder abjagen und sie verscheuchen. In die Masken der Wilden haben sich der Kapitän der Schloßgarde Bülow, Fähn-

rich Ohr und Kapitän von Roden gekleidet; die Satyrn werden vorgestellt von dem Infanteriekapitän du Mont, dem Hofcavalier von Witzendorff und vom Lieutenant Brügen.

Sie eilen, das Wild aufscheuchend, weiter und verschwinden bald hinter den Coulissen. Die Börse, welche im Handgemenge mit den Dieben auf die Erde gefallen und von ihnen vergessen worden ist, wird gleich darauf von einem Affen, den ein Herr von Folleville gibt, entdeckt. Springend, tanzend und Capriolen schneidend erscheint er auf der Bühne, nimmt die Börse auf und springt mit ihr auf einen Baumstumpf. Indem er das Geld hervorlangt und mit großer Neugierde und Lust betrachtet, erscheinen Bettler und Bettlerinnen; erstere dargestellt von den Landedelleuten Kerau und von Eltz, diese von den Herren von Grote und de Chazeron.

Kaum haben die Bettler den Affen erblickt, als sie ihn auch schon um ein Almosen bitten, welches er ihnen gern gewährt. Er wirft ihnen einige Stücke zu und bezeigt ebenso viel Vergnügen beim Geben als jene beim Empfangen.

Doch auch diese Freude wird sofort wieder unterbrochen, und zwar durch zwei Bären, bei deren Anblick die Bettler entsetzt die Flucht ergreifen. Die

Bären tummeln sich eine Zeit lang umher und fangen endlich an zu tanzen. Dem Affen aber entfällt infolge seiner possirlichen Bewegungen die Börse, mit welcher er bis dahin gespielt. Dies Geräusch jagt ihm selbst solchen Schrecken ein, daß er entflieht; die Bären aber hören auf zu tanzen und richten ihre Aufmerksamkeit sofort auf das Geld. In demselben Augenblick erscheint zufällig ein Holzhauer, der aber, da Flucht unmöglich ist, niederfällt und sich todt stellt. Einige Honigscheiben, die er bei sich trägt, retten ihm das Leben. Indem die Bären über diese ihre Lieblingsspeise herfallen, halten sie ihre Ohren an seinen Mund, um zu horchen, ob er auch nicht mehr athmet. Da, in dieser höchsten Noth des armen Holzhauers erscheinen ihm einige rettende Engel in Gestalt von Teufeln, nämlich vier Neger, dargestellt von den Herren Oberstlieutenant von Osterling, Kapitän Gohr, Drost von Bar und Vorschneider Possadorffski. Sie wenden sich mit ihren Lanzen gegen die Bären, die anfänglich sich widersetzen wollen, aber bei dem Anblick einiger Hunde, die sich in der Begleitung der Neger befinden, davoneilen.

Langsam erhebt sich sodann der gerettete Holzhauer und gibt seine Freude darüber zu erkennen, daß er der Todesgefahr entgangen ist.

Die Neger eilen weiter, indem sie die Bären verfolgen, der Holzhauer aber, den ein Herr von Bonnefond repräsentirte, wird durch zwei Köhler aufgehalten, welche mit ihm einige Worte wechseln, während er ihnen gastfreundlich seine Schnapsflasche überreicht, deren Inhalt sie sich gutschmecken lassen.

Die Neger kehren nun aber mit den vermittelst ihrer Wurfspieße erlegten zwei Bären zurück, welche, auf Baumzweigen liegend, wie todt erscheinen. Nach einigen Augenblicken aber, während die Jäger über die erlegten Thiere ihre Freude ausdrücken, kehrt ihre Lebenskraft zurück, sie heben ihre Köpfe empor, richten sich wieder auf ihre Füße und nehmen die Flucht. Die Neger, die vor Verwunderung nicht wissen, was sie sagen sollen, eilen ihnen wieder nach. Hiermit endigt der erste Act.

Als der Vorhang zum zweiten mal in die Höhe rollt, tritt der als Jäger verkleidete Amor auf, welcher vom Prinzen Christian von Braunschweig gegeben wird. Er sucht das Herz Endymion's und der Diana zu erweichen, ist aber erstaunt, dieselben unbeugsam und hart zu finden, hofft aber dennoch, bei irgend einer glücklichen Begebenheit, die er auf der Jagd herbeizuführen gedenkt, seinen Zweck zu erreichen.

Dieserhalb hat er sich in das Gewand eines Jägers gehüllt. Seine Stimme erhebend, declamirt er:

Wer gegen mich den Kampf und meine Pfeile wagt,
Weil ich, ein kleiner Schütz, so ungefährlich schein',
Dem sei indeß gesagt:
Ich treffe mit Geschick ihn in das Herz hinein.

Zwei Jäger, die beiden hannoverischen Prinzen Maximilian und Christian, erscheinen sodann auf der Bühne, indem sie die Nymphen der Diana verfolgen, in die sie sich verliebt haben. Sie scheinen sehr bekümmert über die Hartherzigkeit der schönen Wesen, die mit so großer Vorsicht ihre Begegnung vermeiden und bei dem Anblick der jugendlichen Jäger die Flucht ergreifen. Der erstere spricht:

Nicht Kampfesmuth, nicht Schnelligkeit
Verleihn dem Jäger die Vollkommenheit,
Doch wird er sicher ein vollkommner Jägersmann,
Wenn er hübsch freundlich sein und schmeicheln kann.

Dann declamirt Prinz Karl:

Versteht man sich auch auf die Liebesjagd,
So kann man doch sein Ziel nicht immerdar erreichen,
Doch, wer wie ich, hübsch achtsam ist und wacht,
Der wird, ist's auch nicht viel, doch etwas stets erschleichen.

Sie eilen weiter, die vor ihnen fliehenden Nymphen wieder einzuholen. Es treten dann noch ferner als

Waldnymphen und Dryaden folgende Damen auf: Fräulein Scheele die Aeltere, erste Ehrendame der Kurfürstin Sophie, Fräulein von Zersen, Fräulein Scheele die Jüngere, Fräulein von der Asseburg, Fräulein von Alvensleben und Fräulein von Flemming, eine Tochter des Generalmajors.

Mit Blumensträußchen aller Art versehen, beginnen sie bei dem Klange der Oboen einen Tanz und freuen sich auf die Ankunft der großen Jagdgöttin, der sie einen würdigen Empfang bereiten wollen.

Hörner und andere Jagdinstrumente bezeichnen den Haupttummelplatz der Jagd, und die Trompeten kündigen durch ihre Signale die Beute eines Hirsches an, während die Dryaden der Göttin entgegeneilen. Mitten unter ihnen befindet sich ein Satyr, vom Balletmeister Jemmes dargestellt, der ihnen auf seiner Geige zum Tanze aufspielt. Er selbst fordert sie sodann tanzend und springend in einigen Versen auf, der Königin ihre Huldigung darzubringen.

Bei dem Gesange ihres Tanz- und Musikmeisters eilen vier Nymphen aus dem Gefolge der Diana nebst zwei Hirten und zwei Jägern herbei und singen im Chor folgendes Lied:

O möchten unsre Thäler, unsre Felder,
Und unsre Gärten, Haine, Wälder

Mit Laub und Blumen sie erfreun,
Und ihr als Teppich dann zu Füßen streun!
O möchten tausend Vögel durch ihr Singen
Im Grün der Ulmenbäume
Ihr Huldigungen bringen!
Und kann Diana sich an unserm Lied erfreun,
Dann nennt es schön, und schön auch diese Räume.

Hierauf werden theils von einzelnen Nymphen, theils im Chor, noch einige Verse, die Verherrlichung der Jagd betreffend, gesungen, unter Begleitung von Klavieren, Bässen und Geigen.

Sobald dieser Gesang verstummt, ziehen sich die Nymphen mit dem Satyr in den Hintergrund des Theaters zurück, welcher sich bei dem Klange der Trompeten und Pauken öffnet und eine große Ebene zeigt, welche durch einen daselbst erscheinenden erleuchteten Palast erhellt wird, der in einiger Entfernung seinen Lichtglanz auf die ganze Gruppe dieser Jagd der Diana wirft.

Den Reigen dieser prachtvollen Scene bilden mehrere Reiter zu Pferde, welche in folgender Ordnung auf die Bühne steigen:

Auf schneeweißen Rossen, die mit goldenen Schabracken geschmückt sind, erscheinen zehn Trompeter und zwei Paukenschläger in reichgezierten griechischen Gewändern. Sie blasen einen Triumphmarsch, der

sich hinter den Coulissen verlieren, und zwar in dem Augenblick, als Aurora und die Morgendämmerung, in einem unbeschreiblichen Lichtglanze schimmernd, sich auf den Vordergrund des Theaters bewegen und von hier aus auch über die Zuhörerschaft die Fülle ihres Glanzes ergießen. Zu gleicher Zeit taucht im Proscenium, wie durch die Gegenwart dieser beiden Gestirne hervorgezaubert, der flammende Namenszug der Königin-Mutter von Dänemark nebst der dänischen Königskrone auf, und während die entzückten Augen der Zuschauer sich noch an diesem Lichtglanze weiden, werden ihre Ohren entzückt durch den lieblichen Gesang dieser beiden durch Hofopernsängerinnen dargestellten Gestirne.

Aurora singt:

Laßt uns an diesem Ort den hocherhabnen Glanz
Der königlichen Frau und ihren Ruhm verkünden,
Die Erde ist bereits von ihm erfüllet ganz,
Drum muß die Finsterniß allüberall verschwinden.
O Tag, verscheuche du den Mond
Heut eher als du es gewohnt,
O Schlummer fleuch, ihr Schatten weicht!
Ein großer Tag kommt nah,
Der uns geschenkt Amalia,
Der nichts auf Erden gleicht.

Sodann erhebt die Morgendämmerung ihre Stimme:

Solange wir beschäftigt heut,
Den Tag vorzubereiten,
Umgibt uns großes Glück und Freud',
Die stets die Königin begleiten.
Verlasset eure Hütten, fern und nah,
Ihr Hirten, eure Stund' ist da!

Beider Stimmen vereinigen sich dann zu folgendem Duett:

Des Morgens schöne Dämmerstunde
Ist mit den Liebenden im Bunde,
Denn seht, ein Hirt, der in der Früh erwacht,
Der nimmt des süßen Augenblickes wahr,
Doch wer die Dämmrung macht zur Nacht,
Verliert die Lieb' und bleibt der Liebe bar.

Darauf singt die Morgendämmerung wieder allein:

Diana ist im Walde schon,
In ihrer Hand ein Wurfgeschoß,
Und gibt durch ihrer Stimme Ton
Befehl zur Jagd dem Jägertroß.
Kann sie wol Freude fühlen in der Brust,
Wenn sie nicht kennt der Liebe Lust?

Als beide Gestirne dann schließlich das eben angeführte Ballet noch einmal wiederholt, verschwinden sie hinter den Coulissen und es treten drei Hirten und ebenso viel Hirtinnen auf, die über die Erlegung eines Wolfs, dessen Kopf sie vor sich hertragen lassen, ihre Freude ausdrücken. Sie tanzen nach dem Schalle

einiger Dudelsäcke und geben sich die deutlichsten Zeichen ihrer gegenseitigen Zuneigung. Es sind dies der Prinz Friedrich August von Braunschweig, der Prinz von Sachsen-Eisenach, der Pfalz-Raugraf, die Prinzessin von Mecklenburg, die Frau de la Chevalerie und Fräulein von Grote.

Der Prinz von Braunschweig declamirt:

Man schätzet ihn bei Hof und auch in den Provinzen;
Und zieht er auch das Kleid des niedern Hirten an,
Der Fremdling wie der Unterthan —
Sie halten dennoch ihn für einen wahren Prinzen.

Darauf läßt sich die Prinzessin von Mecklenburg vernehmen, die, obschon nicht sehr jugendlich mehr, doch noch recht leicht und anmuthig sich zu bewegen weiß und in deren klangvoller Stimme auch noch ein gewisser Zauber liegt. Sie spricht folgende geflügelten Worte:

Wenn diese junge, schöne Schäferin
Die Neigung hätte, sich noch zu verbinden,
Sie könnte leicht noch einen Hirten finden;
Doch ist sie über solche Jahre hin
Die schöne, stolze Schäferin.

Nach ihr spricht der Prinz von Sachsen-Eisenach:

Er sieht gutmüthig aus, hat Witz und Muth und Kraft;
Nun sagt mir, fände man rings in der Nachbarschaft
Wol einen Hirten noch, der liebenswürd'ger wär'?

Auch folget seinem Wort die That gleich hinterher:
Um vielgeliebt zu sein bedarf es da noch mehr?

Sodann tritt Endymion auf, der von dem Kurprinzen Georg, nachherigen Könige von England, dargestellt wird. Der Gewohnheit dieses schönen Halbgottes gemäß, jagend den Wald zu durcheilen, kommt er auch eilend auf die Bühne und mischt sich als Tänzer in die Gruppe der gleichfalls tanzenden Hirten und redet:

Mag es der Liebeslust, mag es dem Kampfe gelten —
Dann seht Endymion ihr nie in Schlummer sinken,
Er stürmte den Olymp, er stürmte alle Welten,
Bedrohten Feinde ihn, thät' eine Nymph' ihm winken.

Zwei Wanderer, vom Obersten Busch und Oberstlieutenant Weyhe dargestellt, kommen sodann durch den Wald, ruhen sich eine kleine Weile aus und setzen ihren Weg fort. In demselben Augenblick aber werden sie von drei Dieben (Hofcavalier Grote, Baron de Mellin und Kapitän de Pluviane) umzingelt und ihrer Baarschaft beraubt. Die Diebe, im Begriff, ihre Beute zu theilen, werden wieder von sechs Treibern der jagenden Diana, drei Wilden und drei Satyrn, überrascht, welche ihnen ihre Beute wieder abjagen und sie verscheuchen. In die Masken der Wilden haben sich der Kapitän der Schloßgarde Bülow, Fähn-

rich Ohr und Kapitän von Roden gekleidet; die Satyrn werden vorgestellt von dem Infanteriekapitän du Mont, dem Hofcavalier von Witzendorff und vom Lieutenant Brügen.

Sie eilen, das Wild aufscheuchend, weiter und verschwinden bald hinter den Coulissen. Die Börse, welche im Handgemenge mit den Dieben auf die Erde gefallen und von ihnen vergessen worden ist, wird gleich darauf von einem Affen, den ein Herr von Folleville gibt, entdeckt. Springend, tanzend und Capriolen schneidend erscheint er auf der Bühne, nimmt die Börse auf und springt mit ihr auf einen Baumstumpf. Indem er das Geld hervorlangt und mit großer Neugierde und Lust betrachtet, erscheinen Bettler und Bettlerinnen; erstere dargestellt von den Landedelleuten Kerau und von Eltz, diese von den Herren von Grote und de Chazeron.

Kaum haben die Bettler den Affen erblickt, als sie ihn auch schon um ein Almosen bitten, welches er ihnen gern gewährt. Er wirft ihnen einige Stücke zu und bezeigt ebenso viel Vergnügen beim Geben als jene beim Empfangen.

Doch auch diese Freude wird sofort wieder unterbrochen, und zwar durch zwei Bären, bei deren Anblick die Bettler entsetzt die Flucht ergreifen. Die

Bären tummeln sich eine Zeit lang umher und fangen endlich an zu tanzen. Dem Affen aber entfällt infolge seiner possirlichen Bewegungen die Börse, mit welcher er bis dahin gespielt. Dies Geräusch jagt ihm selbst solchen Schrecken ein, daß er entflieht; die Bären aber hören auf zu tanzen und richten ihre Aufmerksamkeit sofort auf das Geld. In demselben Augenblick erscheint zufällig ein Holzhauer, der aber, da Flucht unmöglich ist, niederfällt und sich todt stellt. Einige Honigscheiben, die er bei sich trägt, retten ihm das Leben. Indem die Bären über diese ihre Lieblingsspeise herfallen, halten sie ihre Ohren an seinen Mund, um zu horchen, ob er auch nicht mehr athmet. Da, in dieser höchsten Noth des armen Holzhauers erscheinen ihm einige rettende Engel in Gestalt von Teufeln, nämlich vier Neger, dargestellt von den Herren Oberstlieutenant von Osterling, Kapitän Gohr, Drost von Bar und Vorschneider Possadorffski. Sie wenden sich mit ihren Lanzen gegen die Bären, die anfänglich sich widersetzen wollen, aber bei dem Anblick einiger Hunde, die sich in der Begleitung der Neger befinden, davoneilen.

Langsam erhebt sich sodann der gerettete Holzhauer und gibt seine Freude darüber zu erkennen, daß er der Todesgefahr entgangen ist.

Die Neger eilen weiter, indem sie die Bären verfolgen, der Holzhauer aber, den ein Herr von Bonnefond repräsentirte, wird durch zwei Köhler aufgehalten, welche mit ihm einige Worte wechseln, während er ihnen gastfreundlich seine Schnapsflasche überreicht, deren Inhalt sie sich gutschmecken lassen.

Die Neger kehren nun aber mit den vermittelst ihrer Wurfspieße erlegten zwei Bären zurück, welche, auf Baumzweigen liegend, wie todt erscheinen. Nach einigen Augenblicken aber, während die Jäger über die erlegten Thiere ihre Freude ausdrücken, kehrt ihre Lebenskraft zurück, sie heben ihre Köpfe empor, richten sich wieder auf ihre Füße und nehmen die Flucht. Die Neger, die vor Verwunderung nicht wissen, was sie sagen sollen, eilen ihnen wieder nach. Hiermit endigt der erste Act.

Als der Vorhang zum zweiten mal in die Höhe rollt, tritt der als Jäger verkleidete Amor auf, welcher vom Prinzen Christian von Braunschweig gegeben wird. Er sucht das Herz Endymion's und der Diana zu erweichen, ist aber erstaunt, dieselben unbeugsam und hart zu finden, hofft aber dennoch, bei irgendeiner glücklichen Begebenheit, die er auf der Jagd herbeizuführen gedenkt, seinen Zweck zu erreichen.

Dieserhalb hat er sich in das Gewand eines Jägers gehüllt. Seine Stimme erhebend, declamirt er:

Wer gegen mich den Kampf und meine Pfeile wagt,
Weil ich, ein kleiner Schütz, so ungefährlich schein',
Dem sei indeß gesagt:
Ich treffe mit Geschick ihn in das Herz hinein.

Zwei Jäger, die beiden hannoverischen Prinzen Maximilian und Christian, erscheinen sodann auf der Bühne, indem sie die Nymphen der Diana verfolgen, in die sie sich verliebt haben. Sie scheinen sehr bekümmert über die Hartherzigkeit der schönen Wesen, die mit so großer Vorsicht ihre Begegnung vermeiden und bei dem Anblick der jugendlichen Jäger die Flucht ergreifen. Der erstere spricht:

Nicht Kampfesmuth, nicht Schnelligkeit
Verleihn dem Jäger die Vollkommenheit,
Doch wird er sicher ein vollkommner Jägersmann,
Wenn er hübsch freundlich sein und schmeicheln kann.

Dann declamirt Prinz Karl:

Versteht man sich auch auf die Liebesjagd,
So kann man doch sein Ziel nicht immerdar erreichen,
Doch, wer wie ich, hübsch achtsam ist und wacht,
Der wird, ist's auch nicht viel, doch etwas stets erschleichen.

Sie eilen weiter, die vor ihnen fliehenden Nymphen wieder einzuholen. Es treten dann noch ferner als

Waldnymphen und Dryaden folgende Damen auf: Fräulein Scheele die Aeltere, erste Ehrendame der Kurfürstin Sophie, Fräulein von Zersen, Fräulein Scheele die Jüngere, Fräulein von der Asseburg, Fräulein von Alvensleben und Fräulein von Flemming, eine Tochter des Generalmajors.

Mit Blumensträußchen aller Art versehen, beginnen sie bei dem Klange der Oboen einen Tanz und freuen sich auf die Ankunft der großen Jagdgöttin, der sie einen würdigen Empfang bereiten wollen.

Hörner und andere Jagdinstrumente bezeichnen den Haupttummelplatz der Jagd, und die Trompeten kündigen durch ihre Signale die Beute eines Hirsches an, während die Dryaden der Göttin entgegeneilen. Mitten unter ihnen befindet sich ein Satyr, vom Balletmeister Jemmes dargestellt, der ihnen auf seiner Geige zum Tanze aufspielt. Er selbst fordert sie sodann tanzend und springend in einigen Versen auf, der Königin ihre Huldigung darzubringen.

Bei dem Gesange ihres Tanz- und Musikmeisters eilen vier Nymphen aus dem Gefolge der Diana nebst zwei Hirten und zwei Jägern herbei und singen im Chor folgendes Lied:

O möchten unsre Thäler, unsre Felder,
Und unsre Gärten, Haine, Wälder

Mit Laub und Blumen sie erfreun,
Und ihr als Teppich dann zu Füßen streun!
O möchten tausend Vögel durch ihr Singen
Im Grün der Ulmenbäume
Ihr Huldigungen bringen!
Und kann Diana sich an unserm Lied erfreun,
Dann nennt es schön, und schön auch diese Räume.

Hierauf werden theils von einzelnen Nymphen, theils im Chor, noch einige Verse, die Verherrlichung der Jagd betreffend, gesungen, unter Begleitung von Klavieren, Bässen und Geigen.

Sobald dieser Gesang verstummt, ziehen sich die Nymphen mit dem Satyr in den Hintergrund des Theaters zurück, welcher sich bei dem Klange der Trompeten und Pauken öffnet und eine große Ebene zeigt, welche durch einen daselbst erscheinenden erleuchteten Palast erhellt wird, der in einiger Entfernung seinen Lichtglanz auf die ganze Gruppe dieser Jagd der Diana wirft.

Den Reigen dieser prachtvollen Scene bilden mehrere Reiter zu Pferde, welche in folgender Ordnung auf die Bühne steigen:

Auf schneeweißen Rossen, die mit goldenen Schabracken geschmückt sind, erscheinen zehn Trompeter und zwei Paukenschläger in reichgezierten griechischen Gewändern. Sie blasen einen Triumphmarsch, der

durch vielfachen Trompetentusch und eine liebliche Symphonie aus dem Orchester einigemal, angenehm überraschend, unterbrochen wird, und ziehen sich nach beiden Seiten hinter die Coulissen zurück.

Denselben Weg nimmt bei dem Klauge gellender Hörner eine Koppel von Jagdhunden, welche von Jägern geführt werden.

Ihnen folgen vier Nymphen, die die Flöte spielen. Auch der Satyr mischt sich unter sie und begleitet die sanfte Melodie mit seiner Geige. Diesen vier Nymphen schließen sich noch vier andere an. An dem Proscenium vertheilen sie sich nach beiden Seiten hin und wir erblicken in demselben Augenblick den stolzen, prachtvollen, reichgezierten Wagen der Diana, welcher von zwei Hirschen gezogen wird und auf beiden Seiten von Jägern, Hirten und Dryaden umgeben ist.

Sie stellen sich an beiden Seiten des Theaters auf. Die Satyrn und Wilden aber bleiben hinter dem Wagen; so auch vier vor ihnen herschreitende Hautboisten, die zu blasen fortfahren, so oft die Symphonie der Flöten verstummt. Die erstgenannten zehn Trompeter und zwei Paukenschläger erscheinen wieder zu Pferde in jener vorhin erwähnten Ebene im fernen Hintergrunde und spielen dieselbe Melodie wie die flötenden Nymphen und die vier Hautboisten.

Ein pomphafter Zug!

Vor allen aber glänzt Diana, von Sophie Charlotte, der würdigen Tochter der Kurfürstin Sophie, dargestellt, auf dem Triumphwagen inmitten dieser wundervollen Gruppe. Zu ihren Füßen sitzt Amor und zwei Favoritnymphen zu jeder Seite. Dann steigt sie nebst diesen ihren Lieblingsnymphen vom Wagen, der von den Hirschen in den Hintergrund zurückgezogen wird, herab, während die Dryaden ihr unzählige Blumen auf den Weg streuen, ja sie mit Blumen buchstäblich überschütten und dabei folgende Worte singen:

Wen sieht man im Triumph so vieler Schönen hier?
Ist's Venus oder ist's die Königin der Jagd?
Charlotte, du bist es, du, unsrer Tage Zier,
Du, die die Göttinnen an Reiz noch überragt!
Ja, beiden ist's gewiß die größte Ehr' und Freude,
Wenn du sie stellest für,
Du übertriffst die Göttinnen ja beide
An Weisheit, an Verdienst und deiner Jugend Zier.

Dann reicht Diana jeder ihrer beiden Lieblingsnymphen eine Hand und führt, um der Königin von Dänemark ihre Freude auszudrücken, der zu Ehren ja überhaupt das ganze Schaugepränge stattfindet, mit ihnen einen Tanz auf, worauf sie sich mit ihrer Begleitung in den Hintergrund der Bühne zurückzieht.

Die Musik indessen geht wiederum in eine Sym-

phonie über, worauf Amor bei den Klängen der Geigen ein Menuet tanzt und sich in die Nähe der Göttin zurückzieht.

Amor wird vön dem Prinzen Christian von Braunschweig gegeben. Sobald er sich zurückgezogen hat, erscheint Endymion von der rechten Seite des Hintergrundes und fängt bei dem Anblick der so außerordentlich schönen Göttin gleichfalls an zu tanzen. Er gibt durch Pantomimen zu verstehen, daß er die zärtlichsten Gefühle für die Göttin hegt, und stellt sich endlich gleichfalls in ihrer Nähe auf.

Sobald Diana ihn erkannt hat, beginnt sie wieder einen Tanz mit ihren beiden Favoritnymphen und den sechs Dryaden. Alle geben während des Tanzes durch Zeichen ihre Gleichgültigkeit gegen Amor, zugleich aber auch ihre außerordentliche Freude über die Anwesenheit der Königin von Dänemark kund.

Auch der Prinz Friedrich August von Braunschweig, der einen Fürsten von Iberien repräsentirt, tritt noch hinzu, um theilzunehmen am Tanze der Diana und, wie die andern, seine unbegrenzte Freude über so erhabene göttliche und menschliche Gesellschaft auszudrücken.

Zum Schluß erscheint noch einmal der Balletmeister Jemmes als Bauer verkleidet und zeigt Erstaunen über den Tanz des fürstlichen Fremdlings. Auch er

wird durch die köstliche Musik fortgerissen und ahmt hanswurstartig in plumper Weise in tausendfachen, komischen Stellungen und Bewegungen den graziösen Tanz des Fremdlings nach, bei welcher Gelegenheit die ganze Versammlung in ein homerisches Gelächter ausbricht.

Die verschiedenen bereits mehrfach erwähnten Instrumente bilden theils einzeln, theils in ihrem Zusammenwirken ein ebenso großartiges wie seltsames Concert, während in der Ebene des fernen Hintergrundes auf der Bühne wie durch Zaubergewalt mit einem mal ein unbeschreiblich prachtvolles Feuerwerk den ganzen Garten erhellt und eine würdige Schlußscene bildet von der Jagd der Diana.

Funfzehntes Kapitel.

Der Pietist.

Floret siva undique
nâh minen gesellen ist mir wê.
gruonet der walt allenthalben:
wa ist min geselle alse lange?
Der ist geriten hinnen
o wê wer sol mich minnen?
Altdeutsches Lied.

Der junge Prediger Früh in Stöcken hatte, ungeachtet sein Heirathsantrag von Johanne Marie kurz und bündig abgewiesen war, dennoch seine Besuche im Pfarrhause zu Limmer fortgesetzt. Allwöchentlich kam er einigemal und hatte die Hoffnung keineswegs aufgegeben, die harte Eisrinde des jungfräulichen Herzens noch brechen und sein Ziel erreichen zu können. Johanne Marie blieb aber trotz aller Bitten, Vorwürfe und Drohungen ihres Vaters ihrem einmaligen Entschlusse und dem geliebten Franz getreu, und keine Macht der Erde wäre im Stande gewesen, ihre Liebe zu ihm dem Herzen zu entreißen.

Doch hätte sie den fortgesetzten Bemühungen des eigensinnigen Alten, der durch diese Verbindung das Lebensglück seiner Tochter begründet glaubte und sie dadurch den ihm unliebsamen und gefahrdrohenden Bewerbungen des Schreibers für immer enthoben sah, unmöglich auf die Dauer widerstehen können, wenn sie nicht im geheimen von ihrer Mutter zum Widerstande aufgefordert wäre und an ihr eine treue und starke Stütze gefunden hätte. Dazu kam noch ein unaussprechlicher, allgewaltiger Widerwille gegen den jungen Geistlichen, obschon sie die Ursache davon nicht begreifen konnte; vielleicht hatte sie über dieselbe auch noch nie nachgedacht. Aber wozu dieses auch? Sie liebte ihn nun einmal nicht, und dieser Grund genügte ihr vollkommen, seine Bewerbungen von der Hand zu weisen. Wie könnte sich das Herz eines jungen Mädchens auch zu einem Manne hingezogen fühlen, dessen ganzes Wesen ein äußerer wie innerer Widerspruch zu sein scheint? der, obwol in den blühendsten Mannesjahren stehend, einem grämlichen Alten ähnlicher sieht als einem Jünglinge?

Seine Haltung war vorgebeugt, sein Auge, in dessen unheimlichem Glanze die Begierde lauerte, blickte scheu, nur hier und da durch ein Hinaufziehen der Stirnhaut einzelne Blitze unter den Brauen her-

vorschießend, welche durch die gebeugte, demüthige Haltung des Kopfes in gleicher Richtung mit den Augen sich befanden. Die Knie stets etwas gebeugt, die Hände meistens gefaltet oder doch ineinander gelegt, die Stimme weinerlich, bittend, und den Mund nur zur Rede öffnend nach zuvor eingeholter Erlaubniß von Gott durch einen flüchtigen, schmachtenden Blick nach oben, um ein Verdammungsurtheil gegen Andersdenkende, gegen Spiel und Tanz, gegen alle Freuden und Vergnügungen als Werkstätten des Teufels, kurz gegen alles Schöne und Gute, gegen alle Kunst und Natur auszusprechen. Die scheinbare Demuth, die sich in seinem Gange und seinen verzerrten Mienen offenbarte, war aber nur der Deckmantel eines maßlosen Stolzes, einer unerträglichen Eitelkeit, die sich als das Schoskind des Himmels ansieht und in der Kirche und im stillen Kämmerlein zu beten pflegt: Herr Gott, ich danke dir, daß ich nicht bin wie jene da!

Das war der Mann, der sich um den Besitz der reizenden Pfarrerstochter bewarb, den sie aber in ihrem richtigen, kindlich reinen Gefühle verabscheute, und um so mehr verabscheute, so oft sie ihn mit dem hübschen, schön gewachsenen Franz verglich, dem sie immer so gern in die offenen, ehrlichen Augen und bis tief auf des Herzens Grund geschaut hatte.

Der junge Prediger Früh gehörte zu jener religiösen Partei, die um diese Zeit in Halle entstanden war und als deren Väter vorzugsweise die Professoren Spener und Francke angesehen werden müssen.

Es ist nicht zu leugnen, daß diese Partei, insofern die einzelnen Mitglieder derselben ehrliche Menschen und keine Heuchler waren, ihre volle Berechtigung hatte, denn sie brachte wieder ein frischpulsirendes Leben in die starren verknöcherten Formen, in den zu einer Mumie gewordenen steifen Dogmatismus der lutherischen Orthodoxie, deren Blick nicht mehr über den Boden des kalten Gesetzes hinausreichte, und die genug gethan zu haben glaubte, wenn sie nur der vorgeschriebenen Form genügte. Man könnte diese Pietisten oder Frömmler, wie ihr Spitzname war, nicht unpassend die Romantiker der Theologie nennen; denn wie die Romantiker der Literatur dem Verstande die ganze Berechtigung des Gemüths, die Tiefe und Innigkeit der Empfindung, der Nüchternheit des poetischen Gesetzes die dichterische Begeisterung entgegensetzten, so die hallenser Pietisten der abstracten Moral die lebendige Fülle des religiösen Glaubens und eine wirkliche, in die Praxis übergehende Frömmigkeit. Und so wie die Romantiker der Literatur sich in die vermeintliche Herrlichkeit des Mittelalters versenkten, so

sehnten sich auch die Pietisten in das Mittelalter und seine scheinbare Glaubensinnigkeit, in die Mystik des Katholicismus zurück und liebäugelten wie jene mit dem Katholicismus, dem ganz in die Arme zu springen es keiner großen Anstrengung mehr bedurft hätte.

Schließlich hatten sie beide das eigenthümliche Geschick, von allen Seiten heftig angegriffen und bis zur Vernichtung verfolgt zu werden.

Es läßt sich allerdings keineswegs verkennen, daß die Pietisten mit ihrer strengen und düstern Moral, welche Tanz und Spiel und so viele andere unschuldige Freuden einseitig verdammte, sich zuerst auf einen feindschaftlichen Fuß mit der übrigen Christenheit setzten, indem sie ihr in dem Wahne, die auserwählten Schoskinder Gottes zu sein, meistens unter dem Deckmantel der Demuth mit dem größten Hochmuth, mit der grenzenlosesten Anmaßung entgegentraten, sich zum Theil kirchlich abzusondern strebten und zu allerlei Aergernissen Veranlassung gaben. Dazu kam noch, daß viele von ihnen, obschon sie von Natur ursprünglich bestimmt waren, mehr ihre Verstandesthätigkeit auszubilden und vorwalten zu lassen, als in religiösen Gefühlen zu schwelgen, an dem Sektirerwesen und den geheimen Andachtsübungen aber Geschmack gefunden hatten oder eine refor-

matorische Rolle zu spielen geneigt waren, sich also nothwendig der Heuchelei ergeben mußten, um ihre meistens sehr eigennützigen und weltlichen Zwecke zu verfolgen.

Zu dieser Art von Frömmlern oder Kopfhängern gehörte unter andern auch der junge Prediger Früh, wiewol er von dem Consistorium zu Hannover, welches die pietistischen Verirrungen unnachsichtlich verfolgte, bereits einmal einen Verweis bekommen hatte. Er hoffte aber, daß seine Partei früher oder später siegen werde, und dann sei sein Glück gemacht, meinte er, denn es konnte ihm ja unmöglich fehlen, als einer der namhaftesten Eiferer dann eine hervorragende Stellung einzunehmen und zu hohen Aemtern und Würden im kirchlichen Regiment zu gelangen. Aber Vorsicht war seiner Behörde gegenüber immer noch nöthig; so oft er daher mit dieser persönlich in Berührung kam oder überhaupt nur durch die Straßen der Stadt schritt, bemühte er sich, seinem Kopfe dieselbe Richtung wie andere vernünftige Menschen zu geben, aber in seinem Dorfe und seinen befreundeten Amtsbrüdern gegenüber ließ er ihn wieder auf die Brust sinken, verdrehte er seine Augen wieder und schritt mit gebeugten Knien einher, daß die Muthmaßung nahe lag, sie seien vom vielen Beten bereits krumm geworden.

Es war an einem Sonntag nachmittags, nach vollendetem Gottesdienste, als er wiederum bei seinem ältern Amtsbruder in Limmer einen Besuch abstattete.

Die Bauern, denen er unterwegs begegnete, rissen in tiefster Devotion ihre Mützen vom Kopfe und im größten Schrecken ihre Pfeifen aus dem Munde und steckten dieselben in ihre Taschen, weil sie wußten, daß er als Frommer nicht rauchte, und deshalb eine Strafpredigt von ihm befürchteten. Hatten die Bürger Hannovers doch kurz vorher bei der Wahl eines Geistlichen abends heimlich dessen Wohnung belagert und durch die Ritzen der Fensterläden geschaut, um zu erfahren, ob der Candidat rauche oder nicht! Welcher unermeßliche Jubel war da entstanden, als sie ihn, eine Pfeife rauchend, im Zimmer auf- und abschreiten sahen! — Er raucht! er raucht! hatten sie gerufen und ihn darauf einstimmig am folgenden Tage zu ihrem Seelsorger gewählt.

Anna Katharine, die jüngste Tochter des Pastors Sackmann, stand gerade in der Hausflur, als der junge Geistliche auf die Pfarrwohnung zuschritt.

Auch sie mochte ihn nicht leiden, ihr Widerwille gegen ihn war vielleicht ebenso groß als der ihrer Schwester; sie hatte aber keine Ursache, seine Gegenwart zu meiden und ihre Abneigung so offen kund

zu geben als jene, um deren Hand er warb. Die lebenslustige, stets heitere und schalkhafte Anna Katharine, die selbstverständlich die Partei ihrer Schwester ergriffen hatte, machte sich, wenn sie mit der Mutter und Johanne Marie allein war, oft lustig über den Kopfhänger, ahmte schelmisch seine Bewegungen nach und zwang dadurch die Schwester, welche seit einiger Zeit einen ungewohnten Ernst zeigte, in ein herzhaftes Gelächter auszubrechen. Anna Katharine wußte ihrem Aerger gegen den zudringlichen Freier kein Ziel mehr zu setzen und wurde in ihren Ausfällen gegen ihn von Tage zu Tage kecker. Als er das letzte mal im Hause gewesen war, hatte sie f kaum halten können, ihn in Gegenwart aller z necken und zum besten zu haben. Bereits war sie in ihrem Muthwillen so weit gegangen, seinen Gang mit geknickten Beinen nachahmend, ihr Gesicht in düstere Falten legend und die Hände faltend, im Zimmer auf und ab hinter ihm herzuschreiten, dann hatte sie sich, ihm schließlich noch mit ausgestreckten Händen ein Näschen drehend, rasch wieder auf ihren Stuhl gesetzt und ihn mit ernstem Gesicht gefragt: ob Heirathen nicht eine Sünde sei, da der Apostel Paulus doch gesagt habe, daß, wer nicht heirathe, besser thäte. Er hatte sodann eine ausweichende Ant-

wort gegeben und gesagt, daß sie noch viel zu jung sei, um überhaupt schon ans Heirathen denken zu können.

Als sie ihn heute kommen sah, eilte sie ihm in ihrem Muthwillen, scheinbar freudig aufgeregt, entgegen, begrüßte ihn, wie man einen lieben Bekannten zu begrüßen pflegt, und hing sich an seinen Arm. Er sah sie, nachdem er in Verwirrung ihren Gruß erwidert hatte, mit bangem Entsetzen an, warf darauf einen flüchtigen, ängstlichen Blick hinter sich, ob ihn nicht das profane Auge eines Bauern erblicke, dann einen verzweiflungsvollen Blick gen Himmel, als wollte er sagen: du siehst, lieber Gott, ich bin unschuldig! bestrafe du die Sünderin und wehre ihr, ich kann es nicht!

Das ist schön, daß der Herr Pastor uns einmal wieder beehren, sagte sie. Ihr seid so lange nicht dagewesen, daß meine Sehnsucht ohne Grenzen war.

Ist der Herr Vater zu Haus?

Ja, der Vater ist zu Haus, aber die Mutter ist in der Stadt beim Onkel.

Wenn nur der Herr Vater zu Haus ist; er liest muthmaßlich?

Nein, er ist mit seinen Rosen und Nelken beschäftigt.

Heute, am Sonntage?

Warum sollte er nicht? Ist das etwa eine Sünde? Er macht sich nur etwas Bewegung, wie Ihr das jetzt auch gethan habt, Herr Pastor.

Bei diesen Worten führte sie ihn, immer noch an seinem Arme hängend, über die Hausflur in den Garten, welcher, von der Leine begrenzt, eine freie Aussicht über die Stadt und Herrenhausen gewährte.

Sackmann, der gerade mit dem Aufbinden seiner Rosenbüsche beschäftigt war, bemerkte seinen Gast erst, als er vor ihm stand, und anstatt ihn zu begrüßen, ihm Vorwürfe über sein sündliches Treiben machte. Anna Katharine eilte in die Wohnung zurück, um die Schwester von der Ankunft des ihnen misliebigen Gastes in Kenntniß zu setzen.

In demselben Augenblick trat die alte Botenfrau ins Haus und bat das junge Mädchen im flüsternden Tone, sie zu der Schwester, der Jungfer Johanne Marie, zu führen; sie habe ein Briefchen für sie.

Ist etwas Besonderes vorgefallen? fragte Anna Katharine.

Die Schwester wird es noch früh genug erfahren, lautete die Antwort der Alten, die bei diesen Worten von ihrer Begleiterin in die Wohnstube geführt wurde.

Johanne Marie saß allein im Zimmer, ihren Träumereien sich überlassend, als die Alte ihr in

aller Eile heimlich das Briefchen zusteckte, mit dem Bemerken, daß es von Musje Franz sei, worauf sie sich ebenso rasch, wie sie gekommen war, wieder entfernte.

Johanne Marie entfärbte sich, denn da Franz bei dem letzten Zusammensein mit ihr einige dunkle Andeutungen über seine Zukunft gemacht und gesagt hatte, daß er sich auf längere Zeit von ihr trennen, daß er sich eine Stellung erkämpfen wolle, um dem verhaßten Nebenbuhler ebenbürtig zu werden, so fürchtete oder ahnte sie, durch den Brief von irgendeiner unbesonnenen Handlung des Geliebten in Kenntniß gesetzt zu werden, etwas Außergewöhnliches zu erfahren und vielleicht gar ihr Schicksal mit einem male entschieden zu sehen. Sie las:

„Liebwerthester Schatz!

Es ist dieses seit langer Zeit der erste Brief wieder, den ich an Euch richte, und wird, sofern ich mich nicht täusche, auch lange Zeit der letzte bleiben, da ich nunmehr entschlossen bin, meine Vaterstadt zu verlassen und mein Glück als Soldat im Kriege gegen die ungläubigen Türken zu suchen. Doch wollte ich nicht ohne Lebewohl von Euch scheiden und Euch noch einmal ins Gedächtniß zurückrufen, stets Euers mir gegebenen Versprechens eingedenk zu sein, welches

Ihr mir bei unserm letzten kurzen Rendezvous gleichsam in die Hand gelobtet. Ihr wisset was ich meine. Ich habe diesen Abschiedsworten, die ich auf dem Papier mit meinen heißen Thränen vermische, nichts mehr hinzuzufügen als den Wunsch, Euch sobald wie möglich in guter Gesundheit und mit denselben Gefühlen für mich, die Ihr bis hieher für mich hegtet, wieder umarmen und als meine eheliche Gemahlin mit dem Willen Euers gestrengen Herrn Vaters heimführen zu können.

So lebet denn wohl, herzliebste Johanne Marie, lebet wohl und vergesset mich auch dann nicht, wenn ich vom göttlichen Schicksal dazu bestimmt sein sollte, mein Leben im Kampfe gegen die Osmanen elendiglich dahinzugeben. Indem ich für die Christenheit dann sterbe, sterbe ich ja auch für Euch, liebwerthester Schatz, und dieser Gedanke wird mir den allerschmerzlichsten Tod gleichsam versüßen. Doch wie der Würfel für mich auch fallen möge, im Leben und im Tode verbleibe ich Euer

verliebter Franz."

Als sie diesen Brief in fieberhafter Aufregung erbrochen und gelesen hatte, sank sie sprachlos, erschöpft und einer Ohnmacht nahe, auf einen Stuhl, und es vergingen mehrere Minuten, ehe der Quell

der Thränen wohlthuend sich erschloß und ihr Herz einigermaßen erleichterte. Mit ihnen kehrte dann die völlige Klarheit ihres Bewußtseins wieder zurück, verbunden mit dem Gefühle eines trostlosen Verlassenseins. Sie sank der Schwester, welche den Brief nach ihr gleichfalls gelesen hatte, um den Hals und hörte theilnahmlos deren Trostesworte an.

Soldat ist er geworden, Anna Katharine! Bedenke doch, Soldat! sagte sie endlich, als sie ihrer Stimme wieder mächtig wurde. In Gemeinschaft mit schlechten Menschen, die keine Lust zu arbeiten haben, die zu Hause nicht gut thun wollen, muß er jetzt leben, mit Lotterbuben, Spielern und Trinkern, und vielleicht mit Dieben und Räubern. Er ist bisjetzt ein guter Mensch gewesen, aber jetzt — ist er für mich verloren! O, es ist unverantwortlich von ihm! Nun ist alles vorbei und meine letzte Hoffnung ist geschwunden!

Franz kann nie schlecht werden, tröstete die Schwester, er bleibt zwischen Räubern und Mördern ein rechtschaffener Mensch und wird niemals mit solchen Leuten Gemeinschaft machen.

In den Krieg gezogen! In den Krieg gegen die grausamen Türken! fuhr Johanne Marie fort zu wehklagen, von tausend Gefahren umringt ist sein Leben beständig bedroht! O, ich Aermste!

Er ist sehr stark, meinte die Schwester in ihrer naiven Weise, und wird sich von keinem ungläubigen Türken todt stechen lassen.

Und so weit fort von hier! klagte Johanne Marie weiter, so sehr weit!

Wenn der Krieg vorbei ist, lautete die tröstende Antwort, dann wird er auch wiederkommen, und wir dürfen gar nicht zweifeln, daß er als Offizier wiederkommen wird, denn er hat dir ja gesagt, er wolle sich eine Stellung erringen, sodaß der Vater seine Einwilligung zu Euerer Verheirathung nicht mehr zurückhalten kann. Bleibe du ihm nur gut, wie er dir gewiß auch gut bleiben wird.

Der Eindruck dieses Briefes, der Johanne Marie aus ihrem stillen Frieden emporgeschreckt hatte, war zu mächtig gewesen, als daß sie augenblicklich ihre Fassung hätte wiedergewinnen können. Die Hand mit dem zerdrückten Briefe aufs Herz gepreßt, stand sie da wie eine Bildsäule und starrte vor sich hin.

Anna Katharine blickte sie mitfühlend traurig an; sie ehrte ihren Schmerz und wagte daher in diesem Augenblick nicht, das Schweigen zu unterbrechen.

Tief erschauernd ermannte sich endlich die Bejammernswerthe und trat, den Brief noch immer fest in der Hand haltend, ans Fenster.

Als in diesem Augenblick ihr Vater mit dem jungen Geistlichen ins Zimmer trat, suchte sie den Brief eiligst in die Ledertasche unter ihrer Schürze gleiten zu lassen, aber es wurde von ihrem Vater bemerkt. Er mochte wol ahnen, was es für ein Brief sei, welchen sie da so rasch seinen Blicken zu verbergen suchte, und forderte sie, anfangs mit freundlichen Worten, dann aber dringender werdend, auf, ihm denselben zur Durchsicht einzuhändigen. Sie bat ihn, diesmal von seinem Wunsche abzustehen, aber vergebens, er wolle und müsse den Brief lesen, meinte er, und Kinder dürften nie ein Geheimniß vor den Aeltern haben.

Da legte sich die jüngere Schwester ins Mittel und versicherte ihm, daß es kein Brief von Bedeutung sei.

Den Bitten dieser seiner Lieblingstocher vermochte der gestrenge Pfarrherr selten zu widerstehen, und auch diesmal wollte er schon wie ein geschlagener Feldherr sich zurückziehen, als sein Amtsgenosse den Mund öffnete, die Hände faltete und salbungsvoll sich also vernehmen ließ:

Der heilige Apostel sagt: Ihr Kinder, seid gehorsam euern Aeltern in dem Herrn, denn das ist billig. Ehre Vater und Mutter, das ist das erste Gebot, das

Verheißung hat, auf daß dir's wohl gehe und du lange lebest auf Erden.

Recht, Herr Amtsbruder! die Kinder sollen den Aeltern gehorsam sein. Hast du es gehört, Johanne Marie? Sogleich gib mir den Brief heraus! Ich verlange Gehorsam und werde ihn mir auch ferner zu verschaffen wissen, du trotzige, eigensinnige Dirne!

Der Pietist konnte seine geheime Freude nur mit Mühe verbergen. Einem aufmerksamen Beobachter würde in seinen Mundwinkeln ein schadenfroher Zug und in seinen stechenden Augen, denen keine Bewegung des unglücklichen Mädchens entging, ein triumphirender Blick nicht entgangen sein.

Johanne Marie kannte ihren Vater nur zu gut. Sie wußte, daß sie mit ihrem Widerstreben, jetzt, nachdem der Pastor Früh sie an ihre Pflicht erinnert und ihm seine väterlichen Rechte, und noch obendrein mit einem Bibelworte, ins Gedächtniß gerufen und ihn dadurch gewissermaßen zur Strenge angespornt hatte, ihre Lage nur verschlimmern und den maßlosesten Zorn, bei dessen Ausbruch der alte Herr keine Rücksicht mehr kannte, heraufbeschwören würde.

In trotziger Entschlossenheit und völlig in ihr Schicksal sich ergebend, zog sie den Brief aus ihrer Tasche hervor und überreichte ihn dem Vater, wel-

cher hastig danach griff und seinen Inhalt gleichsam verschlang.

Ich konnte es mir schon denken, daß ihn der bekannte Taugenichts geschrieben hat, sagte er, nachdem er zunächst die Unterschrift gelesen hatte.

Doch wie groß war das Erstaunen der beiden jungen Mädchen, als sie, anstatt eine derbe Straf-predigt zu hören, wie sie gefürchtet hatten, sein Gesicht sich immermehr erheitern und endlich, nachdem er das Briefchen bis zu Ende gelesen, es mit einem vielsagenden Blicke dem Pietisten überreichen sahen.

Dieser war wirklich so unzart, den Brief anzunehmen und ohne langes Besinnen sein Auge in denselben zu vergraben.

Das war der armen Johanne Marie aber zu viel. Lieber Vater, sagte sie, ich habe dir den Brief übergeben und möchte nicht, daß sich auch fremde Menschen mit dem Geheimniß desselben bekannt machen.

Fremde Menschen! der Herr Pastor Früh ist uns kein fremder Mensch, er ist mein lieber Freund, unser Hausfreund, und es wird, so Gott will, die Zeit bald kommen, wo du gar kein Geheimniß mehr vor ihm haben wirst!

Johanne Marie fing an bitterlich zu weinen.

Vielleicht sollte ein Trost für sie in seinen Wor-

ten liegen, vielleicht auch wollte er diese günstige Gelegenheit benutzen, den Geliebten ihr verhaßt und sie dadurch geneigter zu machen, sich seinem Willen zu fügen, wenn er fortfuhr: Habe ich es dir nicht immer gesagt, daß der Musje Bruckmann ein nichtsnutziger Bursche ist und daß nichts aus ihm werden würde? Du wirst es mir jetzt Dank wissen, daß ich männlich, wie es sich einem wohlmeinenden Vater geziemt, deiner unzeitigen Liebe entgegentrat. Er war deiner nicht werth, wie du jetzt hoffentlich einsehen wirst.

Der Pastor Früh hatte den Brief unterdessen gleichfalls gelesen. Mit einem bedeutungsvollen Blicke gab er ihn dem neben ihm sitzenden Freunde zurück. Dieser erhob sich, um das sorgfältig wieder zusammengefaltete Schreiben seiner Tochter wieder zu übergeben, welche, immer noch mit weinenden Augen, in stummem Schmerze alles geduldig über sich ergehen ließ.

Nun Väterchen, sei nicht mehr böse, sagte Anna Katharine, dem Vater die Wangen streichelnd; mache die Schwester durch deine harten Worte nicht noch unglücklicher, wie sie bereits ist. Wir wollen nun einmal wieder vergnügt sein! Lasset uns ein Menuet tanzen, Herr Pastor!

Bei diesen Worten faßte sie die beiden Enden ihrer Schürze und stellte sich tanzend und eine Melodie trällernd vor den Pastor Früh hin, der vor Erstaunen und Aerger nicht wußte, wohin er blicken sollte.

Sie weiß ja, Jungfer Sackmannin, daß ich gar nicht tanze und daß ich es für eine große Sünde halte, den heiligen Sonntag auf diese Weise zu entweihen, lautete die Antwort des Pietesten.

Anna Katharine! drohte der Vater, soll ich dir einen Straffermon halten?

Der würde in ein Ohr herein- und aus dem andern wieder hinausgehen, liebes Väterchen. Wir wollen uns nach so unangenehmen Vorgängen, die uns verstimmt haben, wieder etwas aufheitern. Sieh nur einmal den Herrn Pastor Früh an, wie trübselig er da mit gefaltenen Händen sitzt, als hätte man ihm die Daumschrauben aufgesetzt oder ihn auf den gespickten Hasen gespannt. Soll ich Euch eine Pfeife stopfen, Herr Pastor? Dann könnt Ihr wenigstens Euere Grillen in Dampf aufgehen lassen. Der Vater sagt, ihm wäre niemals wohler, als wenn er raucht, auch kämen ihm bei der Ausarbeitung seiner Predigten die besten Gedanken beim Rauchen. Vielleicht würde es Euch auch so ergehen; versucht es nur ein-

mal! Ihr werdet vielleicht auch in eine heitere Stimmung versetzt, bekommt einige heitere Gedanken und wäret im Stande, uns einmal kurzweilig zu unterhalten. Ich mag es gar nicht leiden, wenn ein Mann so wortkarg ist wie Ihr, gar nicht raucht und überhaupt gar keine kleine Untugend an sich hat.

Der junge Geistliche blickte verwunderungsvoll nach oben und schüttelte, ohne ein Wort zu erwidern, den Kopf.

Aber Anna Katharine! sagte Sackmann, bist du ganz von Sinnen?

Habe ich nicht recht, lieber Vater? Engel sind wir Menschen nun einmal nicht und können es nicht sein, und wer durch Händefalten und Kopfhängerei den Engeln ähnlich zu werden hofft, der irrt sich gar gewaltig; in meinen Augen wenigstens sind solche Menschen keine Engel. Unsere Fehler und kleinen Untugenden, die oft nur Folge unserer Erziehung, Lebensweise und Gewohnheiten sind, haben wir alle, und diese sind es, die unserm Charakter erst das Gepräge geben, uns menschlich mit Menschen fühlen lassen und zu unserer Liebenswürdigkeit oft sehr viel beitragen.

Sie spricht wie ein Buch, sagte Sackmann schmunzelnd, sich an seinen Amtsbruder wendend, indem er

mehr den Redefluß seiner Tochter bewundert als auf den Inhalt ihrer Worte geachtet hatte.

Herr College, ich bitte Euch! erwiderte dieser, was sind das für moralische Grundsätze! Darf so das Kind eines christlichen und gottesfürchtigen Predigers sprechen? Man glaubt einen Häretiker, nein, den Antichristen selbst zu hören. Ich werde in meiner Meinung immermehr bestärkt, werthgeschätzter Freund, daß Ihr beide Töchter nicht in der nöthigen Zucht und Vermahnung zum Herrn erzogen und dieselben mehr, als es hätte sein dürfen, sich selbst überlassen habt. Daher hat offenbar auch der Ungehorsam von seiten der Jungfer Johanne Marie seinen Ursprung, die sich Euerm Wunsch und Willen so halsstarrig widersetzet, daß man billig vermeinen sollte, sie führe das Regiment im Hause und Ihr müßtet der gehorsame Diener sein. Redet doch selbst, Herr Amtsbruder, spielen die Demoisellen Euch nicht gleichsam auf der Nase?

Sackmann fühlte sich bei diesen Worten in seiner Würde als Familienvater verletzt, und das war das Schlimmste, das ihm begegnen konnte.

Meint Ihr das? antwortete er; dann will ich Euch beweisen, daß Ihr Euch in einem Irrthum befindet. Ich werde es Euch zeigen, daß ich der

Herr im Hause bin und mir von denen Frauens-leuten keine Vorschriften machen lasse.

Er erhob sich und stellte seine holländische Thon-pfeife, die soeben ausgebrannt war, in die Ecke einer Fensterbank. Dann ergriff er seine älteste Tochter bei der Hand und nahm, indem er sie folgendermaßen anredete, seinen vorigen Platz wieder ein: Bevor jener Windhans, der nunmehr, wie leichtlich voraus-zusehen war, dem Kalbfelle gefolgt ist, dich umgarnt hatte, bist du beständig meine folgsame Tochter ge-wesen. Seit jener Zeit aber hast du dich, wie die Kinder der Heiden zu thun pflegen, meiner väter-lichen Gewalt zu entziehen gesucht und mir weniger mit Worten als durch die That den Gehorsam ver-weigert. Ich frage dich nunmehr allen Ernstes, ob du auch jetzt noch fortzufahren gedenkst, mich mit dei-nem Ungehorsam zu kränken, oder ob du dich meinem Willen fügen, den leichtfertigen Menschen vergessen und unserm lieben Freunde, dem Herrn Pastor Früh, die Hand zum Ehebunde reichen willst?

Gebet mir noch einige Tage Bedenkzeit, lieber Vater. So schnell kann ich mich nicht entschließen, Franz Bruckmann zu vergessen. Ihr wißt es ja, und warum sollte ich es nicht in Gegenwart des Herrn Pastors wiederholen, daß ich für ihn keine Liebe

fühle und ihm nur gezwungen meine Hand reichen würde.

Ich könnte den Herrn Pastor Früh auch nicht lieben, sprach Anna Katharine dazwischen.

Schweig! rief Sackmann, und rede wenn du gefragt wirst!

In diesem Briefe schreibt dir der Windhans, fuhr der Vater fort, indem er sich wieder an Johanne Marie wandte, daß er in den Türkenkrieg gezogen ist. Wenn er dich in Wahrheit lieb gehabt hätte, würde er sich nicht Tausende von Meilen von dir trennen, würde er auch sein Leben zu erhalten suchen, anstatt dasselbe in die Schanze zu schlagen, und gedacht haben, wie andere ordentliche Menschen: Bleibe im Lande und nähre dich redlich!

Das ist meine Meinung freilich auch gewesen, erwiderte Johanne Marie kleinlaut, indem sie betrübt vor sich niederblickte und mit ihrem Schürzenbande spielte.

Es ist eine Fügung Gottes, meinte der Pietist, einen Blick nach oben richtend und die Hände faltend.

Das bezweifle ich, sagte Anna Katharine. Vielmehr möchte ich glauben, daß der Teufel es ihm eingegeben hat, sich anwerben zu lassen.

Darüber wollen wir uns nicht streiten, entgegnete

Sackmann, sintemal wir nicht wissen können, wer von beiden ihn in den Krieg geführt hat. Genug, er ist fort, er hat dich gemieden, dich verlassen und verdient nicht, daß du überhaupt noch an ihn denkst. Dagegen kommt dir unser lieber Freund hier, der Herr Pastor Früh, so liebevoll entgegen, bietet dir, obgleich bisher stets von dir verschmäht, auch noch heute sein Herz und seine Hand an, und du, du wolltest so grausam sein, sein hochherziges Anerbieten von der Hand zu weisen?

Noch acht Tage gewähret mir Bedenkzeit, lieber Vater!

Keine Stunde! In diesem Augenblick sollst du dich entscheiden, in diesem Augenblick soll es sich zeigen, ob du eine gehorsame oder ungehorsame Tochter bist.

Die Schwester Anna Katharine legte sich wieder ins Mittel, aber vergebens. Der Vater bestand auf seinem Willen, sie solle sich auf der Stelle entscheiden.

Ich kann ohne Bedenkzeit keinen Entschluß fassen; ich will die Mutter zu Rathe ziehen.

Sackmann wußte, daß seine Frau längst auf seiten der Tochter stand, und die Erinnerung an sie nöthigte ihn, seiner Forderung nur noch mehr Nachdruck zu geben und Johanne Marie zu veranlassen,

sich sofort seinem Willen zu fügen, und um so mehr, da sie sich schon fügsamer zeigte als vorhin.

Er stellte ihr noch einmal vor, wie leichtsinnig der Franz von jeher und besonders jetzt wieder gehandelt habe, bezweifelte seine Liebe zu ihr und machte sie besonders darauf aufmerksam, daß aus den Türkenkriegen immer nur wenige Soldaten wieder heimkehrten, daß der Pastor Früh ihr Glück begründen könne und daß sie überhaupt als eine gehorsame Tochter seinen väterlichen Befehlen und Wünschen Folge leisten müsse.

Sie wollte Einwendungen machen, aber die Worte erstarben ihr auf den Lippen. Sie kämpfte noch einen schweren Kampf. Todtenblässe bedeckte ihr Gesicht und in raschern Athemzügen wogte ihr Busen auf und nieder.

Da ergriff der junge Geistliche, sich auf ein Knie vor ihr niederlassend, ihre Hand, drückte einen flüchtigen Kuß darauf und betheuerte, ihren Lebensweg mit duftenden Rosen zu bestreuen, sie in der Erkenntniß Gottes weiter zu fördern und überhaupt zum Vorbilde der Gemeinde einen ehrbaren, christlichen Lebenswandel mit ihr zu führen. Sie möge an das vierte Gebot denken und einwilligend ihn durch ihr Jawort zu dem Glücklichsten aller Sterblichen machen.

Merkwürdig, er kam ihr in diesem Augenblick gar nicht so häßlich vor!

Zwei Thränen drängten sich aus ihren Augen. Franz ist für mich verloren, dachte sie und — ein gepreßtes „Ja“ machte ihrem geängstigten Herzen wieder Luft. In Gottes Namen denn! setzte sie hinzu, indem sie tief aufathmete.

Amen! erwiderte Sackmann mit freudestrahlendem Gesicht und klopfte ihr dankbar und zärtlich auf die Wange.

In Gottes Namen denn! wiederholte der junge Freiersmann, indem er ihr einen Kuß auf die Stirn drückte.

Anna Katharine aber schlich sich weinend zur Stube hinaus.

Sechzehntes Kapitel.

Kopf und Herz.

> Was hilfet mich die summer zit,
> unt die vil liehten langen tage?
> Min trost an einer vrouwen lit,
> von der ich grozen kumber trage.
>
> Künic Chuonrat der junge.

Um diese Zeit beschäftigte sich Leibniz sehr eifrig mit der Cartesianischen Philosophie, und er sprach in verschiedenen Briefen, die er zum Theil an den Abbé Nicaise richtete, seine Ansicht darüber aus. Ueberhaupt aber nahm sein mit fast sämmtlichen Gelehrten Europas und einigen fürstlichen Personen in französischer und lateinischer Sprache geführter Briefwechsel vielfach seine Zeit in Anspruch.

Briefe wurden damals im allgemeinen nur bei sehr wichtigen Anlässen, daher auch mit mehr Nachdenken und Gewissenhaftigkeit geschrieben, und in der Ge-

lehrtenrepublik hatten sie nur eine wissenschaftliche Basis und vertraten gewissermaßen die Stelle unserer heutigen Broschüren. Sie haben daher, wie dies auch mit Leibniz' Briefen der Fall ist, für die Nachwelt eine hohe Bedeutung und sind uns kein geringer Beitrag zur Erkenntniß und Würdigung des großen Gelehrten.

Treten wir wiederum ein in sein Studirzimmer, geliebter Leser.

Er ist soeben beschäftigt, ein Schreiben des berühmten rotterdamer Philosophen Bayle zu beantworten und in einem ausführlichen Briefe seine Ansichten über den freien Willen und die Vorherbestimmung des Menschen auseinanderzusetzen.

Nachdem er einleitend dem gelehrten Freunde einiges Schmeichelhafte über dessen soeben erschienenes „Historisches und Kritisches Lexikon" gesagt hatte, leitete er auf ein von ihm empfangenes Schreiben über und fuhr dann fort:

„Ich will den Faden Euers Briefes verfolgen. Ihr bemerkt darin, Monsieur, daß die denkenden Köpfe an der Hypothese des menschlichen freien Willens festhalten, und daß sie es nicht begreifen können, daß, wenn die Seele eine erschaffene Substanz sei, sie in Wahrheit die eigene und innere Kraft zu handeln haben soll. Ich wünschte es noch genauer festgestellt zu

sehen, warum eine erschaffene Substanz nicht eine solche Kraft haben könne; vielmehr bin ich der Meinung, daß sie ohne diese Kraft gar keine Substanz sein würde, indem das Wesen der Substanz nach meinem Dafürhalten in dieser festgestellten Tendenz besteht, woraus die Erscheinungen auf Befehl oder durch den Willen hervorgehen, den sie anfangs erhalten hat und der ihr auch bewahrt wird von dem Schöpfer aller Dinge, von dem alles Bestehende und alles Vollkommene nach Art einer fortdauernden Schöpfung ausfließt.

„In Bezug auf den freien Willen folge ich der Ansicht der Thomisten und anderer Philosophen, welche glauben, daß alles vorherbestimmt ist, und ich habe keinen Grund, daran zu zweifeln. Dies kann indeß kein Hinderniß für uns sein, daß wir nicht auch eine besondere für sich bestehende Freiheit des Gebundenseins sowol wie auch der Nothwendigkeit annehmen sollten. Ebenso verhält es sich auch mit Gott selbst, welcher gleichfalls in seinen Handlungen determinirt ist, denn er kann immer nur das Beste wählen. Wenn ihm keine Wahl bliebe und wenn das, was er vollbringt, allein möglich wäre, so wäre er der Nothwendigkeit unterworfen. Je vollkommener man ist, je mehr ist man zum Guten entschlossen und je freier

ist man auch zu gleicher Zeit. Man hat dann eine um so größere Fähigkeit und Erkenntniß, und einen um so festern Willen in den Grenzen der vollkommenen Vernunft. —"

Leibniz konnte den Brief, den er späterhin noch weiter ausführte, für diesmal nicht vollenden. Seine Gedanken, die er bislang immer vollständig in seiner Gewalt gehabt, schweiften heute einem andern Ziel entgegen; und während er sonst wie durch Zaubergewalt an den Arbeitstisch gebannt war, an dem er sogar nicht selten ganze Nächte durchwacht hatte, fand er heute in seinem buntverzierten Sessel keine Ruhe und Rast. Eine unnennbare Sehnsucht zog sein Herz, welches in nie gekannten Gefühlen höher und höher schlug, nach Herrenhausen und leitete auch den Strom seiner Gedanken dorthin, die sich der unbezwinglichen Macht seiner Gefühle fügen mußten.

Er wollte philosophiren, wollte seinem gelehrten Freunde einen ausführlichen Brief über den freien Willen des Menschen schreiben und über den Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit — und er fühlte sich zum ersten mal in seinem Leben unfähig, seine Gedanken zu ordnen und auf den fraglichen Gegenstand zu vereinigen, und unfähig, sein Herz durch die

Macht des Denkens zu beruhigen und seine Leidenschaft mit Vernunftgründen zu besiegen.

Immer und immer wieder tauchte vor seiner Seele das liebliche Bild jenes jungen Mädchens auf, mit welchem er sich an der kurfürstlichen Tafel in Herrenhausen und in dem Ballet champêtre unterhalten hatte, und welches nun sein ganzes Herz ausfüllte, sein ganzes Sinnen und Denken unbezwinglich einnahm.

Er sah die Jungfrau im Geiste ihn freundlich anlächeln, blickte in ihre blauen Augen und vernahm den Klang ihrer Zauberworte, mit dem er nichts in der Welt vergleichen konnte.

Sein ganzes Wesen schien ein anderes geworden, und mit bangem Schrecken mußte er sich gestehen, daß Cupido ihm sein Herz verwundet, ja, daß es die Liebe sei, die ihn so gänzlich umgewandelt habe.

Nie hatten die Rosen und Balsaminstauden vor seinem Fenster schöner geduftet und nie hatte sein Auge mit mehr Wohlgefallen auf ihnen geruht; nie hatte die Sonne heller ins Fenster geschaut und nie hatte der blaue Himmel so freundlich gelacht.

Ei! wie lachte ihm auch das Herz im Leibe, wie zerronnen und verschwammen da vor der Lichtgestalt seiner Angebeteten die Schatten der Alltagssorgen! Und seine alte Geliebte, die abstracte Philosophie, rückte

ihm immer ferner und ferner, bis sie zu dem Nachtbilde einer häßlichen Alten zusammengeschrumpft schien.

Er warf die Feder auf den Tisch und erhob sich, um einen Spaziergang durch die Pappelallee nach dem herrenhäuser Garten zu machen.

Warum gerade dorthin, fragst du, geliebter Leser?

Schlug nicht dort die Nachtigall? und hatte er nicht dort die schönsten Stunden seines Lebens an der Seite einer holden Jungfrau verträumt?

Werden nicht auch wir mit Allgewalt dahin gezogen, wo wir glücklich waren? sei es nach den Spielplätzen unserer Kindheit, sei es nach jenem versteckten Orte, wo unser Herz zuerst in Liebe glühte und wo wir, weltvergessen und hoffnungsselig den nunmehr längstverwelkten Kranz der reinen, ungetrübten Freude uns um die Schläfe wanden?!

Leibniz hatte gar bald das Thor erreicht und schritt in dem langen Baumgange seinem Ziel entgegen.

Er dachte in diesem Augenblick nicht an seine Monadenlehre, nicht an seine Theodicee, nicht an die Geschichte des Hauses Braunschweig-Lüneburg, nicht an die unzähligen, noch zu beantwortenden Briefe, — nein, seine Gedanken weilten nur bei dem mecklenburgischen Edelfräulein, welches, wie er wußte, noch im neuen herrenhäuser Schlosse verweilte.

Freundlich erwiderte er jeden Gruß der in der Allee Lustwandelnden, auch wenn sie, wie dieß zuweilen geschah, ängstlich und mistrauisch grüßend, ihm auszuweichen suchten.

Mit der Liebe zu einem weiblichen Wesen war auch die Liebe zu allen seinen Mitgeschöpfen in ihm größer geworden, ja, er hätte heute die ganze Welt an seine Brust drücken mögen. Unwillkürlich bückte er sich nach einigen am Wege blühenden Gänseblümchen, pflückte sie und schaute bewundernd lange mit kindlicher Freude in ihren Kelch, wie man in ein liebes Menschenantlitz schaut, dann überreichte er sie, in Ermangelung eines bessern Geschenks, einem kleinen, ihm begegnenden Mädchen, welches, glücklich über den Schatz, mit freudestrahlendem Gesichte ihn der einige Schritte voraufgegangenen Mutter entgegenhielt.

Ueber alles liebte Leibniz die Kinder, und nicht selten hatte er deren mehrere zugleich auf seinem Zimmer, um sich mit ihnen zu unterhalten, ihnen Geschichten oder Märchen zu erzählen und kleine Geschenke zu machen. Reifte nicht in ihnen das Geschlecht einer höhern Culturstufe heran? ein besseres und gesitteteres Geschlecht als seine noch im Aberglauben und Vorurtheilen aller Art befangenen Zeitgenossen?

Bevor Leibniz in die kurfürstlichen Gemächer schritt

— er hatte zu jeder Zeit freien Zutritt bei Hofe und war, wenigstens von der Kurfürstin, stets gern gesehen — lenkte er seine Schritte in den Schloßgarten, um ein Stündchen ungesehen in seligen Erinnerungen zu schwelgen. Nachdem er eine Zeit lang, die Hände auf den Rücken gelegt und den Kopf zur Erde gesenkt, in den Heckengängen auf- und abgeschritten war, ließ er sich auf einer steinernen Treppenstufe in dem offenen Theater nieder und überließ sich seinen Träumereien, in denen die mecklenburgische Hofdame wol die Hauptrolle spielen mochte.

Seufzend erhob er sich endlich und wanderte langsam und gesenkten Hauptes dem Schlosse zu.

Er war so sehr in seine Gedankenwelt vertieft, daß er es nicht bemerkte, als plötzlich in der Nähe des Schlosses ein Mann in geistlichem Ornate ihm in den Weg trat. Dieser ergriff den Träumer bei beiden Armen und sagte: So gedankenvoll, mon cher Leibniz?

Der Angeredete richtete seine Augen empor und rief freudig überrascht aus:

Sieh da! mein lieber Molanus! Wo in aller Welt kommt Ihr her? Ich wähne Euch in Loccum, und nun tretet Ihr mir hier in Herrenhausen urplötzlich wie ein Deus ex machina in den Weg?

Ich hatte heute Vormittag Geschäfte im Consistorio. Es sind dort nämlich Beschlüsse in Betreff einiger Prediger gefaßt, die von ihren Gemeinden des Pietismus beschuldigt sind, erwiderte der Abt.

Ich bin auch kein Freund von diesen Kopfhängern, meinte Leibniz, und ich glaube, daß die Christenheit demjenigen viel verdanken würde, welcher bewirkte, daß das meiste Vergnügen mit der Frömmigkeit verbunden ist. Indessen man lasse sie doch glauben was sie wollen, man lasse sie laufen.

Man wird sie auch laufen lassen, lieber Leibniz. Doch das sind Dinge, die Euch nichts angehen. Theilt mir lieber die Ursache unsers Zusammentreffens hier in Herrenhausen mit; habe ich Euch doch nicht an der kurfürstlichen Tafel bemerkt.

Ich habe eine Promenade im Schloßgarten gemacht.

Ihr waret ja so sehr in Gedanken vertieft, daß ich Euch mit geringer Mühe hätte umrennen können. Worüber grübeltet Ihr wieder nach? Beschäftigte Euch die Theodicee?

Ich dachte an mancherlei. Es läßt sich allerdings gar nicht sagen, wie außerordentlich gedankenvoll und zerstreut ich jetzt immer bin. Da suche ich verschiedenes in den Archiven, nehme alte Papiere vor Augen

und suche ungedruckte Manuscripte zusammen, mit deren Hülfe ich für die Geschichte des Hauses Braunschweig Licht zu gewinnen hoffe. Briefe empfange ich und erwidere ich in großer Anzahl. So viel Neues aber habe ich in der Mathematik, so viele Gedanken in der Philosophie, so viele andere literarische Beobachtungen, welche ich nicht umkommen lassen möchte, daß ich oft nicht weiß, was ich zuerst thun soll und die Wahrheit des Ausrufs bei Ovid fühle: Inopem me copia fecit! Zwanzig Jahre und darüber sind es her, daß die Franzosen und Engländer meine Rechenmaschine gesehen haben — seit dieser Zeit haben Oldenburg, Huyghens und Arnaud, sie selbst und durch ihre Freunde mich aufgefordert, eine Beschreibung des künstlichen Werkes herauszugeben, was ich immer aufgeschoben habe, weil ich nur erst ein kleines Modell der Maschine hatte, hinreichend zur Demonstration für den Mechanikus, aber nicht für den Gebrauch. Jetzt ist mit Hülfe der Arbeiter, welche ich mir habe kommen lassen, die Maschine fertig geworden, bei welcher man die Multiplication bis zur Zahl zwölf führen kann. Es ist ein Jahr, seit ich so weit gekommen bin, ich habe die Arbeiter noch hier, um andere solcher Maschinen zu verfertigen, denn sie werden an mehreren Orten verlangt. Ich möchte vor allem

meine Dynamik vollenden, in welcher ich endlich die wahren Gesetze der materiellen Natur gefunden zu haben glaube, mittels deren ich über die Thätigkeit der Körper Probleme lösen kann, bei welchen die bisher bekannten Regeln nicht ausreichen. Meine Freunde, welche von der durch mich gegründeten höhern Geometrie Kenntniß haben, treiben mich, meine Wissenschaft des Unendlichen herauszugeben, welche die Fundamente meiner neuen Analysis enthält. Dazu kommen noch viele andere allgemeinere Dinge in der Erfindungskunst. Aber diese Arbeiten alle, die historischen ausgenommen, geschehen wie verstohlen, denn Ihr wißt, an den Höfen sucht und erwartet man ganz andere Dinge. Daher habe ich von Zeit zu Zeit Fragen aus dem Völkerrecht und aus dem Gebiete der Reichsfürsten, besonders meines Herrn, zu behandeln. So viel habe ich jedoch durch die Gnade meines Fürsten endlich erlangt, daß ich nach Ermessen mich der Privatprocesse enthalten kann.

Ich bewundere Euch in Euerer mannichfaltigen, vielseitigen und unausgesetzten Thätigkeit, entgegnete der Abt; ich wüßte wohl, ich müßte unter der Last solcher vielen und außerordentlich schwierigen Arbeiten, auch wenn ich ihnen gewachsen wäre, schier erliegen. Meine Berufsgeschäfte nehmen allein schon meine

ganze Kraft in Anspruch, und Ihr wißt selbst, daß ich sogar meine Lieblingsbeschäftigung, die Philosophie und Mathematik, ganz vernachlässigen muß, seit wir zusammen an dem Plane arbeiten, die beiden christlichen Religionsparteien wieder zu vereinigen. Die weitläufigen Unterhandlungen mit den Bischöfen Spinola und Bossuet, die ich zu diesem Behuf auf des Kurfürsten Befehl in Gemeinschaft mit Euch, mit meinen Collegen Calixtus und Meyer in Helmstedt sowie mit dem Hofprediger Barckhausen in Osnabrück angeknüpft habe, ferner die vielen Reisen, die ich dieserhalb unternehmen mußte — dies alles läßt mir für andere Dinge keine Zeit mehr übrig.

Beide Männer schritten langsam in einem breiten Kieswege weiter, und Leibniz warf die Frage auf: Hat der Bischof Spinola uns Protestanten keine weitern Concessionen gemacht?

O, mon cher Leibniz! der Bischof wähnt uns schon zu viel eingeräumt zu haben und wird sich wol schwerlich zu weitern Concessionen verstehen.

Die Priesterehe war gestattet, wenn ich nicht irre? fragte Leibniz weiter; der Punkt ist wesentlich.

Ja, Predigern soll die Ehe, sogar die zweite, erlaubt sein. Der katholische Theil soll sich altkatholisch und der protestantische neukatholisch nennen, und zum

Zeichen ihrer Gemeinschaft zuweilen jene bei diesen und diese bei jenen communiciren. Das Tridentinische Concil soll mit seinen Verdammungsurtheilen bis auf ein allgemeines künftiges Concil einstweilen aufgehoben und der Beurtheilung des letztern unterworfen werden, ein Punkt, den der Bischof Bossuet nicht gelten lassen wollte. Auf diesem künftigen Concil sollen die Protestanten nicht wie Angeklagte erscheinen, sondern wie Richter mit sitzen. Damit dies geschehen kann, soll der Papst sie durch eine eigene Bulle von dem Ketzernamen freisprechen, sie aber dagegen sich erklären, ihn nicht für den Antichristen zu halten, sondern für den obersten und ersten Patriarchen der Christenheit, dem das Primat, zwar nicht das der Gerichtsbarkeit, sondern das der Ordnung, nicht nach göttlichen, sondern nach menschlichen und kirchlichen Rechten zukomme. Dies alles soll noch vor dem allgemeinen Concil in einer besondern Zusammenkunft abgethan und genugsame Versicherung darüber gegeben werden.

Und ich habe nicht unterlassen, sagte Leibniz, in den höflichsten Ausdrücken, die ich finden konnte, bemerklich zu machen, daß, wenn der Erzbischof von Meaux, Monsieur Bossuet, und die Anhänger seiner Partei sich weigern, die Bedingungen gelten zu lassen, die wir beide ihnen vorgeschlagen haben, und welche

der Papst nebst der Baseler Kirchenversammlung vorher, ehe beide sich entzweiten, den mit der Kostnitzer Kirchenversammlung unzufriedenen Ständen des Königreichs Böhmen zugestanden hatte, man uns wegen der Trennung nicht mehr tadeln könne, weil nun die ganze Schuld auf sie fiele.

Wir haben wahrlich keine Mühe und kein Opfer gescheut, diese irenischen Verhandlungen zu einem befriedigenden Abschluß zu bringen, bemerkte der Abt.

Habt Ihr noch Hoffnung, daß wir zum Segen unsers Vaterlandes und der ganzen Menschheit das Ziel erreichen? fragte Leibniz.

Noch gebe ich die Hoffnung nicht auf.

Ja, wenn Johann Philipp, unser lieber Kurfürst von Mainz, noch lebte, der so sehr für diesen Plan begeistert war und bei seinem großen Einfluß die Angelegenheit mit dem außerordentlichsten Eifer betrieb, dann hätte das Gelingen unsers herrlichen Plans mehr Wahrscheinlichkeit für sich.

Gott sei es geklagt! Der vortreffliche Herr ist uns zu früh gestorben, meinte Molanus.

Freilich, fuhr Leibniz fort, bietet auch unsere große Kurfürstin Sophie alles auf, um das Ziel zu erreichen, doch — sie ist eine Frau und Protestantin!

Sie ist eine Frau, ja, aber was für eine Frau!

sagte Molanus. Ihr Einfluß dürfte doch wol größer sein, als wir muthmaßen, und wir wissen ja, wie viel Gewicht sie darauf legt und daß sie es sich gewisser-maßen zur Aufgabe ihres Lebens gemacht hat, daß das Unionswerk unter ihrer Leitung zu Stande komme.

Ganz recht, entgegnete Leibniz. Il me serait glorieux que l'union se fit pour moi! das sind ihre eigenen Worte. Auf ihre Veranlassung größtentheils kam ja auch diese Sache, zu welcher vierzehn regie-rende Fürsten ihre Bereitwilligkeit zugesagt hatten, hier in Hannover zur Berathung und sogar zum Be-schlusse, dessen Ausführung aber dennoch an dem Eigen-sinne der Spinola'schen Partei scheiterte.

In der That, sie ist eine bedeutende Frau, fuhr der andere fort, und in Religionssachen nimmt sie es mit jedem Theologen auf. Soeben noch führte sie mit mir bei Tafel ein langes religiöses Gespräch, welches allgemeine Theilnahme erregte. Ihre Argumente und Einreden zeugen nicht allein von scharfem Verstande, sondern sogar von langjährigen ernsten theologischen Studien.

Und von einer reichen Lebenserfahrung, setzte Leibniz hinzu und fragte den Freund nach dem Gegen-stande, über welchen er sich mit ihr unterhalten habe.

Ueber den Dualismus in der menschlichen Natur, antwortete Molanus; über den Naturtrieb im Kampfe mit den Gesetzen des Staats und der Moral, sowie auch über das Dasein Gottes. Meinen Beweisgrund indessen im Hinblick auf den letzten Punkt wollte sie nicht gelten lassen, sie fand ihn ungenügend.

Welcher Beweis war das?

Der Cartesianische.

Der genügt mir auch nicht.

Um Gottes willen, lieber Leibniz, saget ihr das ja nicht. Sie verlangt nämlich, Ihr sollt entscheiden und in diesem Punkte Schiedsrichter sein. Ich rechne auf Euere Freundschaft und hoffe, daß Ihr mich nicht im Stich laßt.

Leibniz lächelte und wollte eben etwas erwidern, als die Kurfürstin selbst mit der Prinzessin von Mecklenburg sammt den Hofdamen beider, Fräulein von Scheele und Fräulein von Stolzenberg, welche den beiden fürstlichen Frauen die Sommershawls nachtrugen, in den Garten traten.

Beide Männer verbeugten sich ehrfurchtsvoll.

Sieh da! unser Herr Geheimrath, rief die Kurfürstin dem Gelehrten entgegen. Ihr habt viel versäumt; wir haben bei Tafel ein sehr anziehendes religiöses Gespräch geführt!

Mein Freund hat mir bereits mitgetheilt, entgegnete Leibniz, auf den Abt zeigend, daß kurfürstliche Durchlaucht seinen Beweis für das Dasein Gottes nicht gelten lassen wollen; und mit Recht, er ist nicht stichhaltig und genügt mir auch nicht.

Sieht Er wol, Herr Abt, daß ich recht hatte, als ich die Muthmaßung aussprach, daß dieser Beweis unserm Philosophen auch nicht genügen würde? Habe ich es Ihm nicht gleich gesagt? rief Sophie triumphirend aus, indem sie sich mit der Prinzessin von Mecklenburg auf eine Gartenbank setzte und auch die beiden Herren aufforderte, sich auf einer gegenüberstehenden Bank niederzulassen.

Sie folgten der Aufforderung, während die beiden Ehrendamen auf einer dritten Bank, in der Nähe ihrer Fürstinnen, Platz nahmen.

Ihro kurfürstliche Durchlaucht, es ist noch nicht entschieden, wer recht hat, meinte der Abt, indem er sich setzte.

Eh bien! so wollen wir das für mich so interessante Thema noch einmal verhandeln, erwiderte die Kurfürstin und fuhr nach einer kleinen Pause, während welcher sie eine nahe stehende Rose abpflückte, deren Duft sie von Zeit zu Zeit einathmete, fort: Er meint also, Herr Abt, daß das Bewußtsein unserer Unvollkom-

menheit zu der Annahme eines vollkommenen Wesens berechtigt, zu dessen Vollkommenheit natürlich auch vor allen Dingen das Dasein gehört?

Diesen Gedanken hat schon Anselm von Canterbury ausgesprochen, wenn auch in anderer Form, bemerkte Leibniz.

Er behauptet ferner, ließ die Kurfürstin sich weiter vernehmen, daß die Idee eines absolut vollkommenen Wesens eine uns angeborene Idee sei. Was meint Er, Herr Geheimrath?

Ich muß die Richtigkeit dieses Satzes bezweifeln, erwiderte der Angeredete, denn wir brauchen uns nur die Völker der Erde und ihre Religionen genauer anzusehen, um sofort zu dem Resultat zu kommen, daß zum Beispiel die Fetischanbeter ihre Holz- und Steinbilder nicht für die absolut vollkommensten Wesen halten, da sie sich ja oft zu ihren Herren aufwerfen und sie selbst wieder zertrümmern, wenn sie ihre Gebete nicht erhören. Doch gesetzt selbst, sie hielten sie für die vollkommensten Wesen, so sind sie ja offenbar im Irrthum, indem wir von dem vollkommensten Wesen bekanntlich eine ganz andere Vorstellung haben.

Was sagt Er aber nun, Herr Abt? fragte Sophie. Ich habe es mir gleich gedacht, daß sich unser Freund mit diesem Beweise nicht würde einverstanden erklären.

Jeder Mensch trägt aber das Gottesbewußtsein in sich, meinte Molanus, selbst wenn er einen Klotz anbetet.

Nicht das Bewußtsein Gottes, wie die Erfahrung lehrt, erwiderte Leibniz, sondern den Glauben an die Götter, die meistentheils die Furcht geschaffen hat.

So stellt mir einen bessern Beweis auf, bat der Abt.

Beweisen läßt sich das Dasein Gottes überhaupt nicht, lautete die Antwort. Gott kann nicht gewußt, sondern nur empfunden werden; er schließt alles in Raum und Zeit in sich, was war und ist und sein wird, und nur Gottes Geist allein hat Wirklichkeit, alles andere ist nur ein Ausfluß desselben. Ich möchte sagen: Gott ist ein Ocean, von dem wir die Tropfen sind. Ihn sehen wir überall, wir brauchen ihn nicht weit und lange zu suchen. Jede herrliche Geistesblüte bringt seine Herrlichkeit zur Anschauung. Sobald wir nur Herzen und Augen geöffnet haben, daß Gottes Geist hineinleuchtet, werden wir ihn auch erkennen und uns bemühen, unsern Geist dem seinigen ähnlich zu machen. Und da wir nach diesem Ziele ohne Unterlaß ringen müssen, gibt es auch keine ausschließliche Zeit für den Dienst Gottes, nein, unser ganzes Leben soll ein immerwährender Gottesdienst sein.

Nach Euerer Behauptung sind demnach alle Dinge, die in Raum und Zeit zur Erscheinung kommen, Formen, in welchen Gottes Geist sich offenbart, versetzte Molanus.

Gewiß, erwiderte Leibniz, selbst die unvergleichlichen Kunstschöpfungen des Heidenthums sind Ausflüsse des göttlichen Geistes, der die großen Männer des Alterthums nicht minder wie die Apostel und christlichen Märtyrer beseelte.

Das ist mir aus der Seele gesprochen, sagte die Kurfürstin, denn ich kann mir unmöglich einbilden, daß Gottes Geist erst im Christenthum und durch dasselbe zu seiner vollen Erscheinung gekommen sein soll.

Durch den Götzendienst hatte sich die Menschheit von Gott entfremdet, behauptete der Abt, und erst durch die Erscheinung Christi sind wir wieder mit ihm versöhnt und ihm wieder näher gerückt.

In einer wissenschaftlichen Unterhaltung müssen wir die biblischen Anschauungen einstweilen unbeachtet lassen, lautete die Antwort des Philosophen, sintemal es noch sehr streitig ist, ob die Menschen anfänglich den einen wahren Gott oder mehrere Götter verehrten; ich wenigstens möchte der letztern Ansicht den Vorzug geben, und die Geschichte und der in ihr sich offenbarende Fortschritt zeigen es hinlänglich, daß die älteste

Menschheit noch sehr roh und thierisch lebte und handelte und erst in stufenweiser Entwickelung ein menschlicheres Leben führen lernte und dadurch zugleich Gott ähnlicher wurde.

Einen allmählichen Fortschritt räume ich ein, sagte Molanus, aber er ist erst seit dem Bestehen des Christenthums bemerklich.

Das Christenthum, meinte Leibniz, hat uns allerdings einen großen Schritt weiter gebracht, aber auch dem heidnischen Alterthum kann man bei aller Sittenlosigkeit und selbst bei allem Sybaritismus eine Vervollkommnung zum Bessern, ein Herauswachsen aus der Bestialität nicht absprechen; denn so herrliche Männer und solche Geistesproducte, wie sie die verderbtesten Zeiten Griechenlands und Roms schufen, suchen wir in den Zeiten der sogenannten republikanischen Tugend vergebens. Und was den Fortschritt im Christenthum anbelangt, so basirt dieser nach meinem Dafürhalten nicht allein auf den humanen Lehren unsers Religionsstifters, sondern auch vorzugsweise auf dem Glauben an Einen Gott, und zwar an einen liebenden, verzeihenden Gott, dem wir als unserm Vater vertrauensvoll unsere Geschicke anheimgeben und dem wir ähnlich werden sollen.

Ich möchte auch behaupten, bemerkte die Kurfürstin,

daß dieser letzte Punkt einen großen Fortschritt in sich schließt, weil die Heiden keinen Grund hatten, sich zu bemühen, ihren Göttern, die mit allen menschlichen Schwachheiten begabt waren, ähnlicher zu werden.

Mit dieser Ansicht, kurfürstliche Durchlaucht, stimme ich vollkommen überein, entgegnete Molanus, denn der wesentliche Unterschied des Heidenthums und Christenthums besteht eben darin, daß die Heiden ihre Götter zu sich herabzogen und wir uns zu unserm Gott hinaufschwingen. Nur möchte ich, um auf unsere streitige Frage wieder zurückzukommen, nicht mit meinem geehrten Freunde hier behaupten, daß das Dasein unsers Gottes sich nicht beweisen ließe, wenn ich auch den Cartesianischen Satz fallen lasse.

Ich aber bin der Meinung des Herrn Geheimraths, versetzte die Kurfürstin, daß nämlich kein einziger Beweis stichhaltig ist, sondern daß im Gegentheil das Dasein des höchsten Wesens, wie er meint, nur empfunden werden kann. Unser Wissen kann irren und irrt oft, unser Herz aber irrt so leicht nicht. In dem einen Punkte nur muß ich unserm Philosophen widersprechen, daß er nämlich das Wesen der Gottheit zu pantheistisch auffaßt. Ich kann und mag die Persönlichkeit Gottes nicht aufgeben, und — der das

Auge gemacht hat, sollte der nicht sehen? der das Ohr gemacht hat, sollte der nicht hören können?

Molanus nickte mehreremal beifällig mit dem Kopfe, und Sophie fuhr fort:

Doch da wir in der Hauptsache, über die wirkliche Existenz Gottes einig sind, wollen wir uns über solche abweichenden Anschauungsweisen in Betreff seines Wesens, die gewiß ewig bleiben werden, nicht weiter streiten. Mag jeder seinen Gott sich denken wie er will, wir wollen jedem seinen Glauben lassen und niemand verdammen, der nicht so denkt, wie wir denken. Toleranz in des Wortes weitester Bedeutung, hat mir der Herr Geheimrath einmal gesagt, muß der hauptsächlichste Grundsatz jedes wahrhaft gesitteten Menschen sein, und diesen Grundsatz habe ich auch zu dem meinigen gemacht. So wenig wir unter allen diesen Blättern im Garten zwei vollkommen sich gleichende finden können, ebenso wenig gibt es auch zwei Menschen von gleichen religiösen Anschauungsweisen. Also Toleranz! Mache auch Er, Herr Abt, in Seinem Wirkungskreise die Toleranz zu Seiner Devise.

Kurfürstliche Durchlaucht, sagte dieser, insoweit es mit meinem Gewissen übereinstimmt, werde ich mich bemühen, Dero Rath Folge zu leisten und so duldsam wie möglich zu sein, denn auch ich sehe die Un-

duldsamkeit an als den Ausfluß der höchsten Uncultur, Barbarei und Unwissenheit.

Duldsamkeit auch den halleschen Pietisten! fügte Leibniz mit halblauter Stimme hinzu, seinem Freunde leise auf die Schulter klopfend.

Ja, versetzte Sophie, der diese Worte nicht entgangen waren, Toleranz allen Religionsparteien!

Bei diesen Worten erhob sie sich mit ihren Begleiterinnen und forderte die beiden Gelehrten auf, ihr zu einer Partie Tarok zu folgen.

Sie wandte sich, langsam dem Schlosse zuschreitend, noch einmal gesprächsweise an den Abt und fragte ihn über die nächsten Schritte aus, welche er zu machen gedenke, um das Einigungswerk zwischen den beiden christlichen Religionsparteien zu Stande zu bringen.

Die Prinzessin von Mecklenburg sprach gegen Fräulein von Scheele ihre Verwunderung über die vielseitigen Kenntnisse und außerordentliche Gelehrsamkeit des Philosophen aus, und dieser selbst schritt mit zagen Schritten und klopfendem Herzen neben Fräulein von Stolzenberg her und führte sie, indem er ihr mit feinem Anstande seinen Arm reichte, die mit Orangenbäumen geschmückten Stufen zum Schloß hinauf.

Siebzehntes Kapitel.

Im Türkenkriege.

Zelten, Posten, Werdarufer
Lustige Nacht am Donauufer!
Pferde stehn im Kreis umher
Angebunden an den Pflöcken,
An den engen Sattelböcken
Hangen Carabiner schwer.

Um das Feuer auf der Erde
Vor den Hufen seiner Pferde
Liegt das östreich'sche Piket.
Auf dem Mantel liegt ein jeder,
Von den Tschakos weht die Feder,
Lieutnant würfelt und Cornet.

Freiligrath.

Die bunt aus den verschiedensten Nationen zusammengewürfelten Völker des Hauses Oesterreich sowie die Bundesgenossen aus Mittel- und Norddeutschland lagerten bereits seit einigen Wochen den Türken gegenüber mit Mann und Roß in mannichfaltigen, malerischen Gruppen an den Ufern der Theiß und rüsteten sich zu einer entscheidenden Schlacht.

Die Türken, welche Belgrad im Jahre 1688 wieder an sich gerissen hatten, hofften die ihnen ver-

loren gegangene Hauptstadt Ungarns auch wiederzuerobern, und fingen von der Festung Belgrad aus, die ihnen zum Stützpunkte diente, an, ihre zahlreichen Vorposten immer weiter gegen Norden vorzuschieben, aber die Oesterreicher über ihre wahren Absichten in Ungewißheit lassend.

Von einem gefangen genommenen Pascha preßte Eugen von Savoyen indessen das Geständniß aus, daß der anfängliche Plan, Szegedin zu erobern, von Mustapha aufgegeben und nunmehr beschlossen sei, bei Zenta über die Theiß zu setzen und das von den Truppen entblößte Oberungarn und Siebenbürgen zu überschwemmen. Schon hätten einige Reiter den Fluß zur Auskundschaft des kaiserlichen Heeres überschritten, bald werde auch der Großherr, welcher noch jenseits in seinem verschanzten Lager stehe, nachrücken.

Die Nacht vom 10. auf den 11. September des Jahres 1697 war angebrochen. Die Sterne, deren nur wenige am Himmel zu schauen waren, wurden ersetzt durch die unzähligen auf den Pusten Ungarns glimmenden Wachtfeuer, auf die der Mond mit spöttischem Gesicht hinabblickte, so oft das ihm eilig vorüberjagende Wolkenheer es gestattete. Dieses Heer eilte in den seltsamsten Gebilden in stürmischer Schnelligkeit von Westen nach Osten, als ob es sich fürchte vor

den Heerscharen da tief unten auf den schlachtdurchtobten Ebenen Pannoniens, oder vor den gespensterhaften, großen und kleinen, in einem großen Halbkreise aufgestellten Leinwandzelten, die, durch das matte Licht des Mondes und die Glut der Wachtfeuer beschienen, allerdings dazu geeignet waren, die Seele mit Grausen zu erfüllen.

Dazu kamen die den Türken Tod und Verderben drohenden Schlachtgesänge in den verschiedensten Zungen, das wüste Geschrei der Betrunkenen, das Geklapper der Würfel sowie einzelne, dumpf aus der Ferne herrollende Kanonenschüsse, die als nächtliche Todesgrüße und als ein schreckliches Memento mori die bereits in den Schlummer Gesunkenen wieder emporrafften.

Die Mitternacht war längst vorüber, als der Gesang und das wüste Getöse allmählich verstummten und selbst die wildesten Kerle ihr Haupt zum Schlummer neigten. Nur hier und dort in einem Zelte wachte noch ein frommer, unerfahrener Rekrut und dachte in Sehnsucht an die ferne Heimat und seine Lieben oder lag betend auf den Knien und erflehte Schutz und Beistand in dem voraussichtlich nahe bevorstehenden Kampfe von dem Lenker der Schlachten.

Immer stiller und stiller ward es in dem Lager,

bis endlich nur noch der aus der Ferne schallende Zuruf der einzelnen Wachtposten die nächtliche Stille unterbrach.

Die Feldherren, Offiziere und Gemeinen waren auf ihren Feldbetten und Strohlagern entschlummert, und viele von ihnen träumten den letzten Traum, denn die blutigroth über den siebenbürgischen Wäldern sich hebende Sonne weckte sie zum letzten mal.

Doch muthig und voll Vertrauen und Hoffnung blickten alle der Entscheidungsschlacht entgegen, weil Eugen, den man siebzehn Jahre später in dem bekannten herrlichen Liede als den „edeln Ritter" besang, den Oberbefehl hatte.

Bis dahin war der Kurfürst von Sachsen der Oberbefehlshaber der kaiserlichen Armee gewesen, doch zum Glück für die christlichen Waffen wurde er um diese Zeit auf den polnischen Königsthron berufen. Dieser Feldzug würde sonst ohne Zweifel einen ebenso unglücklichen Ausgang genommen haben wie die beiden früher von ihm geleiteten. Gern hätte der Kaiser ihn schon eher durch einen tüchtigen Feldherrn ersetzt, wenn man die sächsischen Truppen hätte entbehren können. Doch diesem Umstande allein hatte der Kurfürst es zu danken, daß er den Feldherrnstab so lange geführt hatte. Seine Berufung auf den

erledigten Thron von Polen wurde von dem ganzen Heere, selbst von seinen eigenen Truppen mit Jubel begrüßt, denn man wußte, daß nur Starhemberg oder Eugen, der bis dahin sein Unterfeldherr gewesen war, sein Nachfolger werden könne.

Die Wahl des Kaisers fiel auf den dreiunddreißigjährigen Eugen, den Liebling des ganzen Heeres, der von diesem Augenblick an das Geschick Oesterreichs, ja das der ganzen europäischen Christenheit in Händen hatte.

Als eben der Morgen graute, ward es, noch ehe die Trommeln anfingen zu wirbeln, schon wieder lebendig im Lager; die Reiter fütterten und striegelten ihre Pferde und prüften die Schneide ihres Schwertes; die Musketiere putzten ihre Musketen und sahen nach, ob das Pulver von den Radschlössern nicht verschüttet oder durch den nächtlichen Thau unbrauchbar geworden war. Auch befestigten sie ihre ledernen Kuppeln über die Achseln. An der einen hing das Schwert, an der andern die für jeden Schuß abgemessenen Pulvervorräthe in pennalähnlichen, langen, hölzernen Behältern. Marketenderinnen eilten von Zelt zu Zelt und boten den zahlungsfähigen Mannschaften ihr warmes Ingwerbier feil und waren genöthigt, manches Scherzwort oder schlechten Witz mit in den Kauf zu nehmen.

Hier wurde gejubelt und gelacht, gesungen und getrunken, dort vor einem Zelte stand, an den Bug seines Rosses gelehnt, ein alter ungarischer Reitersmann, dessen schartiger Degen sich gar oft schon mit den Damascenerklingen der Muselmanen gekreuzt hatte, und brummte einen Fluch durch seinen pechschwarzen, gekräuselten Bart gegen die Türkenhunde, indem er einen finstern Blick auf ihr in weiter Ferne schimmerndes Lager gleiten ließ. In seiner Nähe waren mehrere sächsische Kameraden beschäftigt, ihre Pferde zu tränken. Einer von ihnen stimmte leise einen Choral an:

Ach bleib mit deiner Gnade
Bei uns Herr Jesus Christ,
Daß uns hinfort nicht schade
Des bösen Feindes List.

Bald stimmten sie alle mit ein und sangen in Gemeinschaft das Lied zu Ende. Als sie geendigt hatten, erscholl aus einer entferntern Gruppe, meistentheils braunschweig-lüneburgischer Soldaten, das Lutherlied: „Ein' feste Burg ist unser Gott.“ Zu gleicher Zeit hörte man von einer andern Seite des brandenburgischen Lagers her das kräftige Soldatenlied Weckherlin's, welches also beginnt:

Frisch auf, ihr tapfern Soldaten,
Ihr, die ihr noch mit deutschem Blut,
Ihr, die ihr noch mit frischem Muth
Belebet, suchet große Thaten!
Ihr Landsleut', ihr Landsknecht', frisch auf!
Das Land, die Freiheit sich verlieret,
Wenn ihr nicht muthig schlaget drauf
Und überwindend triumphiret.

Um sich in dem nahe bevorstehenden Kampfe gegen Hieb und Stich und Schuß festzumachen, waren mehrere Musketiere damit beschäftigt, ihre Passauer Zettel, die sie in der Heimat von Wunderdoctoren, Wahrsagern und Wahrsagerinnen für Geld und gute Worte erstanden hatten, unter dem sackartigen Ueberwurf auf ihrem Herzen zu befestigen. Wer aber nicht so glücklich war, einen solchen Zettel zu besitzen, der beschmierte die Schneide seines Schwertes mit etwas Ohrenschmalz. Es war dies allerdings kein vollständiger Ersatz für die vortrefflichen Passauer, indem es nicht absolut festmachte, aber es hatte doch die Wirkung, die Kraft des Gegners zu lähmen und die Schneide seines Schwertes unschädlich zu machen. Daß überdies beim Heraustreten aus dem Zelte niemand es versäumt hatte, mit dem rechten Fuße zuerst zuzutreten, verstand sich von selbst.

Andere wieder, denen das seltsame Glück zu Theil geworden war, eine Kugel zu besitzen, mit welcher

bereits einmal ein Mensch erschossen worden, hielten sich für „fest“ genug, um alle andern Mittel unberücksichtigt lassen zu dürfen.

Ebenso sicher fühlten sich auch diejenigen, welche im Besitz eines mansfeldischen sogenannten Sanct-Georgenthalers waren, auf welchem der Drachentödter, mit der Ueberschrift: „Bei Gott ist Rath und That“, abgebildet war.

Wer gar keine Schutzmittel gegen feindliche Geschosse hatte, suchte von guten Freunden, die deren mehrere besaßen, noch das eine oder andere zu erbetteln oder für schweres Geld zu erhandeln, denn es war die höchste Zeit, sich zu sichern, weil die Offiziere hatten verlauten lassen, daß man vielleicht noch an diesem selben Tage einer entscheidenden Schlacht entgegensehen müsse. Und so war es in der That.

Kaum hatten die christlichen Truppen ihren Morgentrunk und Imbiß genossen, als sie Befehl erhielten, in Doppelmärschen dem Feinde entgegenzurücken. Eugen selbst stürmte mit dem größten Theile seiner Reiterei vorauf, um das türkische Heer und das Schlachtfeld genau zu überblicken.

Es schien außer allem Zweifel, daß die Ungläubigen mit ihrer ganzen Macht aufgebrochen waren,

um den Uebergang über die Theiß zu bewerkstelligen. Die Größe des türkischen Heeres einigermaßen kennend, welches hundertundvierzigtausend Mann stark war, und den Feuereifer des jungen Savoyarden, der nur über fünfundvierzigtausend Mann verfügen konnte, in Betracht ziehend, schickte das wiener Cabinet, welches einen Zusammenstoß beider Heere fürchtete, am Morgen dieses verhängnißvollen Tages dem schlachtenfrohen Feldherrn eine Depesche mit dem ernsten hofkriegsräthlichen Befehl: sich mit den Türken auf keinen Fall in ein Treffen einzulassen, indem bei etwaigem ungünstigen Ausgange keine Mittel vorhanden wären, die geschlagene Armee zu ersetzen. Eugen handelte, wie er angesichts des übermächtigen Feindes handeln mußte; ohne eine Miene zu verziehen oder seine Gesichtsfarbe zu ändern, steckte er ruhig den Befehl in die Tasche, keinem Menschen eine Silbe von dem Inhalt anvertrauend. Als ob er den gleichgültigsten Brief von der Welt bekommen hätte, fuhr er mit seinen Anordnungen zum Angriff fort.

Eine doppelte Verschanzung lief in Gestalt eines Halbmonds an dem Ufer der Theiß herum, in der Mitte eine Schiffbrücke. Der Sultan, durch den unverhofften Anmarsch des christlichen Heeres außer aller Fassung, ging mit einem Theile seiner

Truppen sogleich über die Brücke, mit dem größten Theile blieb der Großvezier in den Verschanzungen. Mustapha gebot ihm, die Christen zu schlagen, wenn ihm sein Leben lieb sei. Eugen rückte heran, sobald das Heer ihn eingeholt hatte. Mit Pauken und Trompeten und unter Trommelwirbel ging's dem Feinde entgegen. Die Adjutanten jagten hierhin und dorthin und übermittelten den verschiedenen Heerführern ihre Befehle. Musketiere, Reiter und „Artollerie" — alles stand durch Eugen's Umsicht in ungewohnter Raschheit in Schlachtordnung da, und unmittelbar darauf begann der Sturm. Jeder merkte sogleich, daß ein anderer Geist den Heereskörper beseele, ein Bewußtsein, welches, ungeachtet der großen Ueberzahl des Feindes, die Herzen der Krieger bis zu den Marketendern und Marketenderinnen hinab mit Muth und Zuversicht erfüllte. Unter Eugen's Führung hielten sich die Soldaten unüberwindlich und den Sieg an ihre Fahnen gekettet. Mit Entschlossenheit und Todesverachtung schauten sie auf die buntfarbigen Truppen des Halbmonds, die sich auch bald mit den vordersten Reihen des linken kaiserlichen Flügels, welcher von dem Prinzen Vaudemont geführt wurde, im Handgemenge sahen. Der erste Anprall der Türken war aber so heftig, daß Vaudemont zurückwich. Nicht

ohne einige Mühe konnte Eugen die Schlachtordnung wiederherstellen.

Mittlerweile war die fünfte Stunde des Nachmittags angebrochen.

Es war die Absicht des Prinzen Eugen, die Türken, welche, wie wir gesehen haben, vermittelst einer Schiffbrücke zum großen Theil den Strom schon überschritten hatten, von allen Seiten einzuschließen und in die Fluten der Theiß zurückzudrängen. Während er nun den rechten Flügel seines Heeres auszudehnen suchte, gab er den im Vordertreffen desselben stehenden Norddeutschen, die den ersten und gewaltigsten Angriff der Türken zu ertragen hatten und die, wie er aus Erfahrung wußte, ausdauernd wie Mauern standen, den klugen und vorsichtigen General Caprara zum Anführer, während der unbeugsame Sigbert Heißler mit einer auserlesenen Reiterschar unterstützend ihm zur Seite stand.

Endlich waren beide Heere in ihrer Gesammtmacht sich so nahe gerückt, daß alle Waffengattungen zu gleicher Zeit theil am Kampfe nehmen konnten.

Hei! wie krachten die Kanonen und Böller! wie bebte der Erdboden unter den Hufschlägen der mitten in die Reihen der Feinde jagenden Rosse! Die Standarten flatterten lustig im Abendwinde, geküßt

von den Strahlen der sinkenden Sonne, und der Halbmond mit seinen flatternden Pferdeschweifen bewegte und neigte sich nach Westen, ob zur freudigen Begrüßung der Grenzmarken der Christenheit oder zum ewigen Abschiedsgruße — das sollte die nächste Zukunft zeigen.

Die Türken thaten anfangs ihre Schuldigkeit, und mancher christliche Soldat mit der Todeswunde in der Brust sah zu spät ein, daß seine gefeiten Waffen und Amulete ihm keinen Schutz gewährt hatten. Doch die Schuld solcher Enttäuschung maßen sie niemals ihren Geheimmitteln, sondern stets sich selbst zu, indem sie meinten, in der Anwendung derselben irgendein kleines Versehen gemacht, oder aber die Gottheit durch Unglauben oder Sünden beleidigt zu haben.

So ist der Mensch! Noch in der Todesstunde hält er fest an seinem Wahne!

Die Türken hatten die Ausdehnung des christlichen Heeres benutzt, um den Versuch zu machen, den Mittelpunkt desselben zu durchbrechen. Mit der größten Todesverachtung, die größtentheils durch religiösen Wahn erzeugt und genährt wurde, stürzten sie sich, tapfer kämpfend, in die feindlichen Reihen, doch viele von ihnen sanken sofort mit blutigen Häuptern taumelnd zurück in das Heidekraut. Die Kanonen-

kugeln rissen auf beiden Seiten entsetzliche Lücken, doch war die Kampfeslust der Christen an diesem Tage so groß, daß sie auch ohne ihre Artillerie den Sieg erkämpft hätten.

Es gelang den Ungläubigen nicht, den Mittelpunkt des Feindes zu durchbrechen, weil jeder einzelne Krieger seine Schuldigkeit that; auch die einzelnen Waffengattungen wetteiferten miteinander zur Erringung des Sieges: Reiter und Kanoniere, Musketiere und Granatenwerfer, welche letztern, den Zündfaden in der Linken und die Granatenkugel in der Rechten, sich oft inmitten des heftigsten Kugelregens den dichtesten Türkenhaufen als Zielscheibe ihrer gefährlichen Geschosse ausersahen und immer von neuem wieder in ihre Ledertasche griffen und die gehöhlten, Verderben speienden Eisenkugeln mit einer Kaltblütigkeit fortschleuderten, als schöben sie Holzkugeln auf einer deutschen Kegelbahn.

Dem Späherblicke Eugen's, der auf allen Punkten des Gemetzels zugleich gegenwärtig und thätig zu sein schien, entging nicht der geringste Umstand, der ihm zum Vortheil oder Schaden gereichen konnte.

Eine ziemlich starke Abtheilung von Musketieren, die auf der rechten Seite den ersten Angriff der Türken zurückgewiesen hatte, hielt unthätig an einem

hügelartigen Abhange als Bedeckung einiger Feuerschlünde und war unschlüssig, da ihr Führer soeben durch einen feindlichen Schuß niedergestreckt worden war, und da die Wegnahme der Kanonen durchaus nicht zu befürchten stand, ob sie sich ihren kämpfenden Kameraden wieder anschließen sollte oder nicht.

Als sie noch untereinander beriethen, kam, von Eugen abgeschickt, die „Türkengeisel" Heißler, Graf von Heitersheim, der sich vom Gemeinen zum Feldmarschall aufgeschwungen hatte, auf einem braunen Türkenfuchs dahergaloppirt und forderte das jubelnde Fähnlein auf, ihm in das Schlachtgetümmel zu folgen.

Es lebe unser Feldmarschall! riefen die Niedersachsen und kamen gerade zur rechten Zeit, um durch ihre frischen Kräfte die schwankende Wagschale des Kampfes zum Sinken zu bringen. Allah! il Allah! schrien die Turbanträger und fühlten im letzten Ringen ihre Kraft immermehr schwinden.

Eugen hatte seit kurzem sämmtliches Geschütz auf die Schiffbrücke richten lassen, und der Zufall kam seiner Absicht, dieselbe zu zertrümmern, vortrefflich zu statten. Das zahlreiche Schlacht- und Zugvieh der Türken nämlich, welches die Troßbuben, in der Voraussetzung des sichern Sieges, durch den Fluß trieben, um dasselbe an das jenseitige Ufer zu schaffen,

wurde inmitten des Wassers durch das Getöse der Schlacht wild und drängte sich der Brücke zu, die sich nun vollends trennte und den Türken, die schon auf allen Seiten anfingen zu weichen, den Rückzug und einzig möglichen Rettungsweg abschnitt.

Als der Großvezier dies sah, trieb er mit dem Degen in der Faust die Truppen wieder vorwärts gegen die äußere von den Kaiserlichen bereits eroberte Verschanzung — aber vergebens! Sie kündigten ihm nicht nur den Gehorsam, sondern stießen ihn sogar nieder, ein Schicksal, welches die Mehrzahl der Bassen mit ihm theilen mußte.

Von seinen Getreuen umgeben hieb sich „die Türkengeißel“ eigenhändig Bahn durch die dichtesten Massen und war mit Hülfe seines Rosses in der Kampfeslust so weit vorgedrungen, daß seine Musketiere ihm nicht so schnell zu folgen vermochten und er sich plötzlich mitten in das Knäuel der fliehenden Feinde, deren Masse, einer Lavine gleich, immermehr anschwoll, verwickelt sah. Mehr als zwanzig Schwerter waren auf ihn gezückt, doch tapfer hieb er um sich und gab dem Rufe, sich zu ergeben, kein Gehör.

Eben stürzte sein prächtiger Türkenfuchs durchbohrt zusammen — da erschienen rechts und links, mit den Kolben auf die Turbanträger niederschmet-

ternd, seine Musketiere in geschlossener Heeressäule, und er war gerettet!

Das habt ihr gut gemacht, ihr braven Jungen! rief er und drückte einem jungen Krieger, der sich besonders hervorgethan und als sein eigentlicher Lebensretter gelten konnte, weil er einen Türken, der gerade im Begriff stand, den Todesstreich nach dem Feldmarschall zu führen, todt niedergestreckt hatte, zum Danke warm und herzlich die Hand.

Wie heißt du?

Bruckmann!

Also Corporal Bruckmann!

Gemeiner, Herr Feldmarschall!

Feldweibel Bruckmann! — ich werde deinen Namen nicht vergessen und will mit deinem Obersten Rücksprache nehmen. — Doch nun wieder vorwärts, ihr Burschen! Seht ihr dort vor den letzten Gärten den Prinzen von Savoyen, wie er die Türkenhunde in die Theiß hetzt? Vorwärts, uns mit ihm zu vereinen!

Und im Sturmschritt drängten die Musketiere die Muselmanen wieder vor sich her, deren ganzes Heer nunmehr in völliger Auflösung begriffen war und das Heil nur noch in der schnellsten Flucht und im Schwimmen finden konnte. Niemand befahl, niemand stritt mehr, und jeder dachte nur auf seine eigene

Rettung. Da die Sieger selbst den ersten Anführern keine Gnade zu Theil werden ließen, welche ungeheuere Summen für ihr Leben boten, so warf sich die Mehrzahl der Türken in den Strom, in der schwachen Hoffnung, das jenseitige Ufer zu erreichen.

Es war zehn Uhr nachts, als die Schlacht, die fünf Stunden gewüthet hatte, beendigt war. Zweiundzwanzigtausend Türken lagen todt in und außerhalb der Verschanzungen; mehr als zehntausend fanden ihren Tod in den Wellen, die vom Blute geröthet waren. Man konnte über die Türkenleichen, wie über einen Damm, trockenen Fußes von einem Ufer zum andern schreiten.

Die ganze muselmanische Artillerie und Bagage, achttausend Wagen und sechstausend beladene Kameele sowie auch die Kriegskasse, ungeheuerer Mund- und Kriegsvorrath wurden erobert.

Eugen behielt von der unermeßlichen Beute nichts für sich als das Siegel der Hohen Pforte, welches der erschlagene Großvezier am Halse trug, und das Gezelt des Großherrn. Dieser, der in seinem Uebermuthe, ähnlich wie die Perser vor der Marathonischen Schlacht, viele Wagen voll Ketten mit sich geführt hatte, um die gefangenen Christen damit zu fesseln, war am jenseitigen Ufer, fluchend, weinend,

Haupt- und Barthaare ausraufend, Zeuge von der entsetzlichen Niederlage seiner Truppen. Seinen Schmuck sowie auch seine prächtigen Waffen von sich werfend, floh er in der Kleidung eines gemeinen Janitscharen nach Adrianopel. — —

Was seh' ich? zu Fuß, Herr Feldmarschall? so rief etwa zwanzig Minuten später Eugen dem mit seiner tapfern Colonne heranrückenden Feldmarschall zu. Die Türkengeisel ohne Roß?

Die Hunde haben es mir im Kampfgewühl niedergestoßen, Prinz, lautete die Antwort Heißler's, und ich hätte dasselbe Schicksal gehabt, wenn mich diese tapfern Burschen nicht herausgehauen hätten. Ich empfehle sie Euerer Huld; insbesondere aber jenen blutjungen Burschen da, den ich als den eigentlichen Retter meines Lebens auf der Stelle zum Feldweibel creirt habe.

Tritt näher, mein Sohn! rief Eugen.

Erschrocken, aber doch voll Hochgefühl, trat Franz vor, salutirte und wagte kaum seine Blicke emporzuschlagen, so neugierig er auch war, den Helden des Jahrhunderts genauer kennen zu lernen. Doch endlich faßte er sich Muth und richtete seine Augen empor. Ja, das war der Prinz, der Mann mit dem kalten Kopfe und dem warmen Herzen, das sah er sogleich

an der ganzen Haltung, an den lebhaften, schönen Augen, an dem langen, bartlosen Gesichte, an seiner langen und dabei doch etwas aufgestutzten Nase und der kurzen Oberlippe! Gerade so hatte Franz sich ihn von den alten Kriegern schildern lassen! Er hätte ihn auch schon an seinem einfachen, kapuzinerfarbenen Ueberrocke mit messingenen Knöpfen erkannt, welcher die Veranlassung geworden war, daß man dem Helden den Spitznamen „der kleine Kapuziner“ gegeben hatte. Dies Kapuzinerlein wird den Türken wol nicht viel Haare aus dem Barte raufen! hatten die alten Eisenfresser in Wien gesagt, die auf seine Oberbefehlshaberschaft neidisch waren. Doch hatten sich die Herren gewaltig in ihm getäuscht!

Dir also habe ich die Erhaltung des Grafen von Heitersheim zu verdanken? so redete Eugen den Musketier an.

Ich that nur meine Schuldigkeit, mein Prinz.

Die Türkengeisel ist mir mehr werth als ein halbes Heer! Du bist für deine That zu gering belohnt; ich ernenne dich hiermit zum Offizier und wünsche dich fortan in meiner Nähe zu behalten. Kannst du schreiben?

Ja, ich bin Schreiber gewesen.

Gut, morgen früh neun Uhr meldest du dich bei mir!

Franz wollte einige Worte des Dankes stammeln, aber der Prinz, an dessen Seite Starhemberg hielt, hob in diesem Augenblick an, den Kriegern wegen ihres Verhaltens einige Lobeserhebungeu zu sagen, und forderte sie dann auf, in der Verfolgung des Feindes fortzufahren und ihrem Führer einen neuen Türkenfuchs zu erobern.

Den hole ich mir selbst, Prinz! erwiderte die Türkengeisel, verabschiedete sich dann mit flüchtigem Gruße von Eugen und feuerte seine Musketiere aufs neue an, den flüchtigen Turbanträgern, deren Macht von diesem Tage an in Europa für immer gebrochen war, nachzusetzen. Es entgingen diesem gräßlichen Blutbade auch nur einzelne zerstreute Fähnlein, die die Trauerbotschaft ihrer gänzlichen Niederlage bei Zenta in ihre Heimat tragen konnten.

Achtzehntes Kapitel.

Trennungen.

Du wandelst auf des Glückes Sonnenbahnen,
Auf jenen Höhen, die zum Himmel ragen,
Durft' ich um Liebe dich, du Stolze, mahnen,
Sollt' ich auch hier mich beugen und entsagen?
Nein, Ritter bin ich in dem Heer der Geister,
Und Ahnen sind mir alle großen Meister,
Entbehret nicht mein Stammbaum jedes Tadels?
Albert Träger.

Solange die Prinzessin von Mecklenburg und ihre Ehrendame, Fräulein von Stolzenberg, in Herrenhausen weilten, war Leibniz fast täglich dort gewesen und hatte jede Gelegenheit benutzt, sich mit der liebenswürdigen Dame zu unterhalten. Seine Neigung zu ihr wuchs mit jedem Tage, und soviel er merken konnte, war auch er ihr nicht gleichgültig; wenigstens lauschte sie gern seiner Unterhaltung, obschon er, wie er sich selbst gestehen mußte, körperlich nicht viel Anziehendes für den weiblichen Geschmack besaß.

Aus seiner rabenschwarzen, langen Perrüke schaute allerdings ein wohlgebildetes, gutmüthiges Gesicht mit geistvollen bräunlichen Augen, seine Schultern waren breit und deuteten auf eine gute, gesunde Brust, aber seine Beine standen eigentlich nicht im Verhältniß zu dem Oberkörper, sie waren dünn und etwas krumm.

Doch die wahre Liebe übersieht solche kleine Unvollkommenheiten, und Leibniz hatte wol noch niemals an die Möglichkeit gedacht, daß dies ein Hinderniß der Gegenliebe sein könne.

Wie wenig kannte der harmlose Gelehrte die weiblichen Herzen, die in den meisten Fällen die körperliche Schönheit der geistigen vorziehen!

Wenn er sich mit der jungen Mecklenburgerin verglich, so fand er, daß seine funfzig Jahre in einem ganz richtigen Verhältniß zu ihren fünf- oder sechsundzwanzig standen und daß seine Bedeutung an den Höfen von Hannover, Berlin und Wien und in der Gelehrtenrepublik sowie auch sein Geheimrathstitel den Werth ihres alten Adels wol aufwiegen möchten, sodaß er in dem Vorhaben immermehr befestigt wurde, seinem Junggesellenstande Valet zu sagen und ernstlich um die Hand des so innig geliebten Wesens anzuhalten.

Eines Tages, als er, durch den Zufall begünstigt,

mehrere Stunden ungestört sich mit ihr unterhielt, wagte er es, ihr die Gefühle seines Herzens zu offenbaren und sie zu bitten, den Bund fürs Leben mit ihm zu schließen.

Sie schien bei diesen Worten nicht sehr überrascht, denn keine Miene ihres Antlitzes verrieth eine innere Erregtheit, sodaß Leibniz, den diese Entdeckung — er wußte nicht warum — recht unangenehm berührte, fast zu der Ueberzeugung kam, sie habe eine solche Erklärung längst von ihm erwartet.

Sie schaute nicht einmal zu dem ihr zur Seite stehenden Leibniz auf, sondern fuhr fort, mit einem Affen auf ihrem Schose zu spielen, den sie streichelte, mit Zucker fütterte und mit Liebkosungen überhäufte. Dieses Thier schien mehr ihre Theilnahme in Anspruch zu nehmen als der Mann, welcher ihr das Geständniß seiner Liebe ablegte und für den sie keinen Blick der Hoffnung und kein Wort der Ermuthigung hatte.

Nach einer längern, für Leibniz recht peinlichen Pause, während welcher sie den Affen durch allerlei kleine Neckereien böse zu machen suchte, erhob sie sich von ihrem Sitze und sagte: Ich will es mir überlegen, Herr Geheimrath!

Mit diesen Worten verließ sie mit einem Knicks das

Zimmer, ihren Affen an einer rothseidenen Schnur neben sich herführend.

Ich will es mir überlegen!

Diese Worte waren ein Donnerschlag für Leibniz. Er hätte eher den Untergang der Welt erwartet als diese Antwort von der Dame, die durch ihre Liebenswürdigkeit und ihr freundliches Entgegenkommen sein ganzes Herz gefesselt und ihn zu solchem Antrage berechtigt und ermuthigt hatte.

Er wußte nicht, wie ihm geschehen war; ein kalter Schauer durchrieselte ihn und machte sein im höchsten Erdenglück glühendes Herz erstarren.

Der Stern der Liebe war für immer erloschen. Leibniz war bitter, bitter getäuscht, und vergebens suchte er nach einer Ursache der scheinbaren Umwandelung dieses weiblichen Herzens.

Hätte er etwas mehr Menschenkenntniß gehabt, dann würde er bald den Schlüssel zur Lösung dieses psychologischen Räthsels gefunden haben.

Es war der Dame schmeichelhaft gewesen, sich von dem Geheimrath Leibniz, dem berühmten und gefeierten Gelehrten, bevorzugt, ja geliebt zu sehen. Sie fühlte sich doppelt geehrt, weil sie dadurch in der Achtung der übrigen Hofdamen steigen und deren Neid erregen zu können hoffen durfte; als der Liebende

aber den von ihr vorausgesehenen Schritt wagte, ihr seine Hand anzubieten, da fühlte sich ihr Adelsstolz verletzt oder sie redete es sich ein und that so als ob er verletzt sei, und hatte nun die Gelegenheit in Händen, einen vollständigen Triumph über ihn zu feiern.

Einige Jahre später, als Leibniz in den Freiherrenstand erhoben wurde, oder wenn dies auch nicht geschehen wäre, hätte sie ihm wahrscheinlich eine andere Antwort gegeben und mit seiner Liebe keinen Scherz getrieben. Sie reiste bald darauf mit der Prinzessin von Mecklenburg in ihre Heimat zurück. Leibniz sah sie niemals im Leben wieder, hörte aber in seinen letzten Lebensjahren, daß sie, da kein zweiter Liebhaber sich für sie gefunden, unvermählt geblieben sei und noch immer mit großer Vorliebe an ihren Aufenthalt in Herrenhausen denke und in der Erinnerung an die dort mit Leibniz verlebten Stunden ihr höchstes Glück finde.

In großer Aufregung verließ er damals Herrenhausen und kehrte zur Stadt zurück, fest entschlossen, außer der Wissenschaft fortan keiner andern Liebe Eingang in sein Herz zu gestatten und dieser Geliebten bis an das Ende seines Lebens in steter Treue allein anzugehören.

Ihr gab er sich denn auch fortan wieder mit vol-

ler Seele hin und suchte und fand Beruhigung und Glück in ihr. In seiner ersten Aufregung indessen fühlte er sich noch nicht wieder zum Arbeiten aufgelegt. Er schritt daher nach seiner Rückkehr von Herrenhausen unverzüglich an seiner Wohnung vorbei, dem Aegidienthore zu, um einige Zerstreuung bei seinen Seidenraupen zu suchen.

Als er in den Garten trat, wurde er daselbst von einem alten Mann begrüßt, der seit einiger Zeit in seinen Diensten als Gärtner und Verpfleger der Seidenraupen stand.

Was macht unsere kleine Armee? fragte Leibniz.

Sie ist ebenso gefräßig, Herr Geheimrath, wie unsere große Armee im Dreißigjährigen Kriege, nur mit dem Unterschiede, daß wir zuweilen nichts zu beißen hatten und schlecht verpflegt wurden, während unsern Seidenraupen bei guter Pflege die Nahrungsmittel niemals knapp werden, lautete die Antwort.

Leibniz öffnete die Thür des Sommerhäuschens und blickte wohlgefällig auf das mit großem Geräusch an den Maulbeerblättern nagende Gewürm. Der Alte folgte ihm nach, stützte sich auf seinen Spaten und fuhr fort, indem er seine kurze Thonpfeife ausklopfte:

Der Herr Geheimrath werden wol keine Seide dabei spinnen.

Er weiß ja, daß ich sie nur zu meinem Vergnügen habe, entgegnete Leibniz.

Nun ja, meinte der Alte, jeder Mensch will sein Vergnügen haben. Das meinige besteht darin, daß ich täglich meinen kleinen Schnaps trinke, zuweilen, wenn die Gelegenheit es mit sich bringt, auch mehrere, wie vor acht Tagen auf meiner Hochzeit. Potz Pappenheim und Wallenstein! was war das für ein lustiger Tag! Der Herr Geheimrath hätten auch dabei sein müssen, an Kurzweil hätte es nicht gefehlt. Hätt's aber mein Leben nicht geglaubt, daß ich mich noch auf meine alten Tage in die Fesseln der Ehe hätte schmieden lassen.

Wie gefällt es Ihm denn im Ehestande, Krachwedel?

Besser als ich gedacht habe. Ich rathe dem Herrn Geheimrath auch, sich eine Frau zu nehmen; man sieht das Leben dann von einer ganz andern Seite an, man wird verständiger, häuslicher, man weiß dann, wo man zu Haus gehört, und man ist gern im Hause, weil man seine nöthige Pflege hat.

Leibniz schmunzelte und fragte weiter, ob Franz es schon wisse, daß seine Mutter wieder verheirathet sei.

Woher sollte der's wissen? meinte Krachwedel. Franz ist im Türkenkriege, und mit dem Schreiben

ist es so eine Sache. Ich kann nicht schreiben und seine Mutter auch nicht; freilich hat mein Freund, der Pater Bernhardus, der jeden Abend zu mir kommt und bei einem Gläschen mit mir von alten Zeiten plaudert, sich erboten, meinen Stiefsohn von der Verheirathung seiner Mutter zu benachrichtigen, aber wohin soll er das Schreiben richten, das übrigens, selbst wenn wir wüßten, in welchem Orte und Regimente der Junge sich aufhält, ihn bei diesen unruhigen Zeiten nicht erreichen würde. Endlich, Herr Geheimrath, scheue ich auch für solchen Brief die Kosten. Ich kann das Geld besser gebrauchen, ich kaufe mir lieber einen Schnaps dafür, den ich auf das Wohl meines Stiefsohns trinke.

Würde Franz es billigen, daß seine Mutter sich wieder verheirathet hat?

Franz? — Herr Geheimrath, wenn Franz wüßte, daß seine Mutter mit mir verheirathet ist, dann fehlte ihm zu seinem Glück nichts mehr. Franz hat mich schon immer als seinen Vater betrachtet und geliebt, ich war sein bester Freund und habe ihn, sozusagen, erzogen und in der Schule des Lebens herangebildet, sodaß er ein brauchbarer und tüchtiger Mensch geworden ist.

Allerdings, wenn Er sein Lehrmeister war, Krach-

webel, dann wundert es mich nicht, daß Franz die Feder mit dem Schwerte vertauscht hat, erwiderte Leibniz lächelnd und schickte sich an, den Heimweg anzutreten.

In demselben Augenblick trat sein um einige Jahre jüngerer Freund Eckhard in den Garten. Beide drückten sich grüßend die Hand und schritten in eifriger Unterhaltung unter den Maulbeerbäumen des Gartens langsam auf und ab.

Es ist in Wahrheit nicht mehr mit dem Wilhelm Dininger auszuhalten, fuhr Leibniz im Laufe des Gesprächs fort. Seitdem der Franz fort ist, wird er mit jedem Tage träger und zum Abschreiben untauglicher. Er scheint plötzlich alle Lust dazu verloren zu haben, und Ermahnungen und vernünftige Vorstellungen sind in den Wind gesprochen und fruchtlos. Er bildet sich ein, es stecke ein großer Künstler in ihm, und dieser Gedanke macht ihn stolz, übermüthig und unleidlich. So oft er sich unbeachtet weiß, legt er seine Scripturen beiseite, malt Bilder, mischt Farben oder vertändelt auf andere Weise seine Zeit. Wäre er von vornherein bei der Malerei geblieben, wie ich es wünschte, so hätte vielleicht etwas Tüchtiges aus ihm werden können, denn seine Lehrmeister auf der Akademie stellten ihm ein günstiges Prognostikon,

lobten seine geniale Auffassungsgabe sowie auch die Sicherheit, mit der er die Contouren zu seinen Gemälden entwarf.

Auf der Akademie also war er bereits? fragte Eckhard.

Ja, ich habe ihn zwei Jahre dort unterhalten, und ich brachte das Opfer gern, weil ich sah, daß er Anlagen hatte. Mit einem male aber verlor er die Lust zur Malerei, wurde nachlässig und machte seinen Lehrmeistern so viel Aerger, daß sie mich aufforderten, ihn für ein Handwerk ausbilden zu lassen, weil er für die Kunst untauglich geworden sei. Ich hatte damals gerade einen Schreiber nöthig und nahm ihn als solchen zu mir. Doch wie gesagt, seit der Franz fort ist, scheint er wie umgewandelt zu sein, vernachlässigt er die Schreibereien und fängt wieder an zu malen. Mag er jetzt selbst sehen, wie er sich in der Welt weiter hilft, ich will mich nicht mehr um ihn kümmern und würde ihn schon längst entlassen haben, wenn ich einen passenden Ersatz für ihn gehabt hätte. Ich bedarf jetzt um so mehr eines fleißigen Menschen, da die Arbeiten sich von Tag zu Tag häufen. Es würde mir besonders lieb sein, wenn der junge Mann, von dem Ihr mir sagt, auch des Rechnens kundig und fähig wäre, meine mathematischen Arbeiten ohne Fehler zu copiren. Wie heißt er?

Rafael, erwiderte Eckhard; 's ist ein Israelit.

Um so besser, die Israeliten sind gewöhnlich helle Köpfe. Wo habt Ihr ihn kennen gelernt?

Er ist mein unmittelbarer Nachbar auf der Neustadt. Nach seiner Aussage ist die Mathematik sein Lieblingsfach, und wenn ich mich nicht sehr in ihm täusche, scheint er auch ein guter braver Bursche zu sein, der den besten Willen hat, sich weiter fortzubilden, sein Brot ehrlich zu verdienen und seine alten Aeltern zu unterstützen.

Das allein würde hinreichen, ihn bei mir aufzunehmen.

Ich glaube aus voller Ueberzeugung ihn recommandiren zu können.

Gut, so heißt ihn morgen zu mir kommen.

Mit diesen Worten trat Leibniz mit seinem Freunde aus dem Garten. Beide gingen bis in die Nähe des Rathhauses zusammen und verabschiedeten sich dann mit einem Händedruck.

Der Philosoph schritt gedankenvoll auf seine Wohnung zu.

Als er in die Schreibstube trat, suchte Dininger eiligst eine angefangene Zeichnung zu verbergen, doch der Eintretende bemerkte es.

Er hat nicht mehr nöthig, Seine Pinseleien vor

mir zu verheimlichen, so redete ihn Leibniz an; ich habe es längst observiret, daß Er die Malerei wieder sehr eifrig betreibt und dadurch Seine Scripturen gänzlich negligiret. Doch Er weiß, ich bin Ihm nie in Seinen Neigungen hinderlich gewesen und werde es auch in der Zukunft nicht sein. Male Er soviel Er will, und ich wünsche Ihm von Herzen, daß Er Sein Brot in dieser Kunst finden möge, obgleich ich es sehr bezweifle, sintemal Ihm die Ausdauer bei jeder Thätigkeit fehlt, und als Ihm die Gelegenheit geboten war, Sich auszubilden, Er auf halben Wegen stehen geblieben ist. Es hätte vielleicht damals etwas aus Ihm werden können, wenn Er Seine Zeit benutzt und Seinen Penchant zur Malerei behalten hätte, doch jetzt bezweifle ich es. Aber auch im Schreiberfache konnte Er Sein Glück machen, wenn Er hübsch ordentlich und fleißig gewesen wäre, denn ich habe es gut mit Ihm im Sinne gehabt und würde Ihn bei vorkommender Gelegenheit schon weiter befördert haben.

Es ist niemals meine Absicht gewesen, mein Leben hinter dem Schreibtische zu beschließen, erwiderte Dininger. Ich fühle auch, daß ich zu einem Schreiber nicht tauglich bin, und halte es für meine Pflicht, die mir von Gott verliehenen Talente zu perfectioniren und zu emploiren.

Das hätte Er früher in Consideration ziehen sollen, als ich Ihm die Gelegenheit dazu verschaffte, meinte Leibniz.

Ich schätze, es ist noch immer früh genug, lautete die Antwort.

Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr. Wo will Er Sich denn noch perfectioniren? Und hat Er so viel Geld, auf der Akademie fortzukommen?

Das ist meine Sache, Herr Geheimrath. Und wenn ich keine Akademie mehr besuche, so bin ich Künstler genug, mein Fortkommen in der Welt auch jetzt schon zu finden.

Er überschätzt Sich. Wer etwas Tüchtiges leisten will, muß auch etwas Tüchtiges lernen. Doch meinethalben mache Er was Er will. Hat Er nicht ferner Lust, mein Schreiber zu bleiben, so male Er; aber als Maler kann ich Ihn natürlich nicht gebrauchen und werde mich auch um Ihn nicht weiter kümmern.

Ich bin alt genug, ohne Vormund leben zu können und zu wissen, was mir dienlich und heilsam ist.

Er ist ein Undankbarer! über den ich mich nicht länger ärgern will. Verschone Er mich mit Seinen Brüskerien und verlasse Er auf der Stelle Seinen Dienst, den ich durch einen tüchtigen Arbeiter baldigst wieder auszufüllen verhoffe.

Auch ohne diese Aufforderung würde ich heute meinen Congé verlangt haben.

Mit diesen Worten riß er sich in größtem Unwillen von Leibniz los, der noch immer in väterlicher Nachsicht hoffte, ihn von seinem Vorhaben wieder zurückbringen und ihn aufs neue an seine Person fesseln zu können.

Doch vergebens. In Verstocktheit und Blindheit stürzte Dininger fort und verschloß sich, seine Sachen ordnend und zusammenpackend, in seinem Zimmer.

Leibniz hoffte immer noch, er werde, vernünftigen Ueberlegungen Gehör gebend, reuig und Besserung gelobend zurückkehren; doch nein, ein unzeitiger Künstlerstolz und der Hochmuthsteufel machten ihn blind für sein wahres Wohl, erstickten die edlern Regungen seines Innern und verschlossen ihm den Weg zum väterlichen Herzen für alle Zeit. Der Vater sah den Sohn nie im Leben wieder.

Zunächst bezog Dininger ein kleines Stübchen auf der Marktstraße, wo er noch siebzehn Jahre, bis zum Tode des großen Gelehrten, verblieb und sich seinen Lebensunterhalt als Maler und Kunstlackirer erwarb.

Mit ziemlicher Gewißheit hoffte er, daß, ungeachtet er im Unwillen von Leibniz geschieden war, dieser ihn im Testamente bedenken würde. Doch blieb

dies ein frommer Wunsch. Nunmehr seine Handlungsweise gegen seinen einstigen Dienstherrn bereuend, verließ er Hannover und siedelte nach dem Städtchen Möckern, im jerichowschen Kreise im Magdeburgischen, über, wo er, weil seine Kunst daselbst nicht geschätzt wurde und genügend verwerthet werden konnte, nur kümmerlich sein Dasein fristete. Er überwand seine Heirathsscheu und verheirathete sich mit einem armen Mädchen, und nahm auch seine Mutter, Marie Moritz, die Tochter des Tagelöhners und Hausmanns Andreas Moritz aus Bernstädt, bei sich auf. Als sein Tod im Jahre 1760 erfolgte, hinterließ er zwei Töchter, von denen die eine 1789 in so großer Dürftigkeit lebte, daß die öffentliche Milde für sie in Anspruch genommen wurde. Sie sah dem großen Gelehrten ebenso ähnlich wie Dininger.

Neunzehntes Kapitel.

Die irenischen Verhandlungen und der Tod eines Freundes.

> Doch zuletzt das höchste Sinnen
> Gab dem reinen Muth Gewicht,
> Wolltest Herrliches gewinnen —
> Aber es gelang dir nicht.
>
> Goethe's Faust, zweiter Theil.

Der Kurfürst, welcher am 20. November im Kreise seiner Familie in großer Heiterkeit seinen neunundsechzigsten Geburtstag in Herrenhausen gefeiert hatte, fühlte im Laufe des Winters seine Kräfte immer schwächer werden, sodaß er sich genöthigt sah, beim Beginn des neuen Jahres 1698 das Bett zu hüten. Man hielt das Uebel für vorübergehend, und bei aller sorgfältigen Pflege, die seine Gemahlin, welche ganze Nächte an seinem Bette wachte, ihm zu Theil werden ließ, ängstigte man sich nicht weiter um ihn, zumal

er in den letztern Jahren schon öfter über Appetit-losigkeit und Schwäche in den Beinen geklagt hatte.

Seine Gemahlin dagegen war nicht nur von jeher im Verhältniß körperlich rüstiger, sondern auch geistig regsamer gewesen. Sie war eine ungemein thätige Frau, die ohne Beschäftigung nicht leben konnte und der Nichtsthun in den Tod zuwider war. Nahm der Briefwechsel ihre Zeit nicht in Anspruch oder mußte sie den Genuß attischer Abende in Gemeinschaft und im Gedankenaustausche mit Leibniz entbehren, dann beschäftigte sie sich mit Handarbeiten aller Art, in denen sie eine seltene Geschicklichkeit besaß.

Ueberall im Schlosse zu Herrenhausen fand man die Spuren des Fleißes dieser echt deutschen Frau. Nicht nur in den Wohnzimmern, sondern auch im Vorgemach waren die Ueberzüge sämmtlicher Stühle ihrer Hände Werk. Den Altar der kurfürstlichen Kapelle schmückte sie mit einer eigenhändig gearbeiteten Decke und die Abtei zu Loccum mit ähnlichen Zierathen. Dabei genoß sie des seltenen Glücks, noch ohne Brille die feinsten Stickereien oder Näharbeiten verfertigen und selbst im schädlichen Dämmerlichte zierlich geschriebene Briefe lesen zu können. Auch hatte sie noch in ihrem hohen Alter keinen Zahn verloren. Sie war noch jetzt, in ihrem neunundsechzigsten

Jahre, eine stattliche Frau zu nennen, auf deren geistreichem Antlitze die Spuren ihrer jugendlichen Schönheit unvertilgbar schienen. Als einst sich jemand ihr dieserhalb eine Schmeichelei zu sagen erlaubte, erwiderte sie: Eine schöne Alte ist besser als eine alte Schöne!

Sie war auch noch eine rüstige Spaziergängerin, die alle Tage bei gutem Wetter bis zu zwei Stunden im Garten zu Herrenhausen, und oft bis zur Ermüdung ihrer Begleiter lustwandelte. Die gute Gesundheit, deren sie sich erfreute, war denn auch wol die Ursache ihres stets heitern und muntern Gemüths.

Während ihr Gemahl an das Krankenbett gefesselt war, beschäftigte sie sich wieder sehr lebhaft mit ihrem Lieblingsplane, dem Einigungswerke zwischen den verschiedenen Religionsparteien.

Es war am Abend des 23. Januar, als sie den Kranken tröstend verließ und sich anschickte, in Beziehung auf das Unionswerk noch zwei Briefe, an Leibniz und an den Bischof Spinola von Tina, des Kaisers Wortführer, zu beantworten.

Nachdenkend ging sie einigemal im Zimmer auf und ab, dann ergriff sie ihr silbernes Schreibzeug und begann mit dem Schreiben an den Bischof, in welchem sie die Nützlichkeit, ja die Nothwendigkeit der Religions-

vereinigung zu begründen und die Bedenken des Bischofs hinsichtlich der formellen Schwierigkeiten mit protestantischer Freimüthigkeit zu beseitigen suchte.

Es ist bereits manches über diese irenischen Bestrebungen gedruckt worden, und es wäre hier nicht der Ort, ausführlich darüber zu handeln. Es genügt, nur so viel davon zu bemerken, als zur Beurtheilung der Beweggründe und Ansichten der dabei thätigen Personen, hauptsächlich derjenigen, mit denen wir es hier zu thun haben, nöthig ist.

Aber um auch nur dieses zu können, müssen die Bemühungen, die beiden protestantischen Kirchen, Lutherthum und Calvinismus, zu vereinigen, und die Vereinigung dieser mit dem Papstthum, voneinander geschieden werden. Bei jener hatten ohne Zweifel die meisten Theilnehmenden die patriotische Absicht, durch diese Einigung auch die politische Einheit zu fördern und somit ein Hinderniß des kräftigern Zusammenwirkens protestantischer, besonders deutscher Fürsten in den politischen Angelegenheiten Europas aus dem Wege zu räumen, dessen nachtheilige Folgen sich bereits hinlänglich gezeigt hatten.

In diesem selben Jahre noch schrieb Leibniz an den damals in Celle sich aufhaltenden englischen Gesandten

ausführlich über diesen Gegenstand; und unter anderm Folgendes:

„Bisher haben viele Theologen der Augsburgischen Confession sich sehr abgeneigt bewiesen, in Unterhandlung mit den Reformirten zu treten. Nun scheinen aber gemäßigtere Gesinnungen aufzutauchen, da die gemeinschaftliche Gefahr auch die härtesten Gemüther zum Nachdenken zwingt. Die römische Partei macht sehr große Fortschritte; die Einstimmigkeit zwischen Frankreich und den katholischen Höfen Deutschlands, die zu Ryswijk sichtbar wurde, zielt auf Untergrabung der Gründe des Westfälischen Friedens und die Sicherheit der Protestanten ab. Wir sind also jetzt in einer Zeit, die dem Zustande nur allzu nahe kommt, der ums dreißigste Jahr dieses Jahrhunderts stattfand, da man den leipziger Bund schloß."

Diese Vereinigung der Protestanten mit Einschluß der anglikanischen Kirche wurde namentlich von dem berliner Hofe eifrig betrieben, und in den braunschweigischen Landen von den liberalen helmstedter Theologen Calixtus und Meyer begünstigt, die wiederum mit dem osnabrücker Hofprediger Barckhausen und dem Abt von Loccum durch lebhaften Briefwechsel in naher Verbindung standen.

Ob in Brandenburg das Wohlgefallen an dem

höhern Ceremoniel und dem Prunk der Episkopalkirche, und hier schon der Gedanke an mögliche englische Thronfolge maßgebend oder wenigstens mitwirkend gewesen sind, darüber steht uns, auf bloße Vermuthung gestützt, kein Urtheil zu. So viel steht fest, daß der Kurfürst von Brandenburg für die englische Liturgie sehr eingenommen war und er auch bereits einen Bischof ernannt hatte, Ursinus, dem er bald noch einen zweiten, einen Lutheraner, Zanten, hinzufügte. Diese seine Vorliebe für den englischen Ritus zeigte er drei Jahre später, als er sich zum Könige krönen ließ, noch deutlicher, und er bewies dadurch zugleich, daß es ihm mit der Einigung der beiden protestantischen Parteien heiliger Ernst war. Beim Eintritt in die Kirche nämlich wurde er nebst seiner Gemahlin Sophie Charlotte von den ebengenannten beiden Bischöfen empfangen. Sie waren gleich den englischen Bischöfen in lange Gewänder von blauem Sammt gehüllt und hatten sechs dienende Prediger neben sich, drei Calvinisten und drei Lutheraner. Das Abendmahl empfing das Königspaar auf die Weise, daß der reformirte Bischof ihm das Brot, der lutherische den Kelch reichte.

Bei der versuchten Vereinigung der protestantischen mit der katholischen Kirche lassen sich unzweifelhaft

edle, patriotische und menschenfreundliche Beweggründe voraussetzen, denn es war ja den Fürsten nicht unbekannt, wie viel Blutvergießen und Elend die Trennung bereits in ihrem Gefolge gehabt hatte.

Heutzutage haben, Gott sei Dank! die Menschen doch wenigstens einen solchen Grad der Duldsamkeit erreicht, daß sie bei aller Verschiedenheit des Glaubens und der Ceremonien sich gegenseitig schätzen und lieben können, aber damals wäre das eine Unmöglichkeit gewesen.

Man könnte aber auch den fürstlichen Personen, die das Unionswerk so eifrig betrieben, unlautere Beweggründe unterschieben, und besonders leicht wäre die Kurfürstin Sophie zu verdächtigen, daß bei ihr einige Jahre früher Rücksichten auf Erleichterung der politischen Unterhandlungen wegen der hannoverischen Kurwürde, oder auf die ihr als Mutter am Herzen liegende Versorgung ihrer jüngern Söhne vorgeherrscht hätten, zumal sie einst an Leibniz schrieb: „Wenn der Herr Bischof Spinola von Neustadt einem meiner jüngern Söhne irgendein gutes Bisthum verschaffen könnte, so hätte ihre Vereinigung mit der römischen Kirche einen soliden Zweck.“

Es dürfte wol nicht bestritten werden, daß der Gedanke an nahe Verwandte auf beiden Seiten sicher

einigen Einfluß auf die Bestrebungen gehabt hat. So viel steht indessen fest, daß man hauptsächlich bemüht war, die Kurfürstin für das Vereinigungsproject zu gewinnen, welches denn auch mit Leibniz' Hülfe so sehr gelang, daß sie unter allen Betheiligten die thätigste wurde und mit Begeisterung das Werk anfing und durchzuführen suchte. Das Formwesen der katholischen Kirche war ihr, der Calvinistin, gründlich verhaßt, und Leibniz mußte anfangs manches harte, absprechende Urtheil darüber von ihr hören, welches er indeß stets zu mildern sich erlaubte und sie durch seine Belehrungen nach und nach zu der duldsamsten aller Frauen machte.

Sie stand in Bezug auf das Einigungswerk im Briefwechsel besonders mit ihrer Schwester Luise Hollandine, der Aebtissin von Mauboisson und der noch glaubenseifrigern Madame de Brinon sowie auch mit dem Bischof Spinola von Neustadt, der eigentlich das Werk zuerst angeregt hatte.

Eine aufgeklärte Unterscheidung des Wesentlichen und Unwesentlichen und eine daraus erwachsene Mäßigung und Billigkeit wurden später die hervorstechendsten Züge in ihrem religiösen Charakter. Bei ihrem philosophischen Freunde kam noch der humane Grundsatz hinzu, den er mündlich und schriftlich oft genug

aussprach, lieber das Gute überall aufzusuchen und hervorzuheben, als beim Tadelhaften sich aufzuhalten und dieses hart zu rügen.

Diesen Grundsatz befolgte er, wo immer eine Gelegenheit sich bot. So hielt er Freundschaft mit Männern aller Religionsparteien und selbst einigen Jesuiten; so nahm er sich der Bedrängten und Verfolgten jederzeit liebevoll an.

Wie er die freisinnigere Anschauungsweise der helmstedter Theologen vertheidigte, so verfocht er auch die guten Seiten des halleschen Pietismus und verehrte deren Hauptträger Spener und Francke; so nahm er sich des wegen seiner Lehre vom Tausendjährigen Reiche hart behandelten und verketzerten Petersen an, und so war es ihm endlich auch eine Freude, das Gute der katholischen Kirche, die Verdienste ihrer gelehrten Geistlichen und Missionare und selbst die Frömmigkeit einiger ihrer Heiligen anzuerkennen.

Die Wahrheit läuft bei solcher göttergleichen Milde und Duldsamkeit nicht Gefahr, denn es gibt leider immer noch genug Menschen, die das Amt des Scharfrichters gern übernehmen; nein, die Wahrheit läuft nicht Gefahr, im Gegentheil kann die Menschheit nur dadurch gewinnen.

Anmaßende und zudringliche Menschen, die ihn

belehren und bekehren wollten, verstand Leibniz vortrefflich abzufertigen, wie wir unter andern aus seiner Antwort an den Jesuiten Marchetti ersehen.

Er war Protestant im wahrsten Sinne des Worts und hatte in Rom, selbst um den lockenden Preis eines Cardinalshutes, seinen Glauben nicht wechseln wollen, obschon er für das Gelingen des Unionsplans, welches er für ein großes Gut erklärte, manches Dogma der lutherischen Kirche gern geopfert hätte.

Bei allen Verhandlungen, die in dieser Sache gepflogen wurden, stand er stets im Mittelpunkte, blieb er das Orakel der Fürsten und die Seele des Ganzen. Doch leider blieben seine Anstrengungen sowie auch die Bemühungen der bei diesem edeln Werke betheiligten fürstlichen und geistlichen Personen ohne Erfolg, und es wird erst einem spätern Jahrhundert vorbehalten bleiben, nicht nur den religiösen, sondern auch den politischen Streit der Völker für alle Zeiten zu schlichten. — — —

Leibniz hatte schon viele Jahre vorher, banger Ahnungen voll, das Scheitern des herrlichen Plans vorausgesehen. Im Jahre 1679 schrieb er an einen katholischen Bischof unter anderm:

„Entweder wird jetzt etwas geschehen, oder wenn wir diese Gelegenheit verlieren, so besorge ich, daß

dieser Gegenstand allgemeiner Freude noch auf Jahr-hunderte vertagt werde."

Sophie hatte den zweiten ihrer Briefe noch nicht vollständig zum Abschluß gebracht, als ein auffallendes Geräusch im Schlosse sie plötzlich aufschreckte. Thüren wurden aufgerissen und zugeworfen, Stimmen wurden laut und Tritte vernehmbar. Während sie lauschend sich von ihrem Sitz erhob, stürzte ein Lakai mit verstörten Mienen ins Zimmer und theilte ihr in flüchtigen Worten und zitternder Stimme mit, daß der Kurfürst auffallend schwächer werde und nach ihr und einem Seelsorger verlangt habe.

Nach einigen Minuten stand sie weinend an dem Bette des sterbenden Gemahls. Sie beugte sich zu ihm nieder, fragte nach seinem Befinden und lauschte ängstlich auf jeden seiner Athemzüge. Er gab ihr durch Zeichen zu verstehen, daß er sein Ende heran-nahen fühle, und schien beruhigter, seine Gemahlin wieder an seiner Seite zu wissen. Dankend und als Zeichen des Abschiedes streckte er mühsam seine Hand nach ihr aus, die sie ergriff, an ihre Lippen preßte und mit ihren Thränen benetzte. Sie warf sodann einen fragenden Blick auf den am Fuße des Bettes stehen-den Arzt, der eine schneeweiß gepuderte dreizipfelige Alongeperrüke auf dem Haupte, einen kleinen schwarz-

seidenen Hut unter dem Arme und einen mächtigen Rohrstock mit goldenem Knopfe in der Hand trug und ein bedenkliches Gesicht schnitt. Er zog die Schultern langsam in die Höhe und ließ sie rasch wieder niedersinken, um anzudeuten, daß seine Kunst am Ende und keine Hoffnung mehr übrig sei, das theuere Leben des Kurfürsten zu erhalten.

Bald erschien auch der eiligst in einem Staatswagen herbeigeholte Geistliche, der junge Magister und Hofprediger Erythropel, welcher den Sterbenden betend auf sein nahes Ende vorbereitete und ihm das heilige Abendmahl reichte.

Die Glocken kündigten die Mitternachtsstunde an, und wenige Minuten später hatte der Kurfürst seine Seele ausgehaucht.

Mit der Kurfürstin und ihren Kindern beklagte das ganze Land das Hinscheiden dieses an Regententugenden so reichen Fürsten, dessen Andenken nach der Sitte der Zeit durch lateinische und deutsche Carmina verherrlicht wurde.

Und in der That, wenn Ein deutscher Fürst des siebzehnten Jahrhunderts Lob und ein ehrendes Andenken verdient, dann gebührt es Ernst August, der in Verbindung mit seinem Schwiegersohne, dem Kurfürsten von Brandenburg, mehr als einmal den

räuberischen Einfällen der Franzosen gegenüber das Vaterland vertheidigt und die Ehre der Deutschen gerettet hat.

Schon an den kriegerischen Unternehmungen seines ältern Bruders hatte er thätigen Antheil genommen, besonders auch an dem glänzenden Feldzuge des Jahres 1675, in welchem unter Georg Wilhelm's Anführung der Marschall Crequi geschlagen und gefangen, und wodurch Ludwig's XIV. drohender Plan größtentheils vereitelt wurde.

Wo der Kurfürst seine in bedeutender Anzahl gegen den Feind geführten Truppen nicht selbst befehligte, da thaten es seine Söhne, von denen auch zwei, Friedrich August und Karl Philipp, im Jahre 1690 ihr Leben in den Schlachten gegen die Türken aufgeopfert hatten.

Durch die verschiedenen Schicksale der frühern und spätern Jahre bildeten sich, nach Spittler's Urtheil, in diesem erhabenen Paare jene himmlisch schönen Züge veredelter Menschlichkeit, deren ihre Geschichte so voll ist; jene deutsche, gründliche, überfürstliche Aufklärung, die sie zu Leibniz' Freunden machte; jene planmäßige Festigkeit, die so auszeichnend in ihrer Regierung war, und bei dem lebhaftesten Selbstgefühl, bei dem unermüdetsten Aufstreben in einen noch glücklichern

Zustand jene überall umhersehende Duldsamkeit, die man durch Trübsale jüngerer Jahre so leicht lernt, und durch glücklich gewonnene Tage nachfolgender Jahre so leicht wieder vergißt.

Hannover verlor in Ernst August einen tüchtigen Regenten und Deutschland einen heldenmüthigen Vaterlandsfreund; die Kurfürstin einen liebenden Gemahl, Leibniz seinen treuesten und mächtigsten Freund, und die Männer der kirchlichen Einheitsbestrebungen eine ihrer mächtigsten Stützen.

Zwanzigstes Kapitel.

Ein verhängnißvoller Brief.

Die Vermählung bleibt
Gelegeneren Tagen aufgehoben.
Iphigenia in Aulis.

Es war ein freundlicher Sonntagsmorgen, als Johanne Marie, des Pastors Sackmann älteste Tochter, von Mutter und Schwester für den feierlichen Act der Trauung, die gleich nach dem vormittägigen Gottesdienste vor sich gehen sollte, mit einem weißen Kleide und blumendurchflochtenen Myrtenkranze geschmückt wurde.

Da hätte man die Mutter sehen müssen, wie sie in freudiger, geschäftiger Eile bemüht war, mit Kamm, Mehlstaub und feinen Fäden von Draht ihr Kind herauszuputzen! So schön und stattlich wie Johanne Marie sollte noch keine Braut in Limmer vor den

Altar getreten sein, das hatte sie sich nun einmal fest vorgenommen, und die Bauern sollten ihr blaues Wunder haben und noch Jahr und Tag von der schönen Braut reden.

Bei jeder Locke, die sie flocht und aufwand, bei jedem Bändchen, welches sie hineinverwebte, hielt sie erst wieder in ihrer Thätigkeit inne und beschaute ihr Kunstwerk von allen Seiten, forderte auch ihre jüngere Tochter Anna Katharine auf, ihr Urtheil darüber abzugeben, und führte die Braut dann selbst vor den besonders zu diesem Zweck gekauften Glasspiegel, damit sie sich auch beschauen könne und ihre Zufriedenheit ausdrücke. Dann ging sie mit frischem Muth und freudigem Herzen von neuem an die Arbeit, bei der ihr Scharfsinn und ihre Erfindungskunst im hellsten Lichte strahlten.

Wir müssen uns beeilen, sagte sie zu Anna Katharine, denn die Mittagszeit ist nicht mehr fern, der Hauptgesang in der Kirche ist schon verstummt und der Vater hat schon die Kanzel bestiegen. Hätte er eingewilligt, daß wir Johanne Marie gestern schon angekleidet und aufgeputzt hätten, dann brauchten wir uns nicht so sehr zu sputen und könnten nun in Ruhe dem Augenblick der Trauung entgegensehen.

Es ist doch wol so besser, versetzte die Angeredete,

denn die gute Schwester hätte ja sonst die ganze Nacht steif wie eine Mumie im großen Lehnstuhl sitzen müssen, hätte vielleicht aus Furcht, ihren Kopfputz zu verletzen, kein Auge geschlossen, und wäre heute matt und schläfrig.

Mir wäre es ganz gleichgültig gewesen, meinte die Braut, denn ich habe auch im Bette wenig Schlaf gehabt und fühle mich recht angegriffen.

Du mußt dich nun schon in dein Schicksal fügen, sagte die Mutter, der Himmel hat es so gewollt und er wird dir auch schon Segen, Glück und Zufriedenheit geben.

Wenn ich davon nicht auch überzeugt wäre, bemerkte die jüngste Tochter, dann würde ich mich ebenso unglücklich fühlen als Johanne Marie.

Diese schwieg resignirt, entschlossen, dem Willen ihres Vaters zu folgen und sich selbst zum Opfer zu bringen. Sie warf einen Blick auf die grünen Blätter der Bäume, die vom leisen Morgenwinde bewegt, vor Lebenslust erzitterten und vor den neckenden Sonnenstrahlen sich keusch, eins unter dem andern, zu verstecken suchten, dann wieder sich vorsichtig hervorwagten und mit ihren liebeglühenden Freiern muthig in ausgelassener Freude scherzten, tanzten und kosten.

Der freundliche, lachende Frühling da draußen

spiegelte sich nur in einer zerdrückten Thräne ihrer Augen, nicht aber in ihrem Herzen wider, welches, der erstorbenen Flur des Winters gleich, nicht von dem glänzenden Sonnenschein erwärmt und zu neuem Leben, zu neuer Hoffnung geweckt wurde.

Die Blüten ihres Herzens waren gewaltsam geknickt, und das Grün ihres Myrtenkranzes war nicht im Stande, die welkenden Rosen ihrer Wangen zu ersetzen. Der Myrtenkranz! — Jetzt ergriff ihn die Schwester und umwand mit ihm das eben fertig gewordene künstlich zusammengefügte Lockengebäude.

Ei, wie schön stand er der schönen Braut! Wie schmiegten sich kühlend die grünen Blätter um ihre heiße Stirn! wie quollen und drängten sich die Rosenknospen aus dem Kranze hervor, um sich umzuschauen, ob die Menschenblume, der sie zum Schmuck dienten, ebenso schön sei als sie! Einige halbaufgeblühte Rosen hingen seitwärts, da wo das Haar in die Höhe gekämmt war, an den Schläfen wie Glöcklein, die das Glück der Braut zu Grabe läuten wollten. Doch nein! dazu sahen sie zu freundlich und neckisch aus! Das waren keine Todtenglöcklein, das waren Schellen, die, durch das gleichfalls in die Krone geflochtene Flittergold berührt, die Braut erheitern wollten und ihr unaufhörlich in die Ohren raunten: Der Kranz,

der uns zusammenhält, ist kein Brautkranz, nein, eine Schellenkappe, und wir sind Narrenschellen, die deinen Bräutigam zum besten haben und dir Freude und Glück verheißen! Muth! Muth! schöne Braut, nicht zur Hochzeit, sondern zum Fasching hat man dich geschmückt!

Der Kranz war festgenestelt, und die Mutter und Schwester stellten sich dann, einige Schritte zurücktretend und die aufgeputzte Braut von allen Seiten prüfend, hin, ordneten und verbesserten hier und da noch eine Kleinigkeit und eilten dann hinaus, um sich selbst mit ihrem besten Sonntagsstaat zu schmücken.

Gedankenvoll stellte sich Johanne Marie ans Fenster und schaute träumerisch nach dem blauen Himmel, als ob sie dort Hülfe suche für ihren Schmerz. Dann ergriff sie ein Gesangbuch und las andächtig den heutigen Kirchengesang.

Plötzlich wurde sie durch Wagengerassel aus ihrer Andacht aufgeschreckt. Eine alte plumpe Carrete hielt vor dem Pfarrhause still, und — ihr Bräutigam, der junge Pastor Früh, stieg aus.

Wie ungestüm klopfte bei seinem Anblick ihr Herz und wie entsetzlich bleich wurden ihre Wangen!

Sie reichte dem Eintretenden die Hand, die dieser, sich etwas vorbeugend, sanft an seine Lippen drückte.

Guten Morgen, liebwertheste Braut, lautete sein Gruß.

Guten Morgen, erwiderte sie, eine freundliche Miene erzwingend, mit einem tiefen Knicks.

So ist denn endlich der wichtigste Tag unsers Lebens erschienen, begann er; hast du auch schon daran gedacht, deinem Schöpfer für diese Gnade zu danken und dir seinen Segen zu erbitten?

Ich habe, wie ich das jeden Morgen gewohnt bin, um seinen Segen auch heute gefleht, lautete die Antwort.

Heute mußt du um seinen besondern Segen bitten. Hast du die hohe Bedeutung dieses Tages auch recht erfaßt, und hast du bedacht, welcher ernsten Zukunft du nun entgegengehst?

Ja wohl! erwiderte sie mit einem tiefen Seufzer.

Wohlan denn, so bin ich bereit, vor den Altar des Herrn mit dir zu treten und dich sicher durch das sündige Leben zu geleiten. Du sollst mir beten helfen, daß Gott, dessen verordneter Diener ich bin, das Werk meiner Hände kröne, denn das Gebet des Schwachen vermag viel, wenn es ernsthaft ist. Du sollst in Liebe und Treue mir angehören, mir allein, und der übrigen sündigen Welt absterben. Du sollst — —

Die Kirche ist aus! fiel Johanne Marie zusammenschreckend ihm in die Rede, die er aber noch vollendete, indem er hinzufügte:

— mein Dasein verschönern durch Gehorsam, wie es dem Weibe nach des Herrn Gebot geziemt, und in Furcht und Zittern schaffen, daß du dereinst selig werdest mit mir.

Das arme Mädchen zitterte jetzt schon und fing an bitterlich zu weinen.

Diese Thränen, liebwerthe Johanne Marie, sind eine Quelle der Freude für mich, fuhr der Pietist fort, denn sie geben mir den sichern Beweis, daß du meine Worte zu Herzen genommen, daß du noch leitsam bist und noch nicht zu den verstockten Kindern dieses großen Sündenhauses gehörst. Nun wechsele ich ohne Furcht den Ring mit dir. Bist du bereit? Der Vater wird uns schon erwarten.

Ich bin bereit, aber wir müssen uns noch einige Augenblicke geduldigen, bis Mutter und Schwester mit ihrem Anzuge fertig sind.

Doch in diesem Augenblick hörte man sie schon die Treppe herabsteigen und die Mutter auf dem Flur im Gespräche mit einem Bauern, der soeben in das Haus getreten war und den Wunsch äußerte, den Herrn Pastor Früh zu sprechen.

Die Mutter führte ihn ins Zimmer, und der Landmann, ein Tagelöhner aus der Gemeinde Stöcken, zog einen Brief unter seinem Rocke hervor, mit dem Bemerken, er sei von des Herrn Pastors Haushälterin beauftragt, dieses eben vom Consistorium eingelaufene Schreiben, welches, wie sie gesagt habe, sehr eilig sei, dem Herrn Pastor zu überbringen.

Dieser sagte dem Boten, der ein kleines Trinkgeld erwartet zu haben schien, einen flüchtigen Dank und schickte ihn, noch mit einigen Aufträgen an seine Haushälterin beladen, wieder fort.

Hastig erbrach er das Schreiben, warf in fieberhafter, ängstlicher Aufregung einen raschen Blick hinein, entfärbte sich dann, fing an zu zittern und ließ sich mit wankenden Knien auf dem nächsten Stuhle nieder.

O ich Unglücklicher! stöhnte er, ließ den Brief zur Erde fallen und starrte, die Hände gefaltet, brütend vor sich hin.

Was ist's, was gibt's? was steht denn so Schreckliches in dem Briefe? riefen die Frauen.

Er beachtete die Fragen nicht, sondern blickte sie mit großen Augen entsetzt an, sodaß sie fast ein Grauen vor ihm bekamen.

Rufet den Vater aus der Kirche! stammelte er endlich mit bebenden Lippen.

Den Vater aus der Kirche? fragte Johanne Marie.

Holet ihn, sage ich! Anna Katharine, holet ihn, ich bitte Euch darum, denn ich bedarf seines Rathes und Trostes.

Soll er denn nicht erst — — —

Uns copuliren, meint Sie? Daraus wird heute und wahrscheinlich in diesem ganzen Leben nichts werden.

Heisa! was konnte die Anna Katharine nach diesen Worten für flinke Beine machen! In wenigen Augenblicken schon kehrte sie mit dem Vater zurück, und die Bauern wunderten sich über seine Abberufung, dann über die Zögerung, und gafften und hofften vergebens auf das Erscheinen des Brautpaars, bis ihnen (einige alte Weiber und junge Mädchen ausgenommen, die sich in der Nähe der Kirchthür schwatzend niedergelassen hatten) endlich die Geduld ausging und sie sich mit ihren Gesangbüchern nach Hause verfügten.

Der Herr Pastor würde das junge Paar wol im Hause trauen, meinten sie endlich; und damit trösteten sie sich selbst über das ihnen entzogene seltene Schauspiel.

Um des Blutes Christi willen, lieber Herr Schwiegersohn, was ist Euch widerfahren?

Mit diesen Worten trat Sackmann in das Zimmer.

Der Bräutigam hob den Brief von der Erde auf und überreichte ihn seinem Amtsbruder.

Leset selbst! sagte er, und Sackmann las:

„Sintemal und alldieweil wir auf die Denunciation und Beschwerde der Gemeinde Stöcken contra Pastorem Früh, Seelsorger daselbsten, daß selbiger der halleschen Pietistenpartei und Frömmlersekte angehöre und als solcher das heilige Wort Gottes nicht lauter und rein lehre und derohalben nicht mit der nöthigen estime consideriret werden könne, wie dieselbige ihm doch in seinem Amt und Würden zukomme, genaue Recherchen und Erkundigungen eingezogen, wir auch nach dem Grunde der contra Pastorem Früh seitens seiner Gemeinde uns vorgelegten Beschwerden jure und gewissenhaft geforscht und die Anklage als in Wahrheit begründet befunden haben, so befehlen und verordnen wir hiermit:

daß der Pastor Früh in Stöcken von seinem Amte als Seelsorger und Prediger unter dem heutigen Dato removiret und entlassen ist.

Molanus, Abt zu Loccum,
Vorsitzender des Consistorii zu Hannover."

Das ist ja ein schreckliches Unglück! rief Sackmann, indem er abwechselnd bald seine Tochter, bald den

Prediger Früh anstarrte, der schweigend dasaß und einen tiefen Seufzer ausstieß.

Johanne Marie's Augen leuchteten auf im Strahle der Hoffnung, und freudiger hob sich ihre Brust. Sie blickte lächelnd ihre Schwester an, die ihr freundlich zunickte und dann, die Hände auf ihres Vaters Schultern legend, diesen fragte:

Nun kann doch aus der Heirath nichts werden?

O hätte ich nie diesen Tag erlebt, sprach er seufzend.

Warum hast du dein Kind gezwungen! rief seine Frau. Das ist die Strafe Gottes dafür, und es geschieht dir ganz recht, denn deine Ohren waren taub gegen unsere Bitten und dein Herz verstockt bei dem Anblick ihres Schmerzes. Nun hast du die Bescherung! Nicht wahr, nun hast du sie glücklich gemacht und dich mit?

Schweig und vergrößere meinen Schmerz nicht! antwortete der würdige Sackmann. Und an die Verlobten sich wendend, fuhr er fort: Ich vermeinte euch heute ehelich zu verbinden, und sehe mich nun gezwungen, euere Verlobung sogar wieder aufzuheben. Der Mensch denkt und Gott lenkt. Ja, du bist nun wieder frei, Johanne Marie, denn aus euerer Verheirathung kann unter diesen Umständen natürlicherweise

nichts werden. Sei glücklich, wenn dich diese Freiheit glücklich macht, und vergiß niemals, daß ich es gut mit dir gemeint habe. Gedenke meiner in Liebe, denn ich werde nun bald mit Leide in die Grube fahren. Ich kann viel erdulden und habe in meinem Leben schon viel erdulden müssen, aber Schmach, Hohn und Spott, so meine Gemeinde nunmehr auf uns häufen wird, kann ich nicht ertragen.

Wer wird uns verhöhnen? wer wird uns verspotten? fragte seine Frau; jedermann wird sich freuen über die glückliche Wendung, die unserer Tochter Schicksal genommen hat, denn das ganze Dorf hat sie bedauert, daß du sie an einen Mann verkuppeln wolltest, den sie nicht liebt. Und ich freue mich noch viel mehr denn sie alle, daß sie ihn nicht bekommen hat, sieh! Nur Eins ärgert mich, daß wir Johanne Marie vergebens so hübsch aufgeputzt haben und die Leute sie nun nicht sehen können. Ja, das ärgert mich!

Sackmann schien sich noch gar nicht recht in die Situation finden zu können. Nachdenklich und kopfschüttelnd schritt er einigemal durchs Zimmer und ließ sich dann in dem großen Lehnstuhle am Ofen nieder.

Der unglückliche junge Mann trocknete sich eine Thräne in den Augen und hörte scheinbar theilnahm-

los die Verhandlungen der Familie Sackmann mit an. Da trat Anna Katharine zu ihm heran und sagte, indem sie seine Hand ergriff: Ich bin gewiß nicht schadenfroh und bedauere Euer schreckliches Los von ganzem Herzen, aber ich freue mich, daß meine Schwester nun nicht wie ein Opferlamm vor den Altar geführt und eine Ehe einzugehen genöthigt wird, welche ihr Zeit ihres Lebens ein hartes Joch gewesen wäre. Sie paßt nun einmal nicht für Euch. Ich freue mich, daß sie wieder frei ist, so unglücklich die Veranlassung auch ist. Nicht wahr, Ihr gebt von diesem Augenblick alle Ansprüche auf ihre Hand auf?

Früh wußte, wohin ihre Worte zielten. Schmerzlich lächelnd blickte er sie an, und statt aller Antwort zog er seinen Ring vom Finger, den er ihr übergab.

Dann erhob sich Sackmann wieder und sagte, an seinen jüngern Amtsbruder sich wendend: Denket an das Wort der Heiligen Schrift, lieber Freund: Ist auch ein Unglück in der Stadt, das der Herr nicht thue? Das Unglück ist nun da, es hat uns überrascht wie ein Dieb in der Nacht; aber nun lasset uns einmal überlegen, wie wir es mildern oder, wenn es möglich ist, gar zum Besten wenden.

Habet Ihr schon darüber nachgedacht, was Ihr nun zu beginnen gedenket?

Die Antwort fiel verneinend aus. Ich blicke nunmehr einer trostlosen Zukunft entgegen; Vermögen besitze ich nicht, auf das ich mich stützen könnte, und von meinen Anverwandten, die vielleicht etwas für mich thun könnten, habe ich keine Hülfe zu erwarten, auch fehlet mir die Lust und der Muth dazu, mich denenselben als ein Bittender zu nahen, zumal ich mich von ihnen als ungläubigen Weltkindern längst losgesagt habe.

Sollte das Consistorium sich nicht vielleicht noch bewegen lassen, Euch, wenn Ihr gelobtet, die Partei der Pietisten zu verlassen, eine andere Pfarrstelle im Lande zu übertragen? fragte Sackmann.

Darin täuschet Ihr Euch, wenn Ihr die Möglichkeit annehmt, die geistliche Behörde umstimmen zu können. Selbst in dem Falle würde dies unmöglich sein, wenn ich das Versprechen ablegte, hinfüro weltlicher zu denken und zu handeln. Habet Ihr schon vergessen, daß etliche andere Prediger der Spener'schen Richtung dasselbe Schicksal theilen mußten? Ohne Gnade und Barmherzigkeit sind sie ihres Amtes entlassen, und es sind nicht allein ihre Bitten, ihnen wieder ein Pfarramt zu übertragen, unberück-

sichtigt geblieben, sondern es hat sich auch nicht ein einziger gefunden, der ein gutes Wort für sie eingelegt hätte.

Ich bitte um Entschuldigung, ließ sich Johanne Marie vernehmen, die sich mit Hülfe der Schwester ihres Brautkranzes bereits wieder entledigt hatte, ich bitte um Entschuldigung, Einer fand sich doch, der ein gutes Wort für sie einlegte, wenn auch ohne Erfolg.

Nun? fragte der Vater.

Das war der Herr Geheimrath Leibniz.

Löwenix? Unmöglich!

Es ist so, erwiderte Anna Katharine. Wir wissen es aus sicherer Quelle. Franz Bruckmann hat es uns gesagt, und der muß es doch wissen.

Die beiden Prediger sahen sich verwundert an.

Wie wäre es, mit diesen Worten wandte sich Johanne Marie an ihren bisherigen Verlobten, wenn Ihr Euch einmal persönlich an Leibniz wendetet, schaden würde es wenigstens nichts und vielleicht ist er im Stande, durch seinen Einfluß Euch irgendein anderes Placement zu verschaffen.

Ihr saget ja selbst, daß seine Befürwortung ohne Erfolg geblieben ist, erwiderte Früh, meine Bitte

würde demnach auch nichts fruchten; ich kann mir diese Demüthigung füglich ersparen.

Die abgesetzten Prediger haben sich nicht persönlich an ihn gewendet, fuhr Johanne Marie fort, auch hat Leibniz die Herren im Consistorio nicht etwa ersucht, ihnen auf irgendeine andere Weise ihren Lebensunterhalt zu verschaffen, sondern ihnen andere Pfarrstellen zu geben, eine Bitte, die sie natürlich ihrer religiösen Ueberzeugung und Pflicht gemäß nicht erfüllen konnten. Bei seinem Einfluß müßte es aber, denke ich, ein Leichtes sein, Euch irgendein anderes Amt zu verschaffen.

Den Versuch würde ich wenigstens machen, meinte Sackmann.

Es wäre unnütz, lautete die Antwort, weil, so oft ich ihm begegnete, ich ihn nie gegrüßt habe und ihm stets mit Ostentation ausgewichen bin.

Nun denn, entgegnete Johanne Marie, so will ich Euch vom Gegentheil überzeugen; ich selbst werde zu ihm gehen und für Euch bitten!

Ihr seid eine charmante Jungfer!

Wie! du wolltest — zu ihm?! rief ihr Vater.

Unter der Bedingung, daß ich bei etwaiger Verschenkung meiner Hand künftig vollständig freie Wahl behalte!

Gott soll mich behüten, dir jemals wieder in dieser Hinsicht Zwang anzuthun! Er hat mich hart genug dafür gezüchtigt.

Wohlan, dann soll der Mann, dem ich meine Hand zum Ehebunde reichen sollte, doch noch durch mich glücklich werden, denn ich bin fest überzeugt, daß Leibniz mir schon um Franz' willen meine Bitte nicht abschlagen wird!

Einundzwanzigstes Kapitel.

Alte Freundschaft und alte Liebe.

Also redeten jene im Wechselgespräch miteinander.
Odyssee.

Nach dem Tode des Kurfürsten suchte Leibniz dessen ältesten Sohn und Nachfolger Georg für seine beiden großen Plane: die Vereinigung der deutschen Mächte gegen das beutegierige Frankreich und die Wiedervereinigung der getrennten Religionsparteien, zu gewinnen.

Doch leider war Georg kein Mann, der einer hochherzigen Idee, einer Begeisterung für das gesammte Vaterland, geschweige denn für die gesammte Menschheit fähig gewesen wäre. Ehrgeiz und Genußsucht waren die beiden Triebfedern, die diesen Fürsten leiteten, welchen, als er im Jahre 1708 den Feldzug

am Rhein übernommen hatte, Eugen von Savoyen als das Phantom eines Fürsten bezeichnete. Georg beließ den großen Gelehrten in seiner Stellung, ohne aber sich viel mit ihm zu schaffen zu machen und ihn meistens nur als Lexikon benutzend und wenn es galt, Festlichkeiten und Trinkgelage, ähnlich dem Trimalcio-Feste, durch Dichtungen komischer oder humoristischer Verse zu verherrlichen.

Leibniz' Stellung am kurfürstlichen Hofe zu Hannover wäre jetzt ohne seine große Kurfürstin, wie er Sophie stets nannte, unerträglich geworden.

Letztere, die ihren Sinn nach dem Tode ihres Gemahls mehr noch als früher auf die religiösen Dinge richtete, nahm mit ganzer Kraft wieder das Werk der kirchlichen Einigung auf und unterhielt sich wieder häufiger mit Leibniz über diesen Punkt.

Es war ein warmer Frühlingstag, als sie beide, in der herrenhäuser Allee spazieren fahrend, von neuem diesen Gegenstand zum Stoff ihrer Unterhaltung gemacht hatten.

Ich hatte Ihn gebeten, fuhr die Kurfürstin im Verlaufe des Gesprächs fort, mir einmal Sein Gebet, welches für alle Religionsparteien passend ist, vorzulesen, hat Er daran gedacht?

Ich habe es bei mir, erwiderte Leibniz und zog

aus seiner Rocktasche ein Convolut von Papieren, unter denen er das fragliche Gebet hervorsuchte.

Lese Er es vor!

„O einziger, ewiger, allmächtiger, allwissender und allgegenwärtiger Gott, der einzige, wahrhafte und unbeschränkt regierende Gott! Ich, dein armes Geschöpf, ich glaube und ich hoffe auf dich, ich liebe dich über alles, ich bete dich an, ich lobe dich, ich danke dir und gebe mich auf an dich. Vergib mir meine Sünden, und gib mir, sowie allen Menschen, was nach deinem heiligen Willen nützlich ist für unser zeitliches wie für unser ewiges Wohl, und bewahre uns vor allem Uebel, Amen.“

Das ist ein einfaches, herrliches Gebet und könnte selbst von Juden gebetet werden, meinte die Kurfürstin.

Der pariser Gelehrte Arnauld, erwiderte Leibniz, dem ich es während meines Aufenthalts in Paris vor sechsundzwanzig Jahren in einer großen Gesellschaft vorlas, behauptete, es tauge nichts.

Was hatte er dagegen auszusetzen?

Es tauge deshalb nichts, meinte er, weil in demselben keine Erwähnung unsers Herrn Jesu Christi vorkomme. Im ersten Augenblick war ich von einer so raschen und rauhen Censur ein wenig außer Fassung, nichtsdestoweniger aber behielt ich meine Geistes-

gegenwart und entgegnete ihm sogleich: Dann wird aus diesem Grunde also das Gebet des Herrn und werden also viele Gebete, welche sich in der Apostelgeschichte und in den Briefen der Apostel finden, und besonders dasjenige, welches Paulus im ersten Kapitel der Apostelgeschichte, bei Gelegenheit des über den Nachfolger des Apostels geworfenen Loses, verrichtet, auch nichts taugen müssen, denn in diesen Gebeten ist weder immer ausdrücklich des Heilands noch der Dreieinigkeit Erwähnung gethan. Da wurde mein bon homme verwirrt — und wir gingen einen Augenblick darauf hinaus, um Luft zu schöpfen.

Das war excellent! rief die Kurfürstin aus, daß Er dem Franzosen so meisterlich heimgeleuchtet hat. War dies der Jansenist Arnauld?

Derselbe. Kurfürstliche Durchlaucht werden Sich erinnern, daß Johann Philipp von Schönborn, der Kurfürst von Mainz, an dessen Hofe ich damals lebte und meine staatsmännische Laufbahn begann, der erste deutsche Fürst war, der den Gedanken der Wiedervereinigung der getrennten Religionsparteien sowie auch den einer Allianz deutscher Fürsten lebhaft ergriff und auszuführen bemüht war. Er war ein aufgeklärter Kopf, der in seinem Ländchen unter andern auch zuerst den greulichen Molochdienst des Hexen-

processes aufhob, welcher gegen zwei Jahrhunderte unser armes Vaterland wie ein Vampyr blutsaugend in seinen Krallen gehalten und mit seinem Pesthauche vergiftet hat. Will's Gott, so folgen sämmtliche deutsche Fürsten seinem Beispiele, und je eher je lieber!

Er als Rathgeber Johann Philipp's, sagte die Kurfürstin, hat ohne Zweifel keinen geringen Antheil an der Abschaffung dieser fluchwürdigen Processe gehabt und Deutschland ist Ihm auch in dieser Hinsicht billig zum Danke verpflichtet.

Ich war damals fast noch ein Jüngling, und mein Einfluß auf den Kurfürsten war wol nur gering, erwiderte Leibniz in seiner bekannten Bescheidenheit, und fuhr dann fort: Auf Veranlassung des mainzer Ministers von Boineburg reiste ich in verschiedenen Geschäften nach Paris und wurde gar bald mit den dortigen Gelehrten und auch mit Arnauld bekannt, mit dem ich meistens religiöse Gespräche führte und insonderheit die Abendmahlslehre verhandelte, die im Grunde genommen bei Katholiken und Lutheranern gänzlich gleich ist. Dieser Arnauld war gewissermaßen der erste, mit dem ich die Réunionsbestrebungen besprach. Doch war mit diesem Menschen nichts anzufangen, er war zu engherzig.

Und wen suchte Er dann für Seinen Plan zu gewinnen? fragte Sophie.

Den Herrn Vorgänger und Bruder von Dero entschlafenem Gemahl, den Herzog Johann Friedrich, der jetzt allgemein den Beinamen des Katholischen führt. Bei seinem Einfluß und seiner Vorliebe für diese Idee durfte ich auf einen gedeihlichen Fortgang hoffen.

Kam er unmittelbar von Paris an den hannoverischen Hof?

Zunächst reiste ich nach London und suchte dort Theilnehmer für das Einigungswerk zu gewinnen und mit den dortigen Gelehrten in Verkehr zu treten.

Warum verließ Er Paris?

Der mainzische Minister, der Baron von Boineburg, starb plötzlich, und nun hielten seine Angelegenheiten mich nicht länger dort auf. Es zog mich mit Allgewalt nach England, jener glücklichen Insel, wo Freiheit und Wissenschaften blühen und wo man ohne Furcht reden und schreiben kann, was man will. Ich eilte sofort nach dem Tode meines Ministers dorthin, durchlief ihre Universitäten und hatte das Vergnügen, von ihren Gelehrten Bayle, Newton, Wallis, Gregori, Barrow, Collins, Oldenburg, Burnet und andern freundschaftlich aufgenommen zu werden. Mit

einigen von ihnen führe ich noch heute eine fleißige Correspondenz. Kaum hatte ich indessen die Annehmlichkeiten dieses Landes empfunden, als mich der harte Schlag traf, meinen lieben Kurfürsten von Mainz durch den Tod zu verlieren. Dieser Verlust zerstörte plötzlich alle meine Hoffnungen, und mit ihm sank die beste Stütze und der eifrigste Vertreter unsers kirchlichen Einigungswerkes. Dazu kam für mich persönlich noch der Uebelstand, daß mich sein Tod auch der Besoldung beraubte, die ich von diesem Fürsten erhielt. Um so willkommener war daher in dieser für mich peinlichen Lage der Ruf des Herzogs Johann Friedrich nach Hannover. Doch wollte mich die Königliche Gesellschaft in London nicht eher scheiden sehen, bis sie mich zu ihrem Mitgliede ernannt hatte. Ich erhielt von Johann Friedrich auf mein Ersuchen die Erlaubniß, noch funfzehn Monate auf Reisen zu verweilen, und benutzte die Gelegenheit, noch einmal nach Paris zurückzukehren, um mich in der höhern Geometrie noch zu vervollkommnen und an meiner Rechenmaschine zu arbeiten. Ehe ich jedoch meinen bleibenden Aufenthalt in Hannover nahm, konnte ich auch Holland nicht unbesucht lassen, wo Künste und Wissenschaften stets gepflegt wurden und noch in voller Blüte stehen, ein Land, welches sich rühmen kann,

die erhabensten Geister und Gelehrten ersten Ranges hervorgebracht zu haben und wo der menschliche Fleiß die Natur überwältigt und dadurch das Ländchen zu dem blühendsten Fleck der Erde umgestaltet hat.

O mein Heimatland! rief die Kurfürstin aus! Ja, du bist ein schönes, reiches, glückliches Land, ein blühender Garten! Noch heute segne ich dich, daß du meinem Vater, dem fliehenden, unglücklichen Böhmenkönige, ein sicheres Asyl gewährtest. O wie stolz bin ich darauf, daß gerade auf deinem Boden, du Land der Freiheit und Aufklärung, meine Wiege gestanden!

Nach diesen Worten versank sie einige Augenblicke in tiefes Nachsinnen, dann fuhr sie plötzlich, wie aus einem Traume erwachend, fort: Wie nahm der Herzog Johann Friedrich anfangs den Plan, die getrennten Confessionen wieder zu vereinigen, auf, da er ein Convertit war?

Ich hatte eine lange Conversation mit ihm, entgegnete Leibniz, und eröffnete ihm, mit meinen Planen hervortretend, zunächst meine Ansichten über die Zeichen der wahren Kirche. Der Herzog machte mir den Einwurf, daß bereits viele Versuche dieser Art gemacht seien. Jeder wolle seinen Gegner überzeugen und glaube dann, der Weg, den er gerade einschlage, sei leicht und müsse zum Ziele führen. Der Weg,

den ich vorhabe, entgegnete ich, sei nicht leicht, sondern sehr schwer. Es sei zwischen meinem Verfahren und demjenigen anderer ein kleiner Unterschied. Herzogliche Hoheit, fuhr ich fort, sind mit mir einverstanden, daß Mäßigung im Streite das beste Mittel ist. Nun will ich meine Mäßigung auf eine ganz besondere, ganz unzweifelhafte Weise darthun. Der Herzog entgegnete, daß diese Mäßigung auch eine entgegengesetzte Wirkung haben könne, denn diejenigen, welche sich mit theologischen Streitfragen beschäftigten, wären oft so voreingenommen, daß sie keine andere Sprache leiden wollten als die ihrige und daß sie sogar glaubten, es sei ein Verrath an der Partei, wenn man sich nicht ihrer Redeweise bediene oder wenn man gar die guten Seiten der Gegner anerkenne. Darauf erwiderte ich, daß gerade mein Verfahren alle zur Mäßigung zwingen werde, weil ich sie im Zweifel lassen wolle, ob sie in mir einen Freund oder Feind vor sich hätten. Er spricht mir in Räthseln, entgegnete der Herzog, ich weiß nicht, was Er will.

Die Kurfürstin mußte lachen, und Leibniz fuhr fort: Nun entwickelte ich ihm meinen Plan, den er vortrefflich fand. Ich will so über die Sache reden, fuhr ich fort, daß der Leser nicht erkennen soll, zu welcher Partei ich gehöre, und wenn mir das gelingt, weß

wird man mich anklagen können und wie kann ich mich dem Zorne irgendjemandes aussetzen? Man wird anerkennen müssen, daß die Form meines Plans selbst mich zur Mäßigung genöthigt hat, und daß ich mich nicht habe verstecken können, ohne die Dinge zu mildern und ohne nach allen Seiten eine gewisse Billigkeit zu beweisen. Mein Name als Verfasser der Schrift darf natürlich nicht genannt werden. — Wenn Ihm das gelingt, rief der Herzog aus, daß Er über Religionsstreitigkeiten so schreiben kann, daß man nicht erkennt, welcher Partei Er angehört, dann verspreche ich Ihm einen außerordentlichen Erfolg. Sodann vertiefte er sich in diese Gedanken und bat mich, diese Arbeit um seinetwillen auf mich zu nehmen. Ich erklärte mich bereit und setzte dem Herzoge die Nothwendigkeit auseinander, in der beabsichtigten Darlegung den Leser zu zwingen, dasjenige anzuwenden, woran es der bei weitem größten Mehrzahl der Menschen leider fehle, nämlich: eigenes Nachdenken!

Eigenes Nachdenken! wiederholte die Kurfürstin, ja, ja, das ist es, was den Menschen fehlt, und dieser Mangel an Nachdenken ist auch der Grund, daß die Aufklärung unter ihnen so entsetzlich langsam von statten geht und die Fortschritte der Civilisation und Cultur nur nach Jahrhunderten zu messen sind.

Wenn die Menschen mehr und tiefer dächten, entgegnete Leibniz, dann würden die Katholiken und Protestanten die hauptsächlichsten Punkte ihres Streites bald als unwesentlich erkennen und durch ein gegenseitiges Entgegenkommen mit leichter Mühe erledigen können. Da streiten sie sich unter andern über das Opfer in der Messe, und was ist diese Frage mehr als ein Wortstreit? Ebenso wenig sollte eine Differenz unter ihnen sein wegen der Fürbitte für die Todten und ihren Nutzen, da die Apologie der Augustana sagt, daß es nützlich sei, für die Todten zu beten. Und was die Messe betrifft, so haben wir Protestanten ja nichts gegen dieselbe zu erinnern; wir verlangen nur, daß sie in der Landessprache gehalten werde und daß die Anrufung der Heiligen aufhöre. Auch der Streit über das Abendmahl ist für denkende Menschen ein überflüssiger, sobald die Katholiken feststellen, daß bei der Feier desselben die Anbetung sich nur auf den gegenwärtigen Christus bezieht. In diesem Falle können auch die Protestanten in der Messe der Katholiken ihr Knie beugen. Gewisse Lutheraner würden sogar froh sein, wenn die Elevation der Hostie oder des geweihten Kelches wieder eingeführt würde. Als ein bloßer Wortstreit erweist sich ferner die Lehre von der Rechtfertigung sowie auch die Meinungs-

verschiedenheit von der Gewißheit der Bekehrung und der Absolution nach der Buße. Ebenso thöricht ist es auch, wenn man sich nur gegenseitig verstehen will, darüber zu disputiren, ob gute Werke die Rechtfertigung oder die Vergebung der Sünden verdienen. Ferner solche Sätze, wie: Es gibt keine Handlung ohne Sünde, wir sündigen in allem was wir thun, die guten Werke sind in irgendeiner Beziehung Todsünden, die guten Werke der Gerechten sind nicht völlig Sünde, man muß sich hüten vor guten Werken, gute Werke sind schädlich zur Seligkeit — alle solche Sätze können, wenn sie richtig verstanden werden, unter denkenden Menschen keine Streitfragen mehr sein.

Es gibt doch in der That denkende Köpfe genug unter den Männern des Einigungswerkes, meinte Sophie, sodaß man beinahe conjecturiren muß, der Eigensinn sei auch ein Haupthinderniß für das Zustandekommen der Einheit.

Daran ist nicht zu zweifeln, lautete die Antwort des Philosophen.

So! da sind wir am Ausgange der Allee angekommen! sagte die Kurfürstin. Will Er nun wieder mit zurück nach Herrenhausen fahren, oder rufen Seine Arbeiten Ihn im Hause.

Wenn Ihro Durchlaucht nichts dawiderhaben, so steige ich hier aus, um heute noch einige angefangene Arbeiten zu vollenden.

Lasse Er Sich beileibe nicht durch Rücksichten auf mich zurückhalten. So gern ich auch in Seiner Gesellschaft wieder zurückgefahren und mit Ihm angenehm conversirt hätte, so geht die Pflicht doch vor, und ich will gern einen Genuß dem Wohle der Menschheit, für die Er so rastlos thätig ist, aufopfern. Auf baldiges Wiedersehen, Herr Geheimrath!

Leibniz empfahl sich seiner fürstlichen Begleiterin und schritt zu Fuß der Stadt zu. Bald hatte er seine Wohnung erreicht und trat fast gleichzeitig mit einem jungen Mädchen auf den Flur, welches einige Worte mit ihm zu sprechen und ihm eine Bitte vorzutragen wünschte. Er führte es auf sein Zimmer, wo es sich auf sein Geheiß auf einem Stuhle niederließ und etwas schüchtern und mit bebender Stimme also begann:

Im Vertrauen auf Euere allbekannte Menschenfreundlichkeit habe ich es gewagt, Herr Geheimrath, mich Euch mit einer Bitte zu nahen und Euch einige Minuten Euerer kostbaren Zeit zu rauben.

Womit kann ich Ihr dienen, Mademoiselle? fragte Leibniz freundlich, dessen Augen mit Wohlgefallen auf den schön gestalteten Zügen der Jungfrau ruhten.

Ich bitte nicht für mich, sondern für einen unglücklichen jungen Mann, den Prediger Früh in Stöcken, welcher, weil er zu der halleschen Pietistenpartei gehört, seines Dienstes entlassen ist.

Und da meint Sie, daß ich ihm seine Stelle wiederverschaffen könne? Das steht nicht in meiner Macht, Mademoiselle.

Der Herr Geheimrath wollen gütigst excusiren. Ich weiß, daß eine solche Bitte fruchtlos sein würde, weil das Consistorium sich darauf nicht einläßt. Ich wünschte nur, daß Ihr ihm durch Euern Einfluß eine andere Stelle verschafftet.

Das wäre schon eher möglich, versetzte Leibniz. Aber sage Sie mir doch, aus welchem Grunde nimmt Sie Sich des Herrn so sehr an? Ist Sie etwa Seine Liebste?

Johanne Marie — der Leser wird längst gemerkt haben, daß diese es war — schlug die Augen verschämt nieder und entgegnete: Ich war es bis zu dem Augenblicke, wo er zu meinem Glücke abgesetzt wurde.

Zu Ihrem Glücke? Sie redet in Räthseln, Mademoiselle! Zu Ihrem Glücke abgesetzt wurde, und doch bittet Sie um ein Placement für ihn?

Ich mußte mich dem Willen meines Vaters, mich mit dem mir verhaßten Menschen zu verloben, fügen;

aber seine Absetzung zerriß gottlob! das Band, welches mich an ihn kettete.

Er war Ihr verhaßt? Nun wird es mir klar; aber warum bittet Sie denn um einen andern Dienst für ihn, da Sie doch befürchten muß, daß Ihr Herr Vater Sie dann von neuem zwingt, ihm anzugehören?

Ich bitte nur aus Mitleiden für ihn und habe nicht zu befürchten, daß ich aufs neue mit ihm verlobt werde.

Ist das der alleinige Beweggrund, Mademoiselle?

Ja, Herr Geheimrath; eine andere Absicht habe ich dabei nicht.

Dann werde ich mich sicher Ihres edeln Herzens willen seiner annehmen und ihm irgendeine seinen Kenntnissen angemessene Stellung, vielleicht als Bibliothekar in Berlin oder Wien, zu verschaffen suchen.

Tausend, tausend Dank, Herr Geheimrath! Ihr thut ein gutes Werk an dem unglücklichen Manne.

Bei diesen Worten stand sie auf und ergriff die Hand des Gelehrten, der sodann die Frage an sie richtete:

Wer ist denn Ihr gestrenger Herr Vater?

Der Pastor Sackmann in Limmer.

Der Pastor Sackmann? Ei, ei, den kenne ich ja. Also ein ebenso gestrenger Vater als Seelsorger, ja,

ja, den kenne ich, hat mir auch schon den Text gelesen und zwar an der kurfürstlichen Tafel. — Also ein so artiges Töchterlein hat der alte Herr? Hätte es nicht geglaubt, ei! ei!

Dann die Hand an sein Kinn haltend, wie wenn er sich auf etwas besänne, fuhr er plötzlich fort: Habe auch einmal einen Brief in Bezug auf meinen frühern Schreiber Franz Bruckmann von ihm bekommen. Kennt Sie den jungen Mann?

Johanne Marie erröthete und sagte dann, den Philosophen verschämt und freundlich anblickend: Ja, Franz ist mein Liebster!

Das habe ich fast präsumirt! rief Leibniz aus, indessen konnte ich mir kaum denken, daß der Musje sich eine so feine Demoiselle ausgewählt hat. Liebt Sie den Windhans wirklich?

Mehr als mein eigenes Leben, Herr Geheimrath.

Und der Herr Vater mochte ihn nicht leiden?

Nein, er wollte mich durchaus mit dem nunmehr abgesetzten Prediger Früh vermählen und hat Franz aus dem Hause gewiesen, sodaß er aus Verzweiflung in den Krieg gegangen ist. Haben der Herr Geheimrath noch nichts von ihm gehört? setzte sie kleinlaut hinzu.

Nicht eine Silbe habe ich über ihn erfahren,

Mademoiselle. Ich will mich aber, wenn Sie es wünscht, einmal bei meinem Gärtner, Franz' Stiefvater, erkundigen, oder bei den Mannschaften nachfragen lassen, die gestern nach Hannover zurückgekehrt sind.

Sie sind zurückgekehrt? rief Johanne Marie erbleichend aus, indem sie in großer Aufregung von ihrem Sitze, auf dem sie wieder Platz genommen hatte, sich erhob, den Gelehrten mit ihren schönen Augen anstarrte und mit ihrer rechten Hand nach dem Herzen griff, als wollte sie es besänftigen und das ungestüme Klopfen desselben unterdrücken. Jetzt hätte keine Gewalt der Erde sie länger im Zimmer zurückgehalten. Ein plötzlicher Gedanke durchzuckte sie. Sie wollte vor dem Hause im Großen Wolfshorn vorbeigehen, wo Franz' Mutter wohnte, und wenn der schmucke Krieger dann glücklich und gesund zurückgekehrt sei, dann mußte er sie ja erblicken, dann — o dann! — — Oder ich gehe selbst hinein, dachte sie, und erkundige mich nach ihm bei seiner Mutter!

Freilich ein gewagtes Unternehmen in damaliger Zeit, wo aus Furcht, den Anstand zu verletzen, kein junges Mädchen ohne Begleitung einer Mutter oder Tante auch nur den kleinsten Spaziergang gemacht hätte. Doch solche Gedanken kamen der Tochter des

limmerschen Seelenhirten in ihrer freudigen Aufregung nicht.

Noch einmal ihren Dank aussprechend für die Zusage, dem unglücklichen jungen Prediger eine neue Stellung verschaffen zu wollen, reichte sie dem freundlichen Gelehrten die Hand zum Abschiede. Eben war sie im Begriff, die Thür zu öffnen, als der Schreiber Rafael einen jungen Offizier anmeldete.

Leibniz nickte mit dem Kopfe, und unmittelbar darauf trat Franz herein.

Mit freudestrahlenden triumphirenden Blicken seinen alten Herrn begrüßend, der ihn aber nicht sogleich erkannte, warf er einen flüchtigen Blick auf Johanne Marie, deren Anblick ihm einen freudigen Schrecken einflößte. Auch sie erkannte ihn sogleich, denn das Auge der Liebe sieht scharf, und sein liebes Bild im Herzen, war sie ja im Begriff gewesen, ihn aufzusuchen.

Einen Schrei ausstoßend, stürzte sie sich, alle Rücksichten beiseite setzend, in seine Arme, und heiße, heiße Küsse besiegelten das Entzücken ihres Wiedersehens.

Jetzt wußte auch Leibniz, der sich über das Glück der Liebenden kindlich freute, wer der junge Offizier war, der von ihm herzlich willkommen geheißen, sich

neben ihn setzen und seine Kriegsabenteuer zum besten geben mußte.

Des Geliebten Hand noch immer in der ihrigen haltend und ihre glückverkündenden Blicke auf ihn gerichtet, lauschte Johanne Marie mit der gespanntesten Aufmerksamkeit seiner Erzählung und schmiegte sich, als wolle sie ihn schirmen, enger an seine Seite, als er mit lebhaften Farben die Schlacht von Zenta und die Gefahren schilderte, die ihm von allen Seiten gedroht. Doch mit welchem Hochgefühl blickte sie ihn an, und wie schug ihr Herz in freudiger Aufwallung, als er seine Unterredung mit dem Prinzen Eugen mittheilte und wie dieser ihn zum Offizier ernannt habe.

Leibniz beglückwünschte ihn, und Franz fuhr fort:

Ich bin nur auf Urlaub hier und muß in einigen Wochen wieder nach Wien zum Prinzen Eugen, dessen zweiter Ordonnanzoffizier ich bin, retourniren.

Ihr wollt wieder fort? rief das junge Mädchen, vor Schreck seine Hand fahren lassend.

Nicht ohne Euch, liebwertheste Johanne Marie, wenn Euer Herr Vater uns seinen Consens nicht mehr vorenthält und ich in seinen Augen dem Herrn Pastor Früh ebenbürtig geworden bin. Wie steht die Angelegenheit mit ihm?

Er schadet uns nicht mehr, erwiderte das Mädchen,

und der Vater würde seine Einwilligung auch dann geben, wenn Ihr Schreiber bei dem Herrn Geheimrath geblieben wäret.

Gott sei Dank! sagte Franz. Wenn diese Affaire sich so sehr zu unserm Besten changiret hat, dann werdet Ihr mir die Permission ertheilen, Euch nach Euerer Wohnung zu begleiten.

Johanne Marie verbeugte sich lächelnd und sagte: Ihr habt nicht mehr zu befürchten, vom Vater hinausgewiesen zu werden, im Gegentheil, er wird Euch ohne Zweifel sein Unrecht abbitten und Euch freundlich willkommen heißen.

Aber wodurch in aller Welt hat sich das alles so zu unserm Vortheil gestaltet?

Das werde ich Euch unterwegs mittheilen. Mit dieser Angelegenheit hängt auch mein Besuch hier bei dem Herrn Geheimrath zusammen, dessen Zeit wir indessen nun nicht länger durch unsere Anwesenheit in Anspruch nehmen wollen.

Leibniz betheuerte, daß ihm dieses seltsame Zusammentreffen zweier liebender Personen, für die er die größte Theilnahme hege, viel Freude und Unterhaltung gewährt habe, und bat Franz, seinen Besuch baldigst zu wiederholen und noch mehr über den Feldzug gegen die Türken mitzutheilen.

Franz sagte es freudig zu und trennte sich von seinem alten Herrn, indem er seine Liebste, die stolz an seinem Arme hing und unzählige Fragen an ihn richtete, ihrem älterlichen Hause in Limmer zuführte.

Vor der Hausthür aber gesellte sich noch Krachwedel zu ihnen, der dort, während Franz seinen Besuch bei Leibniz abstattete, Posto gefaßt und überhaupt seinen Stiefsohn, wie er den jungen Mann stets mit großer Genugthuung nannte, nie mehr aus den Augen ließ.

Franz stellte ihm seine Braut vor, deren Schönheit der Alte nicht genug bewundern konnte, indem er mit seinen Kraftausdrücken sehr verschwenderisch um sich warf.

Aber ist mein Franz nicht auch ein stattlicher Bursch geworden? Was meint Sie, Jungfer Sackmannin?

Diese blickte den Geliebten lächelnd an, und Krachwedel fuhr fort:

Mir hat er sein Glück allein zu verdanken, mir allein! Denn hätte ich ihm nur einen Wink gegeben, sich nicht anwerben zu lassen, er säße heutigen Tages noch vor dem Schreibpult und schriebe sich Finger und Genick lahm und krumm;

aber ich habe ihn zu einem Manne gemacht, ich habe ihn animirt, die Muskete zu nehmen, ich!

Es hätte aber auch übel ablaufen können, meinte Johanne Marie, er hätte ebenso gut das Unglück vieler seiner Kameraden theilen können, die ihr frühes Grab in Hungarn gefunden haben.

Der? Potz Pappenheim und Wallenstein! Daß die Türkenhunde dem nichts thun würden, wußte ich, denn der zieht keine Angsthosen an, und wer tapfer ist im Kriege, hat das meiste Glück. Ich habe es immer gesagt, daß er als Offizier zurückkehren würde, und ich gebe Ihr die Versicherung, Jungfer Sackmannin, daß er bald noch höher avancirt, weil er dem Prinzen Eugen im Schose sitzt.

Diese Worte setzte er mit einem pfiffigen Lächeln hinzu.

Dann bin ich Ihm billig zum Danke verpflichtet, erwiderte Johanne Marie, daß Er meinen Liebsten zum Kriegshandwerk ermuthigt hat.

Ja, ja, mir hat er sein großes Glück zu verdanken, mir allein; das sagt seine Mutter auch, die mir jetzt keine Vorwürfe mehr macht und mich noch einmal so lieb hat als früher.

Meinen Dank werde ich durch Liebe und kindlichen Gehorsam zu Ihm und Franz' Mutter an den Tag legen, sagte Johanne Marie.

Das ist ein Mädchen, Franz! Potz Pappenheim und Wallenstein! Die Augen gehen mir über vor Rührung, wenn ich so etwas höre! In der ganzen weiten Gotteswelt hättest du keine schönere und tugendhaftere Liebste finden können. Und Ihr Dank, Jungfer Sackmannin, soll darin bestehen, daß Sie mir die Permission gibt, an dem Hochzeitstage den ersten Tanz mit Ihr zu thun.

Johanne Marie lachte laut auf und gelobte es ihm mit einem Handschlage.

Franz, dessen Gedanken vorauseilend längst in der Pfarrwohnung zu Limmer weilten, und das Geschwätz des Alten fast ganz überhörend, forderte zur Eile auf, und Krachwedel hatte fortan Mühe, den geflügelten Schritten der beiden Liebenden zu folgen.

Nach Verlauf von einer halben Stunde hatten sie das Ziel ihrer Wanderung erreicht, und Ehren-Sackmann schloß versöhnt den jungen Kriegshelden in seine Arme und suchte durch kleine Aufmerksamkeiten und zuvorkommende Freundlichkeit sein an Franz begangenes Unrecht wieder gut zu machen.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Lustenburg.

Vorläufer eines schönern Erdenlebens,
Brichst du vollkommneren Geschlechtern Bahn
Und siehst im Glücke liebereinen Strebens
Das Ferne — Fernste vorempfindend nahn.
Julius Hammer.

Als die Königliche Gesellschaft der Wissenschaften zu Paris nach ihrem Beschlusse vom Jahre 1699 in ihrer Versammlung auch fremde Mitglieder aufnehmen durfte, verfehlte sie nicht, den großen Leibniz zu ihrem ersten Ehrenmitgliede zu ernennen, eine Auszeichnung, die noch heutigen Tages ein Beweis des größten und kostbarsten Vorzugs ist, den ein Mann der Wissenschaft erhalten kann.

Leibniz fühlte sich in der That sehr dadurch geehrt und schrieb sogleich den Mitgliedern der Akademie ein Dankschreiben, in welchem er ihnen seine große Freude über diese Ehrenbezeigung zu erkennen

gab. Er sei glücklich, meinte er, daß seine Schriften so großen Männern und strengen Richtern nicht misfielen, und er hoffe, daß ihm dies den Vortheil verschaffen werde, sich zuweilen der neuen Erfindungen zu bedienen, welche die Mitglieder ihrer Gesellschaft täglich in den Wissenschaften entdeckten. Ihre Zuschriften und ihr Beistand würden ihm ferner helfen und ihn den rechten Weg finden lassen, wenn es die Verbesserung oder die Ausführung einiger neuer Gedanken beträfe, die er noch hätte und die ihm nicht ohne Nutzen für die Menschheit zu sein schienen. Er schloß sein Schreiben mit der Bitte, ihm ihre Meinung über die Verbesserung des Gregorianischen Kalenders mitzutheilen, die man damals in Deutschland einzuführen bemüht war und die mit dem Beginn des folgenden Jahres auch in dem protestantischen Deutschland in Kraft trat.

Zu gleicher Zeit, als er Ehrenmitglied der pariser Akademie geworden war, ging er ernstlich mit dem Vorhaben um, eine Akademie der Wissenschaften in Deutschland selbst, und zwar in Berlin zu gründen, weil er mit Einem Blick die großen Vortheile übersah, welche aus einer solchen Gesellschaft für das gesammte Vaterland erwachsen würden.

Den Entwurf dazu arbeitete er mit vieler Sorg-

falt aus, und er hatte auch die Freude, denselben unverkürzt und unverändert in Ausführung gelangen zu sehen.

Der Kurfürst von Brandenburg übergab ihm die alleinige Aufsicht über die Anstalt und ernannte ihn zu ihrem immerwährenden Vorsitzenden.

Es wurde festgesetzt, daß ihre Mitglieder sich über alle Wissenschaften — Gottesgelahrtheit und Rechtswissenschaft ausgenommen — verbreiten sollten.

Der Zweck der Gesellschaft ergibt sich aus dem Stiftungsbriefe, in welchem Leibniz unter anderm sagt: „Solchemnach soll bei dieser Societät unter andern nützlichen Studien, was zur Erhaltung der deutschen Sprache in ihrer anständigen Reinigkeit, auch zur Ehre und Zierde der deutschen Nation gereichet, absonderlich mit gesorget werden, also daß es eine deutschgesinnte Societät der Scienzien sei; dabei auch die ganze deutsche und sonderlich Unserer Landen weltliche und Kirchenhistorie nicht versäumt werden soll.“ —

Wäre die Aufnahme in die Akademie weniger von der wissenschaftlichen Tüchtigkeit als von der politischen oder religiösen Gesinnung abhängig gemacht, und wären nur solche Männer zu der Aufnahme befähigt gewesen, die nach unserer heutigen Ausdrucks-

weise in politischen Dingen reactionär, in Bezug auf den Glauben orthodox waren, dann hätte vor allen unser Leibniz zuerst ausgeschlossen werden müssen, denn er war, obgleich ein Hofmann, doch ein „Fortschrittsmann“ in des Wortes verwegenster Bedeutung, ein Revolutionär, wie sie leider nur in Zwischenräumen von Jahrhunderten geboren werden.

Ob die berliner Akademie im Geiste ihres großen Gründers handelte, wenn sie in unsern Zeiten wissenschaftlich und künstlerisch hoch begabte Männer, die aber hinsichtlich der Politik und vielleicht auch der Religion anderer Meinung sind als die Mitgliederschaft, ausscheidet oder den Eintritt ihnen versagt, das müssen wir bezweifeln. Leibniz würde sich nie durch abweichende politische oder religiöse Gesinnungen bei der Aufnahme eines Mitgliedes haben leiten lassen, dazu war er zu gelehrt und zu human.

Kurz nach Gründung dieser Akademie wandte sich Leibniz an den König von Polen, Friedrich August, mit der Bitte, eine gleiche Anstalt in Dresden errichten zu dürfen. Doch leider kam dieser Plan wegen der damaligen Kriegsläufe und besonders wegen der Wechselfälle, denen das Leben dieses Königs selbst unterworfen war, nicht zu Stande. Aus diesem Grunde konnte Friedrich August auch einen andern Vorschlag

des herrlichen Leibniz nicht zur Ausführung bringen, nämlich die Seidenraupenzucht in Sachsen einzuführen und zur Unterhaltung dieser nützlichen Thiere an allen denjenigen Orten im Kurfürstenthum Sachsen, die ihm dazu geeignet scheinen würden, Maulbeerbäume anpflanzen zu lassen.

Während seines Aufenthalts in Berlin im Jahre 1700, bei Gelegenheit der Gründung der Akademie, beschäftigte sich Leibniz wieder auf besondern Antrieb der Kurfürstin Sophie Charlotte von Brandenburg sehr eifrig mit der Ausarbeitung seiner Theodicee, bis zu deren Vollendung aber dennoch zehn volle Jahre verflossen.

Die Aufmunterung, die ihm im täglichen Verkehr mit dieser schönen und liebenswürdigen Frau hinsichtlich seiner menschheitbeglückenden Plane von ihr zu Theil wurde, sowie der auserlesene Kreis geistvoller Menschen, mit denen sie sich auf ihrem Schlosse Luzenburg (Charlottenburg) zu Scherz und Ernst umgab, fesselte ihn länger in Berlin, als nöthig gewesen wäre, und führte ihn noch mehreremal auf kürzere Zeit, selbst ohne Wissen seiner hannoverischen Kurfürstin, dorthin, sodaß diese einst, als sie einen abhanden gekommenen Hund austrommeln hörte, zu ihrer Umgebung lächelnd sagte: Es bleibt mir nichts

weiter übrig, als meinen Leibniz auch noch austrommeln zu lassen.

Sophie Charlotte von Brandenburg, Sophiens würdige Tochter, fühlte sich durch das steife Formwesen, mit dem ihr Gemahl als angehender König sich so gern umgab, auf das unangenehmste beschränkt, und sie war nicht glücklicher, als wenn sie, den beengenden Verhältnissen in Berlin entflohen, im Parke zu „Lustenburg“, wie sie das heutige Charlottenburg nannte und wie es auch Leibniz in seinen Briefen an Sophie von Hannover oft scherzweise bezeichnete, lustwandeln und mit einigen Auserwählten durch platonische Gespräche, die oft mit feinen Scherzen gewürzt waren, die Stunden des Tags verkürzen konnte. Ihr verdankte der Hof den Glanz der Wissenschaften und Künste sowie auch die Grazien des geselligen Lebens.

Leibniz verlor aber ungeachtet seiner wissenschaftlichen Arbeiten und der Mühen, denen er sich bei Gründung der Akademie unterziehen mußte, und ungeachtet der Freuden, die er in Lustenburg genoß, die politischen Welthändel nicht aus den Augen. Viele Briefe, die er damals an seine große Kurfürstin und andere Personen richtete, sind ein redender Beweis von seiner Einsicht und seinem Ueberblick als

Politiker und Staatsmann, und zeigen uns auf jeder Seite, wie sehr ihm das Wohl des deutschen Vaterlandes am Herzen lag. Sein Blick reichte ausnahmsweise über die Grenzpfähle der sogenannten engern Vaterländer hinaus, und alles, was er für Hannover, Preußen, Sachsen und Oesterreich that oder zu thun beabsichtigte, geschah nur im Dienste des gesammten deutschen Landes, an dessen Einheit er unaufhörlich arbeitete und für dessen Aufklärung, Bildung und Wohlstand er in angestrengten Nachtwachen seine Gesundheit zum Opfer brachte.

Er war ein Pionnier in dem Urwalde des Aberglaubens, der Beschränktheit, der Roheit und Barbarei, und die Axtschläge seines Geistes machten den Lichtstrahlen der sonnigen Aufklärung Raum und den sumpfigen, kalten Boden geeignet für die Geistescultur der beiden nachfolgenden Jahrhunderte.

Kurz vor seiner Rückkehr nach Hannover lustwandelte er eines Tags an der Seite der Kurfürstin Sophie Charlotte, des Grafen Dohna und des Ministers von Fuchs in dem lustenburger Schloßgarten und suchte diese Herren von der Nothwendigkeit zu überzeugen, daß das demnächstige junge Königreich Preußen mit der von ihm vorgeschlagenen Einigung der deutschen Fürsten den Anfang machen und durch frei-

sinnige Einrichtungen den übrigen deutschen Staaten ein Muster werden müsse.

Besonders aber, fuhr er fort, muß das brandenburgische Cabinet seine Empfindlichkeit und Anmaßung aufgeben, ein Umstand, durch den dasselbe nicht gerade geeignet ist, sich in Deutschland Freunde zu erwerben. Mon Dieu! wie oft habe ich nicht allein hier, sondern auch an andern Höfen zur Eintracht ermahnt! — sed non omnes capiunt hoc verbum! nicht alle fassen dieses Wort.

Erlaubet mir, mon cher ami, entgegnete Herr von Fuchs, darüber ließe sich viel sagen! Hier beklagt man sich über die Anmaßung der kleinen deutschen Höfe, und ich möchte die Frage aufwerfen, wer mehr Ursache hat, anmaßend zu sein, das größere Brandenburg oder das kleinere Hannover?

Freundliches Entgegenkommen auf allen Seiten und Nachgeben in unwesentlichen Dingen würde manche Gehässigkeit und Zänkerei vermieden haben, meinte die Kurfürstin.

Ja, sie geben an allen Höfen durch kleinliche Eifersüchteleien Veranlassung, daß kein Verständniß und also auch keine Allianz zu Stande kommt, behauptete der Graf Dohna, und wir wollen unser Cabinet keineswegs von dieser Schuld ganz freisprechen.

Wem steht es schöner an, nachgiebig und zuvorkommend zu sein, fragte Leibniz, den Kleinen oder den Großen? und wer würde in diesem Falle den Vortheil davon haben?

Nun denn, meinte Sophie Charlotte, wenn auch hin und wieder kleine Mishelligkeiten und Reibereien zwischen beiden Cabineten entstanden sind, so stehen ihre Armeen doch friedlich dem allgemeinen Feinde gegenüber beisammen. Hannover und Brandenburg kämpften stets vereint gegen die Türken und Franzosen und stehen augenblicklich wieder den Dänen gegenüber.

Noch nicht, kurfürstliche Durchlaucht, entgegnete Leibniz. Denn auf welche Seite sich Brandenburg in dem gegenwärtigen Kriege, den die Braunschweig-Lüneburgischen gegen Dänemark führen, schlagen wird, ist noch fraglich. Brandenburg fürchtet die wachsende Macht des lüneburgischen Hauses und fängt schon an, auf das Uebergewicht dieses Staats im Norden eifersüchtig zu werden.

Noch keine Nachrichten aus dem Felde wieder angekommen, Herr College? Mit diesen Worten suchte der Graf Dohna einer Beantwortung der Leibniz'schen Bemerkung auszuweichen.

Nichts von Bedeutung, lautete die Antwort; man

glaubt auch nicht, daß es zu einer Schlacht kommen wird.

Meine Brüder sind gottlob! gesund, sagte die Kurfürstin, und wie mir meine durchlauchtigste Mutter aus Hannover schreibt, hat ein Theil der braunschweig-lüneburgischen Truppen unter dem Feldmarschall Chauvet und dem General von Sommerfeld der Armee des Königs von Polen, welcher den Dänen zu Hülfe eilte, vor einigen Tagen bei dem Städtchen Bokenem ein Treffen geliefert und sie zum Rückzuge genöthigt.

Die drei Männer drückten ihr Erstaunen aus, und die Kurfürstin fuhr fort, sich an Leibniz wendend: Da hätte ich bald vergessen, Ihm, Herr Geheimrath, ein Schreiben von meiner Frau Mutter zu übergeben, welches als Einlage in meinem Briefe mit eingeschlossen war.

Bei diesen Worten zog sie den Brief aus ihrer zierlichen Tasche hervor und überreichte ihn dem Gelehrten, der, seinen Dank abstattend, um Entschuldigung bat, wenn er seine Neugierde sogleich befriedige.

Er blieb einige Schritte hinter der kleinen Gesellschaft zurück und las, langsam und ohne aufzublicken weiter schreitend. Dann wandte er sich, die Kurfürstin wieder einholend, mit folgenden Worten an

dieselbe: Da der Brief keine Geheimnisse enthält, und Ihro kurfürstliche Durchlaucht für alles große Theilnahme haben, was Dero durchlauchtigste Frau Mutter betrifft, so bitte ich, mir zu gestatten, das Schreiben vorzulesen.

Er las: „Ich weiß, daß Er an dem Ruhme unserer Fürsten Antheil nehmen wird. Ihr Feldzug hat gut angefangen, wie meine Tochter Ihm mittheilen wird, und ich zweifle nicht, daß er auch gut endigen und der Friede bald erfolgen werde. Da sie indessen sich in dem holsteiner Marschlande befinden, wo gut aufgetischt wird, so glaube ich nicht, daß sie sich sobald zurückziehen werden, denn unsere Prinzen lassen es sich gern gut schmecken. Die Damen sind wegen ihrer Freunde und Liebhaber sehr in Sorgen, wenn es etwa zu einer Schlacht kommen sollte. Aber ich glaube nicht, daß der König von Dänemark es wagen wird. Man glaubt, daß die Absichten des Kurfürsten von Brandenburg ganz anders wohin gehen, als uns zu helfen —“

Nun was habe ich gesagt? rief aufblickend Leibniz dazwischen und fuhr dann, als er keine Antwort erhielt, im Lesen fort:

„Man sagt, daß er, um diesem Kriege ein Ende zu machen, unsern Minister, Herrn von Bernstorff,

mit einem Einfall auf seine Güter bedroht habe, der infolge dessen denn auch wol zum Frieden geneigt sein wird, um dieses Unglück von sich abzuwenden."

Leibniz machte wieder eine Pause und sagte: Einen solchen Brief scheint der Herr von Bernstorff in der That von Seiner Durchlaucht dem Kurfürsten von Brandenburg erhalten zu haben, denn vor einigen Tagen schrieb er mir etwa folgende Worte: „Vielleicht wird man in zwei Monaten zufriedener mit mir sein, wenn man meine friedfertigen Gesinnungen sieht."

Die Kurfürstin lachte und die Herren folgten ihrem Beispiele.

Leibniz las sodann weiter: „Was mich anbelangt, so gebrauche ich meine Muße, um meine Enten und Schwäne zu füttern, denen ich noch mehr Häuschen im Garten habe machen lassen. Er sieht, daß ich eine gute Haushälterin werde, da ich nun meine eigene Wirthschaft habe. Es ist eine Freude zu sehen, mit welcher Sorgfalt die Alten sie auf Rücken und Flügeln tragen, wenn die Kleinen vom Schwimmen müde sind. Ich bin wegen Seiner Gesundheit besorgt, schone Er Sich; doch leider wird Er in Berlin unsere hannoverische Kost entbehren.

Ich verbleibe

Seine wohlaffectionirte Sophie."

Die gute Mutter hat sich von jeher viel mit den Schwänen zu schaffen gemacht, sie gewähren ihr ein unendliches Vergnügen! sagte die Kurfürstin und schaute an dem Ufer eines Teiches, wo sie mit ihren Begleitern stehen geblieben war, gedankenvoll auf zwei herbeirudernde Schwäne, deren Verlangen sie aber augenblicklich leider nicht erfüllen konnte.

Sie hatte sich dabei auf einen breiten Stein gestellt, der, halb in der Erde vergraben, mit Moos bedeckt war und dessen verwitterte, fast gänzlich unleserlich gewordene Inschrift seinen ehemaligen Zweck andeutete: es war ein alter Leichenstein.

Mein guter Vater, sagte sie, mit dem Fuße das Moos von der Inschrift schabend, ist nun schon dahin, und dieser alte Stein hier ist ein Memento mori für mich —! Wer weiß, wie bald auch mich ein solcher Stein deckt!

O Durchlaucht, nicht so trübe Gedanken! bat der Graf Dohna.

Ihro kurfürstliche Durchlaucht stehen noch in der Blüte der Jahre, meinte Leibniz, und werden Sich hoffentlich eines ebenso heitern Lebensabends zu erfreuen haben wie Dero durchlauchtigste Frau Mutter.

Ich möchte wol wissen, wer unter diesem Steine einst geruht hat! sagte sie, freundlicher wieder aufblickend.

Gewiß ein sehr düsterer Kopf, meinte Leibniz.

Oder auch vielleicht ein glänzender Kopf, sagte der Graf; ein heller, erfindungsreicher, genialer Kopf, der seine Zeitgenossen weit überragte und dessen Gedanken der spätesten Nachwelt noch zugute kommen.

Nimmermehr! rief Leibniz, indem ein schmerzlicher Zug um seine Mundwinkel spielte. Solchen Menschen, Herr Graf, wie Ihr da schildert, errichtete man keine Denksteine, nein, die starben auf dem Scheiterhaufen oder verhungerten hinter Hecken und Zäunen. Ich brauche Euch wol keine Beispiele zu nennen.

Ich stimme Euch nunmehr bei, Herr Geheimrath, sagte die Kurfürstin. O, welch ein tragischer Zug geht doch durch die Geschichte der ganzen Menschheit!

Die von jeher die Vertheidigerin ihres eigenen Unglücks gewesen ist, fügte Leibniz hinzu.

Es ist gut, meinte die Kurfürstin, daß Er nicht hundert oder auch nur funfzig Jahre früher gelebt hat; Ihn hätte man ohne Frage auch verbrannt, denn man würde Ihn, wenn Er damals mit Seinen Erfindungen aufgetreten wäre und Seine heterodoxen Gedanken in der Religion ausgesprochen hätte, für einen Hexenmeister, Zauberer und Ketzer gehalten haben.

Ich danke Gott, erwiderte Leibniz, daß er mir so human denkende und aufgeklärte Fürstinnen als Be-

schützerinnen gab, sonst liefe der alte Löwenix Gefahr, auch heutigen Tages noch verbrannt oder doch mindestens gesteinigt zu werden.

Alle lachten laut auf, und die Kurfürstin forderte die Herren auf, ihr ins Schloß zu folgen, da es Zeit sei, zur Oper zu fahren, wo ihr Gemahl sie erwarte.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Lord Macclesfield.

Wir wünschen Eure Gegenwart bei diesem königlichen Act, der für Uns als Dame und als Mutter und Obervormünderin dieses Volkes wichtig ist.
Kenilworth, II, 17.

Anna, die Lieblingstochter des entthronten Jakob II., die gern ihrem Vater in die Verbannung nach Frankreich gefolgt wäre, war wider ihren Willen vom Lord Churchill, dem nachmaligen Herzog von Marlborough, der überhaupt nebst seiner Gemahlin lange Jahre hindurch einen großen Einfluß auf diese mit nur mittelmäßigen Geistesgaben ausgerüstete Prinzessin ausübte, in England zurückgehalten worden.

Dem Prinzen Georg, Bruder des dänischen Königs Christian V., mit dem sie vermählt war, gebar sie siebzehn Kinder, die aber alle vor ihr starben. Den Bitten des Parlaments, als siebenunddreißig-

jährige Witwe sich von neuem zu vermählen, gab sie kein Gehör, wahrscheinlich um ihren Bruder, über den sie freilich öffentlich die Reichsacht auszusprechen genöthigt war, nicht der Hoffnung zu berauben, den nach ihrem Tode erledigten Thron zu besteigen. Die letzten Worte auf ihrem Sterbebette: O mein lieber Bruder, wie bedauere ich dich! deuten auch diese Absicht genugsam an und enthüllen das Geheimniß ihres ganzen Lebens.

Das Parlament sah sich bei ihrer fortwährenden Weigerung, eine neue Ehe einzugehen, daher bei Zeiten, als ihr Vorgänger Wilhelm von Oranien noch herrschte, nach einem verwandten protestantischen Fürstenhause um, welches würdig wäre, auf den demnächst erledigten Thron Großbritanniens gehoben zu werden.

Die Wahl fiel auf die einundsiebzigjährige Kurfürstin Sophie von Hannover, weil sie nach Ausschluß der Stuarts als Großtochter Jakob's I. die nächste Anwartschaft auf die englische Krone hatte und als eine edle, vortreffliche Frau bekannt war.

Leibniz war kaum von Charlottenburg nach Hannover zurückgekehrt, als eine aus etwa vierzig Personen bestehende Gesandtschaft, an deren Spitze der Lord Macclesfield stand, der Kurfürstin den Entscheid

des Parlaments vom 23. Juni 1701 überbrachte, der ihr und ihren Nachkommen nach dem Absterben der Königin Anna die Thronfolge in England sicherte.

Der Lord wurde von der Stadt Stolzenau, bis wohin ihm eine Gesandtschaft entgegengeschickt war, nach Hannover abgeholt, wo er am Abend des 12. August eintraf und sich sogleich incognito zur Kurfürstin verfügte, um ihr seine Aufwartung zu machen. Sophie hatte sich schon von jeher, ohne daß sie von ihrer dereinstigen Wahl als Königin von England eine Ahnung gehabt hätte, viel mit der englischen Regierungsform beschäftigt; sie kannte sie vollständig und gab ihre Bewunderung für dieselbe, so oft sich nur eine Gelegenheit darbot, zu erkennen. Auch war sie, weil sie eine englische Mutter gehabt, der englischen Sprache vollkommen mächtig; überdies sprach sie mit der größten Fertigkeit holländisch, französisch und italienisch — nur ihre deutsche Sprache hatte sie nach der Sitte der damaligen Zeit fast gänzlich vernachlässigt, sodaß heutigen Tages die geringste Frau aus dem Volke sie in dieser Hinsicht hätte beschämen können.

Französisch und englisch sprach sie am liebsten, und sie war überhaupt in ihrem ganzen Wesen und in ihren Neigungen mehr eine Engländerin als eine Deutsche, ohne Zweifel ein Erbtheil ihrer Mutter.

Es läßt sich nun leicht bei ihrer Vorliebe für alles englische Wesen denken, welch ein Empfang dieser Gesandtschaft, die ihr den Glückwunsch als dereinstigen Königin von England überbrachte, in Hannover zu Theil wurde! Er war einer Königin von England würdig! Eins der größten Häuser wurde zur Bequemlichkeit des Lords eingerichtet und sein Tisch war noch den letzten Tag mit so köstlichen und reichen Speisen besetzt, wie das erste mal.

Mehreremal fanden große Festlichkeiten, Concerte, Theater, Bälle und Spiele zu Ehren der Gäste statt. Staatscarreten, von den schönsten Vollbluthengsten aus dem Marstalle gezogen, sowie auch eine bedeutende Anzahl von Sänften standen stets zu ihrer Verfügung, und die Bürger der Stadt waren angewiesen, von keinem Engländer, wenn er etwa Trinken oder Essen verlangen sollte, Geld anzunehmen.

Der öffentliche feierliche Act der Uebergabe der Parlamentsacte geschah am Tage des 15. August.

Acht kurfürstliche Carreten nahmen das Gefolge des englischen Gesandten auf. In dem sechsspännigen Wagen des Gesandten sah man rückwärts, diesem gegenüber, den Sohn des Ministerialvorstandes, Kammerherrn Grafen Platen; zwei Edelknaben in Mänteln, sechs Lakaien umgaben den Wagen des Lords,

und zwei Läufer eilten ihm vorauf. Der Schloßhauptmann von Hardenberg mit den hannoverischen Cavalieren empfing ihn beim Aussteigen; auf der Mitte der Schloßtreppe begrüßte ihn der Oberhofmarschall Baron Görtz, und der Kammerherr von Galli führte ihn zur Kurfürstin Sophie, vor der er sich dreimal verneigte und ihr die Hand küßte. Sodann sich wieder dreimal verneigend, ließ sich der Lord aus den Händen des ihn begleitenden Clerc Williams die Parlamentsacte geben, welche auf Pergament geschrieben, mit Silberschnur geheftet und mit dem englischen Reichssiegel in grünem Wachs versehen war, und überreichte dieselbe der kurfürstlichen Frau, vor ihr niederknieend.

Sophie überreichte darauf die Acte sämmtlichen Anwesenden und dem Lord die Hand zum Kusse, forderte ihn auf, sich wieder zu erheben, und übergab schließlich das Pergament dem Kammerjunker von Braun.

Darauf knieten auch die übrigen Mitglieder der englischen Gesandtschaft sowie auch Leibniz und die anwesenden hannoverischen Cavaliere vor ihr nieder und küßten ihr die Hand.

Nach vollendeter Ceremonie, der Leibniz bis zum Schluß beiwohnte, war Vorstellung bei ihrem Sohne,

dem Kurfürsten, und dem Kurprinzen Georg, sodann wurde die Oper besucht und offene Tafel gehalten, bei welcher Sophie in einem vergoldeten Armsessel unter einem Thronhimmel saß. Zu ihrer Rechten nahm der Kurfürst Georg und zu ihrer Linken der jüngste Prinz Platz. Der Lord saß neben dem Kurfürsten. Der Hauptmahlzeit folgte ein Ball, auf welchem der Lord jede Gelegenheit benutzte, um mit Leibniz zusammenzukommen und ihm seine und seines Volkes Hochachtung zu bezeigen.

Am folgenden Tage hielt er in einer vierspännigen Staatscarrete vor des Gelehrten Wohnung und überbrachte ihm eigenhändig ein Empfehlungsschreiben von dem englischen Bischof Burnet, welches die größten Lobsprüche für Leibniz enthielt.

Der Bischof wußte es, so hob der Lord bei Ueberreichung des Briefes an, daß er mir keinen nützlichern und angenehmern Dienst erweisen konnte, als durch seine Empfehlung mich mit einem Manne bekannt zu machen, auf den nicht nur der hannoverische Hof, sondern das ganze Deutsche Reich stolz ist.

Der Bischof sowol wie Euere Herrlichkeit überschätzen meine Leistungen, entgegnete Leibniz, die allerdings im Auslande, in Frankreich und England mehr Anerkennung finden als in dem Heiligen Römischen

Reiche deutscher Nation, wo sicherlich mehr als anderswo der biblische Ausspruch, daß der Prophet in seinem Vaterlande nichts gilt, zur Wahrheit geworden ist.

Das ist allerdings leider wahr, meinte der Lord, Deutschland hat von jeher seine berühmtesten Männer sehr vernachlässigt —

Verhungern lassen, verbesserte Leibniz, wie zum Beispiel Gutenberg, Ulrich von Hutten und Kepler.

Und — fuhr der Lord fort — ihre Verehrung der Nachwelt und dem Auslande überlassen.

Es ist nun einmal die Eigenthümlichkeit des deutschen Charakters, meinte Leibniz, alles Fremde dem Einheimischen, und wenn dieses zehnmal besser wäre, vorzuziehen; das war schon zu den Zeiten der Römer und ist heute noch der Fall. Wir Deutsche neigen sehr zum Weltbürgerthum, haben wenig Patriotismus und beschäftigen uns mehr und lieber mit den Angelegenheiten anderer Völker als mit unsern eigenen. Der Kosmopolitismus ist unsere innerste Natur und kann uns daher auch eben nicht zum Vorwurf gereichen.

Durchaus nicht, lautete die Antwort des Lords, es ist sogar gut, daß es auch ein solches Volk auf dem Erdenrunde gibt, das kosmopolitisch denkend und

handelnd den übrigen Völkern die Resultate seines Denkens mittheilt und das Schöne und Gute anderer Nationen mit Bienenfleiß sammelt und in sich aufnimmt. Ist denn auch wirklich einmal etwas Gift dazwischen, so wird solches in der großen Masse des wirklich Guten ohne schädliche Folgen sein.

Sehr wahr, sagte Leibniz, und dennoch ist es zur Sicherstellung eines so herrlichen Volks, wie das deutsche ist, durchaus nöthig, daß es sich mehr Selbstgefühl und Vaterlandsliebe aneignet, daß es seinen Werth kennen und sich als ein großes Volk von Brüdern fühlen lernt. Es ist nöthig, damit es die räuberischen Angriffe von seiten Frankreichs gebührend zurückweisen kann, dem Auslande gegenüber geachtet dasteht und ihm durch seine Zerrissenheit und Schwäche nicht zum Gespött werde. Wenn jedes einzelne Volk sich erst möglichst vollkommen geistig entwickelt und ausgebildet hat, erst dann können die Früchte solches Strebens allen Völkern zugute kommen, die, davon bin ich fest überzeugt, im Laufe der Jahrhunderte doch noch einmal eine große Familie bilden, dem fluchwürdigen Blutvergießen ein Ende machen und das werden müssen, was wir verachteten Deutschen jetzt schon sind — Kosmopoliten.

Sollte es wol jemals dahin kommen, Herr Ge-

heimrath? Ich zweifle daran, denn die Menschen werden ewig Menschen bleiben, werden nie ihre thierische Natur verleugnen und ihren Thatendrang nur im blutigen Kampfe, wie bisher, befriedigen können.

Gewiß sind in unsern düstern Zeiten, wo die Augen der Menschen noch wie mit einer Binde umzogen sind und wo kaum die erste Morgendämmerung der menschlichen Aufklärung angebrochen ist, der Menschheit noch viele blutige Kriege vorbehalten, das liegt auf der Hand; aber der Zweck unsers Daseins ist nicht, uns gegenseitig zu tödten, sondern uns in Liebe das kurze Leben zu verschönern. Dem menschlichen Thatendrange werden stets noch andere, dem Geschlechte würdigere Kämpfe vorbehalten bleiben als die bestialischen Blutkämpfe der Schlachten. Die ganze Natur steht ihm als Kampfplatz zu Gebote. Ihre noch verborgenen, unendlich reichen Kräfte durch Fleiß und Nachdenken und durch tieferes Eingehen in ihre geheime Werkstatt kennen zu lernen und sich ihrem Dienste zu unterwerfen — das ist die Aufgabe der zukünftigen vernünftigern, vollkommenern Sterblichen. Ich vermeine die Zukunft der Menschheit, die, trotz scheinbarer Rückschritte, stets im Fortschreiten begriffen ist, ziemlich klar vor Augen zu sehen. Ihr Horizont wird immer weiter. Kämpfe der Städte mit Städten,

der Gaue mit Gauen haben längst aufgehört, es werden auch die Kämpfe der Völker mit Völkern aufhören; sie werden sich betrachten wie Eine Familie und werden dann auch Eine Sprache reden.

Arbeitet Ihr noch an Euerer Weltsprache, Herr Geheimrath? Der Bischof Burnet hat mir gesagt, daß Ihr eine solche unter der Feder habet.

Ich arbeite noch daran, ja, aber mehr zu meinem eigenen Vergnügen und zum Nachdenken für die Gelehrten, da ich recht wohl weiß, daß eine solche Sprache sich nicht künstlich einführen läßt, sondern im Laufe der Jahrhunderte aus dem großen Weltverkehr der Menschen herauswachsen muß. Wie die einzelnen Quellen und Bäche sich zu Flüssen, Flüsse zu Strömen, diese in dem großen Weltmeere zu einem Ganzen sich vereinen, so schmelzen Familien zu Stämmen, Stämme zu Völkern und Nationen, und diese wieder in den großen Ocean der Menschheit zusammen. Noch schwimmen wir in den Flüssen, doch ahnen wir schon die Nähe der Ströme, und wenn wir unsere Ohren nur offen haben, dann hören wir sogar schon das Brausen des Weltmeers.

Ich bewundere Euer Vertrauen zu der Zukunft und den tiefen Blick in die Geschichte der Menschheit, der Euch allerdings wol weniger hinter Euerm

Büchertische als auf dem großen Markte unserer Weltstadt gekommen ist, habe ich recht?

Ich kann es nicht leugnen, daß meine Reisen in Europa mir von großem Nutzen gewesen sind, meinen Blick erweitert, meine Ansichten theils geläutert, theils befestigt und mich in meinen geschichtlichen Forschungen und philosophischen Ideen wesentlich unterstützt haben.

Ihr werdet doch ohne Zweifel mit der Königin Sophie auch nach England übersiedeln?

Das hoffe ich. Es ist von jeher mein heißester Wunsch gewesen, in einer Stadt wie Paris oder London zu leben. Hier in Hannover, wo man, unsere große Kurfürstin ausgenommen, selten einen Menschen findet, mit dem man ein wissenschaftliches Gespräch führen kann, fehlt mir jegliche Anregung, die ich ebenso wenig entbehren kann wie jeder andere wissenschaftlich strebende Mensch. Wir wollen es hoffen, daß Sophie noch die Thronbesteigung in England erlebt, denn dann wird meiner Uebersiedelung dorthin nicht allein nichts im Wege stehen, sondern die Königin würde es sogar befehlen, daß ich meinen Wohnsitz in ihrer Nähe aufschlüge, weil sie sich an meinen Umgang gewöhnt hat.

Ihr würdet auch in England sehr willkommen

geheißen werden, erwiderte der Lord. Wir würden Euch Hochachtung und Liebe entgegentragen und uns bemühen, Euch den Aufenthalt dort so angenehm wie möglich zu machen.

Von der Gastfreundschaft Euerer Landsleute habe ich schon bei meinem ersten Besuche den besten Beweis erhalten, lautete des Gelehrten Antwort, und ich würde es als mein höchstes Glück betrachten, als ein Mitbürger dieses weltbeherrschenden Volkes auf diesem meerumbrausten Bollwerke der Freiheit den Rest meiner Lebenstage zu beschließen.

Der Lord fühlte sich durch diese Worte geschmeichelt und fuhr in dem von Leibniz begonnenen Lobe seiner Nation fort, indem er besonders die durch blutige Kämpfe errungene freie Verfassung rühmte und Leibniz mit allen Einzelheiten derselben bekannt zu machen suchte.

Länger als eine Stunde verplauderten sie auf diese Weise. Dann erhob sich der Lord, sprach noch einmal, indem er Leibniz die Hand zum Abschied reichte, seine Freude aus, des berühmten Gelehrten persönliche Bekanntschaft gemacht zu haben, und entfernte sich mit den Worten: Auf Wiedersehen in England!

Nach einigen Tagen fand noch ein zweiter feierlicher Empfang des Lords am kurfürstlichen Hofe statt,

bei welcher Gelegenheit Georg mit dem Hosenbandorden geschmückt wurde, den ihm der König Wilhelm sandte. Die Feier dieser Handlung ging auf folgende Weise vor sich: Der Kurfürst erhielt das Ordensbuch eingehändigt und wurde von den englischen Commissarien mit dem blauen Bande und den Ritterzeichen bekleidet. Dann begab er sich nach dem großen Audienzsaale, wo die Kurfürstin-Mutter nebst der ganzen kurfürstlichen Familie versammelt war, und ließ sich unter einem Thronhimmel nieder, worauf dann die Commissarien das königliche Patent zu der Ordensinvestitur überreichten und die Einkleidung vornahmen. Sie umgürteten sein linkes Knie mit dem Hosenbande, in Diamanten geschmückt, und bekleideten ihn mit Mantel, Hut und Kette des Ordens; dann hielt der Herold eine lateinische Rede, überreichte dem Kurfürsten eine schwarze, mit Edelsteinen und Federn geschmückte Sammtmütze, das Statutenbuch mit dem großen Ordenssiegel in einem vergoldeten Kästchen, zwei gestickte Sterne und zwei Kniebänder, worauf dann die Proclamation als Ritter des Hosenbandordens erfolgte.

Nach Beendigung der Feierlichkeit war wieder ein glänzender Ball.

Bei seiner Abreise am 10. September übersandte

die Kurfürstin dem Lord Macclesfield ihr mit Diamanten reich besetztes Bildniß, einige tausend Pfund Sterling an Werth, und der Kurfürst Georg begleitete das Geschenk mit einer großen, massiv goldenen Gießkanne nebst Becken.

Das sämmtliche Gefolge des Lords sowie alle zufällig durchreisenden Engländer wurden die ganze Zeit hindurch frei beherbergt und beköstigt, und die Bedienten der Gesandtschaft erhielten jeder täglich eine halbe Krone. Selbst der den Lord begleitende Prediger Sandys wurde beim Abschiede reich beschenkt.

O Gott, wie glücklich würde ich sein, wenn ich noch erlebte, daß ich Königin von England würde! sagte die Kurfürstin zu dem neben ihr stehenden Leibniz, indem sie vom Schlosse aus der abfahrenden Gesandtschaft nachblickte, die an der Ecke der Burgstraße ihren Augen entschwand. Ich sage Ihm, Leibniz, ich wäre die glücklichste Person der Welt und möchte vor Freude aufjauchzen, wenn ich daran denke, daß man einst auf meinem Grabe liest: Hier ruht Sophie, Königin von England! So lange nur möchte ich leben, daß mir diese Grabschrift zu Theil würde, und wenn ich nur auf Einen Tag Königin wäre!

Euer kurfürstliche Durchlaucht sind noch so rüstig und haben ein noch so jugendliches Ansehen, daß aller

Wahrscheinlichkeit nach Dero Lebensziel noch ein recht fernes ist.

Ich mache mir über diesen Punkt keine Illusionen, Herr Geheimrath, und kenne die Schwächen meines Alters am besten. Ich weiß, daß ich in einem Alter stehe, in welchem ich jeden Augenblick darauf vorbereitet sein muß, vom lieben Gott abgerufen zu werden. In der That, in meinen Jahren sollte man an kein anderes Reich mehr denken als an das himmlische.

Euer kurfürstliche Durchlaucht werden Sich, sobald Sie den englischen Thron bestiegen haben, wo Dero jugendlicher Thatkraft ein so großer Wirkungskreis geboten ist, gleichsam wieder verjüngen.

Mon cher ami, die Regierungssorgen werden mich nicht verjüngen. Doch die Sorgen um die Regierung fürchte ich weniger, weil ich in einem constitutionellen Staate herrschen werde, in welchem das Parlament dieselben mit mir theilen muß; ich fürchte nur, daß es die englische Nation gereuen könne, ein altes Weib zur Reichsnachfolgerin gewählt zu haben. Davor habe ich Bange, lieber Leibniz.

Das haben Euer kurfürstliche Durchlaucht nicht zu befürchten.

Wenn ich erst wirklich Königin bin, dann sollen

die Engländer gewiß niemals Ursache haben, meiner Herrschaft überdrüßig zu werden.

Ebenso wenig wie das von Dero Nachkommen anzunehmen ist, erwiderte Leibniz.

Die Kurfürstin schwieg und versank in ein träumerisches Nachdenken, und es schien als bestrebte sie sich, mit ihren geistigen Augen den Schleier der Zukunft zu durchdringen. Dann sich plötzlich mit ihrer gewohnten Lebendigkeit erhebend, forderte sie Leibniz auf, sie auf einer Spazierfahrt nach dem herrenhäuser Garten zu begleiten.

Einige Augenblicke später rollte ein Wagen mit ihnen die Pappelallee entlang.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Ein Familienfest.

Wenn's immer, wenn's immer, wenn's immer so wär'!
Altes Volkslied.

Im Pfarrhause zu Limmer wurde Johanne Marie von Mutter und Schwester zum zweiten mal, und noch viel stattlicher als vor einigen Sonntagen, herausgeputzt, denn sie sollte nach beendigtem Gottesdienste mit ihrem geliebten Franz für immer verbunden werden.

Scherz und Kurzweil machten die mühsame Arbeit leicht, und das Gesicht der schönen Braut strahlte vor Wonne und Entzücken.

Einen Blick des Dankes zum Himmel richtend, drängte sich wie damals freilich wieder eine Thräne in ihre Augen, doch war es eine Freudenthräne.

Als sie vollständig angekleidet war und die Brautkrone auf den hochfrisirten, gepuderten Haarlocken prangte, wurde sie an der Hand der Mutter und Schwester vor den Spiegel geführt. Beide hatten die Freude, über das Werk ihrer Hände den vollsten Beifall zu ernten, und besonders wurde später der Mutter die Genugthuung zu Theil, von den Bauern und Bäuerinnen zu vernehmen, daß Johanne Marie die schönste Braut gewesen, die jemals vor dem Altar in Limmer gestanden habe.

Das ganze Dorf kam in Aufregung, als kurz vor dem Schluß des Gottesdienstes zwei Carreten auf den Pfarrhof gefahren kamen, in denen der Bräutigam mit seinen Angehörigen und Freunden saß, die wir uns während des Aussteigens etwas genauer ansehen wollen.

Aus dem vordersten Wagen schwang sich zunächst Franz in seiner kleidsamen Lieutenantsuniform.

Der dreiseitig aufgekrämpte, mit Borte umsäumte Hut, unter welchem die Locken der Perrüke hervorquollen, war mit drei weißen, großen Federn geziert, die aber nicht, wie es in den Zeiten des Dreißigjährigen Krieges Sitte gewesen war, den Nacken berührten, sondern wellenförmig geschwungen, sich schließlich nach oben bogen. Sein Halstuch endigte in zwei

Zipfeln von bescheidener Länge da, wo der breite, buntgestickte Degenhalter sich quer über die Brust zog. Eine feine Schärpe verengte ein wenig den offenen, sackartigen Rock, dessen Aermel am Ende breit gekrämpt waren, ohne ihn indessen zu einer unnatürlichen und unmännlichen Wespentaille zusammenzuziehen. Aus dem weiten, kurzen, nur bis an die Knie reichenden Beinkleide trat, wo es an der Außenseite der Knie mit Schleifen geziert war, dicht vor der Kniekrämpe, kragenartig ein faltig gekräuseltes Zeug hervor. Seine enganliegenden weißen Strümpfe ließen die Form seiner kräftigen Beine deutlich hervortreten, und statt der Stiefeln, die damals schon mehr oder weniger außer Gebrauch waren, trug er zierliche Schuhe, deren Spann mit Doppelschleifen geschmückt war. Der lange Degen an seiner Seite war ohne Korb und hatte die Kreuzform.

Einen Degen von derselben Länge, aber bedeutend breiter, trug auch sein Freund, der Studiosus Peter Tappen, der als Trauzeuge und Hochzeitsgast an der Festlichkeit theilnehmen sollte und nach ihm den Wagen verließ.

Aus der zweiten Carrete stiegen des Bräutigams Mutter und deren Mann, der alte Krachwedel, ferner der Pater Bernhardus nebst dem Maler und Kunst-

lackirer Wilhelm Dininger, welche beide freilich Weiberhasser, aber doch der Aufforderung Krachwedel's und seines Stiefsohns, den Ehrentag des letztern durch ihre Gegenwart zu verherrlichen und an den Genüssen und Freuden der Hochzeit theilzunehmen, willig und gern Folge geleistet hatten.

Heisa! wie flog die schöne Braut in des Geliebten Arme, und wie selig schaute die Mutter sowol auf ihr glückliches Kind wie auch auf den stattlichen Schwiegersohn, welcher die Auserwählte an sein Herz drückte und ihren Mund, der doch so viel, so unendlich viel zu sagen hatte, mit glühenden Küssen schloß.

Selbst der gestrenge Pfarrherr hatte schon früher mit Stolz und innigem Wohlgefallen auf den jungen Krieger geblickt und mußte sich selbst sagen, daß er in seinem Eigensinn thöricht gehandelt habe, den Kopfhänger solchem Schwiegersohne vorzuziehen! Die Vorwürfe seiner Frau, welche sie ihm die ganze Zeit hindurch noch gemacht hatte, hörte er deshalb geduldig mit an und wagte keine Widerrede.

Die Mutter und Schwester der Braut hießen die Gäste willkommen und drückten ihre Freude aus, daß auch Krachwedel, den die ganze Familie längst lieb gewonnen hatte, an der Hochzeit theilnehmen wollte.

Was denken die Frau Pastorin von mir? rief er

aus, ich sollte im Hause bleiben, wenn mein Franz Hochzeit macht, der sein ganzes Glück mir allein zu verdanken hat? Und wenn es Kurfürsten und Markgrafen geregnet hätte, würde ich nicht daheimgeblieben sein. Potz Pappenheim und Wallenstein! ich sollte Wasser trinken, wenn hier Wein verzapft wird? da kennt Ihr den alten Krachwedel schlecht. Wißt Ihr etwa nicht, daß mir die schöne Braut auch das erste Menuet zugesagt hat? Da hätte ich ja wortbrüchig werden müssen, wenn ich zu Hause geblieben wäre, und wortbrüchig wird Krachwedel nicht. Ja, ja, ich halte Euch beim Wort, Jungfer Johanne Marie! Ihr sollt sehen, daß meine Beine noch ebenso rüstig sind als die Euers Franz, der sammt dem Maler da, welcher auch nichts vertragen kann, in fröhlicher Gesellschaft eher zusammenknickt als ich. Sagt, ob ich lüge, ihr jungen Kerle!

Franz hatte zu viel mit seiner Braut zu schaffen, um die Worte des alten Bramarbas zu beachten.

Dininger und die andern Anwesenden lachten.

Bei der Vorstellung des ehemaligen Kapuzinermönchs schien die Pastorin anfangs unangenehm berührt zu werden, weil sie sowol wie ihr Eheliebster einen unüberwindlichen Abscheu gegen alle Katholiken und ganz besonders gegen die Barfüßermönche hegte,

die, als sie von dem Herzoge Johann Friedrich wieder nach Hannover zurückgerufen waren, manchen Protestanten zu ihrem Glauben hinübergezogen hatten. Doch erheiterte sich ihr Gesicht wieder, als Franz ihn als alten Freund vorstellte. Durch sein artiges Benehmen und seine anmuthige Unterhaltung wußte er sich denn auch bald die Gunst der Frauen zu erwerben.

Mittlerweile war der Gottesdienst beendigt, und der Zug, das Brautpaar an der Spitze, setzte sich in Bewegung.

In der Kirche angelangt, stellten sich die Trauzeugen an beiden Seiten des Altars auf.

Es war ein ergreifender Augenblick für den ehrenfesten Pastor Sackmann, den Hirten der limmerschen Heerde, als er seine leibliche Tochter vor dem Altar stehen sah und seine Traurede begann!

Die Thränen der Rührung traten ihm in die Augen und er mußte seine ganze männliche Kraft zusammennehmen, um nicht wie ein Kind zu weinen und seinen gut memorirten Sermon glücklich zu Ende zu bringen. Das war aber auch ein Sermon! Noch nie war ein solcher an dieser Stätte gehört worden!

In Hinsicht auf die Bildungsstufe seiner Zuhörerschaft und der Wichtigkeit des erhabenen Augenblicks

angemessen, redete er nur in hochdeutscher Sprache, und selbst im Eifer nicht ein einziges profanes Wort dazwischenmengend, wußte er die Herzen der Anwesenden so zu rühren, daß kein Auge thränenleer blieb und selbst Krachwedel seine Augen mehrmals zu trocknen sich genöthigt sah.

Der gestrenge Vater machte durch diese schöne Rede sein an dem jungen Paare früher begangenes Unrecht völlig wieder gut und erntete am Schluß derselben den Beifall aller.

Beseligt kehrte das junge Ehepaar, welches nun endlich, nach so vielen heißen Kämpfen, das Ziel dennoch erreicht hatte, und nachdem ihm von allen Seiten die herzlichsten Glückwünsche zu Theil geworden waren, in das Pfarrhaus zurück. Die Mutter eilte voraus.

Sie hatte schon vorhin heimlich und stillschweigend etwas Brot und Salz unter die Thürschwelle, über welche sie schreiten mußten, gelegt, damit die jungen Eheleute nie im Leben Mangel an Nahrungsmitteln haben sollten. Das Glas mit Wein, welches sie ihnen zum Willkommen auf der Thürschwelle reichte, leerten sie glücklicherweise in zwei Zügen, und als dann die Braut das Glas rücklings über den Kopf warf, sodaß es am Boden zerschellte, erhob sich ein großer Jubel,

und mit den Hochzeitsgästen freuten sich auch die zuschauenden Bauern und Bäuerinnen, welche dem jungen Paare reichen Kindersegen und langes, glückliches Leben verhießen.

Man ließ sich dann sofort an der wohlbesetzten Tafel nieder, auf welche der Bruder der Pastorin, ein kurfürstlicher Koch, die Speisen geliefert hatte.

Nachdem Sackmann ein kurzes Tischgebet gesprochen, ließ die Gesellschaft es sich wohlschmecken. Eine allgemeine Heiterkeit ergriff bald platz, und lange hatte man den alten Prediger nicht so vergnügt gesehen wie heute. Durch das Beispiel Krachwedel's sowol wie das des Paters Bernhardus angeregt, hätte er des Guten fast zu viel gethan, wenn ihm nicht seine Eheliebste, die ganz genau wußte, wie viel er vertragen konnte, zuweilen einen gutgemeinten Rippenstoß versetzt und ihn flüsternd abgemahnt hätte, nun nichts mehr zu trinken.

Als das Band der Zungen durch die Glut des Weins immermehr gelöst wurde, hätte ein zufällig vorbeigehender Fremdling das sonst so friedliche, stille Pfarrhaus eher für ein Wirthshaus gehalten als für die Wohnung des gottesfürchtigen, sittenstrengen Herrn Sackmann.

In der That, wol selten ist in einem Pfarrhause

eine so fröhliche Hochzeit gefeiert worden! Die ganze Gesellschaft war ausgelassen heiter und besonders zeichnete sich wieder Krachwedel durch sein großes Wort und seine rosige Laune aus, deren Zügel vollständig schießen zu lassen ihn nur die Gegenwart der Damen zurückhielt.

Sein volles Glas mit den Gläsern Sackmann's und seiner Frau zusammenstoßend, blinzte er der letztern zu und übertönte die allgemeine, an und für sich schon sehr laute Unterhaltung durch diese Verse, die er mit kräftiger, wenn auch zitternder Stimme sang:

Ich hab' mich zwar so lang erwehrt,
Daß ich kein' Jungfrau fangen sollt',
Nun seh' ich wohl, Euch ist beschert,
Daß ich Euch mußte werden hold.
Ihr war't diejenig', Ihr allein,
Ihr seid es und Ihr sollt es sein,
Die mich durch ihre Lieblichkeit
Und Tugend also hat verleit't!

Ehren-Sackmann und seine Eheliebste glaubten schier vor Lachen sterben zu müssen und klatschten, Beifall spendend, in ihre Hände. Krachwedel's Frau aber überhörte diesen Herzensseufzer, weil sie in ein Gespräch mit dem Pater verwickelt war, welcher das Glück der Ehelosigkeit pries und die Behauptung aufstellte, daß er sich niemals verheirathet haben würde, auch wenn er gedurft hätte.

Wenn wir auch annehmen wollen, meinte er, daß unser junges Paar eine Ausnahme von der allgemeinen Regel macht und, wie ich es von Herzen wünschen thue, eine glückliche Ehe führen wird, weil sich beide aus wirklicher Inclination geheirathet haben, so muß Sie doch zugestehen, daß die meisten Ehen unglücklich sein, weil die Menschen sich gewöhnlich nur deshalb in dieses Joch begeben, um Nebenzwecke zu verfolgen. Ist es ein Mann, so will er vielleicht durch die Heirath sich bereichern oder verpflegen lassen, ist es eine Frau, so wünscht sie vielleicht einen Titul zu besitzen und was dergleichen mehr ist. Die meisten Ehen sein in Wirklichkeit Convenienzehen, wie wir Gelehrten sie nennen, ja, die Menschen thun heutigen Tages fast noch ebenso viel solcher Ehen schließen wie in denen Ritterzeiten.

Krachwedel's Frau stimmte dem ehemaligen Mönch bei, indem sie seufzend einen Blick auf ihren alten Mann warf, der, das Weinglas beständig in Händen haltend, mit gerötheten Wangen dem neben ihm sitzenden Sackmann von seinen Heldenthaten erzählte.

Dininger hörte so aufmerksam zu, als ob er dieselben zum ersten mal höre.

Das Brautpaar, still zufrieden und glücklich im gegenseitigen Besitz, sprach nur wenig und ergötzte

sich über den Frohsinn der Tischgenossen, besonders über den unverwüstlichen Humor des Invaliden.

Peter Tappen, der hinsichtlich des Trinkens auffallend zurückhaltend war, hatte seinen Sitz neben Anna Katharine, und beide unterhielten sich sehr angelegentlich zusammen. Er meinte, daß ihm niemals im Leben Fortuna so gelächelt habe als in diesem Augenblick, wo er von der Fürsehung in die Nähe einer so liebreizenden Demoiselle geführet sei, die als eine Zierde der Schöpfung und als ein Meisterwerk des Schöpfers gelten könne. Ihre Augen verglich er mit dem Blau der Vergißmeinnicht, und betheuerte, daß er dieselben nie vergessen werde.

Anna Katharine schlug verschämt die Augen nieder und sagte, daß auch sie sich seiner artigen Bekanntschaft freue und noch oft an dieses vergnügliche Hochzeitsmahl zurückdenken werde.

Wunderbar! den wilden Studenten hatte auf einmal die Erscheinung dieses schönen Mädchens völlig umgewandelt, sodaß Franz, der in ihm den fröhlichsten Gast geladen zu haben glaubte, der die Gesellschaft kurzweilig mit Schwänken aus dem Studentenleben unterhalten sollte, an ihm völlig irre wurde und ihn oft zur Heiterkeit aufzufordern für nöthig fand. O glücklicher Bräutigam! hattest du denn so bald

vergessen, daß der Gott des Scherzes und der Kurzweil aus dem Herzen entflieht, sobald der Gott der Liebe sich naht? Hattest du so bald vergessen, daß das kleine Menschenherz für zwei Götter keinen Raum hat?

Ja, lieber Leser, der pfeilbewehrte Amor hatte unsichtbar zwischen dem Studenten und der schönen Predigerstochter seinen Platz genommen und abwechselnd bald auf ihn und bald auf sie in kurzer Zeit alle seine Pfeile abgeschossen, sodaß die jungen Herzen, tief verwundet, aufflammten und ihr Blut in die Glieder und Wangen ergossen.

Den Nachmittag füllten die Gäste mit Gesellschaftsspielen aus, und am Abend tanzten sie bei der Musik einiger Geiger und Trompeter, die Franz in der Stadt bestellt hatte, einige Walzer und Menuets.

Krachwedel, dem die Braut den ersten Tanz zugesagt hatte, begann den Reigen und war auch, als die Mitternachtsstunde längst geschlagen hatte, der letzte der Tänzer.

Selbst der ehrbare Sackmann verschmähte den Tanz mit der Braut und seiner Eheliebsten nicht; auch Dininger und der Pater überwanden ihren Weiberhaß und tanzten Walzer und Menuet.

Der Studiosus aber und Anna Katharine waren

ebenso unermüdlich wie Krachwedel und hatten vielleicht schon eine Vorahnung davon, daß ihre liebewunden Herzen, die sich fester und fester aneinander schlossen, nach einigen Jahren von Hymen geheilt werden würden.

Peter Tappen, der sich zu seinem Vergnügen einige Jahre länger in Helmstedt aufgehalten hatte, als es seine Studien erforderten, wurde bald nachher Stadtsecretär und schwang sich, als der Sohn einer Patricierfamilie, verhältnißmäßig noch sehr jung, zu der höchsten Würde im städtischen Regiment empor. Er wurde Bürgermeister und Anna Katharine — Bürgermeisterin.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Zwei Reiter.

Nur der verdient sich Freiheit und das Leben,
Der täglich sie erobern muß.
Goethe's Faust.

Beim Beginn des achtzehnten Jahrhunderts verfolgte der Kaiser Leopold noch einmal ernstlich den Plan, die getrennten Religionsparteien zu vereinigen. Zu diesem Zwecke berief er Leibniz nach Wien, der wohlwollend und freundlich von ihm empfangen und auch später vom Reichsoberhaupte dadurch geehrt wurde, daß es ihn zu einem kaiserlichen Geheimen Hofrath ernannte und in den Freiherrenstand erhob.

Leibniz entwickelte eine außerordentliche Thätigkeit und auch seine Freunde ließen es an Eifer nicht fehlen; aber ungeachtet aller Mühen der bei diesem Einigungswerke betheiligten Personen kam das Werk

nicht vom Fleck und war sogar nach dem im Jahre 1705 erfolgten Tode der Königin Sophie Charlotte von Preußen und des Kaisers Leopold, sowie auch infolge der Leidenschaftlichkeit und der Vorurtheile beschränkter Köpfe als völlig gescheitert anzusehen. Leibniz setzte freilich seine Bemühungen noch einige Jahre fort, aber vergebens.

Sophie Charlotte starb am 11. Februar des genannten Jahres in Herrenhausen in den Armen ihrer Mutter, der Kurfürstin Sophie, bei der sie sich gerade zum Besuch aufhielt. Am 9. März führte man ihre Leiche nach Berlin und am 28. Juni wurde sie feierlich beigesetzt.

Niemand beklagte ihren Verlust mehr als Leibniz, der in ihr eine treue Freundin und eifrige Mitkämpferin auf dem Felde der Humanität und Aufklärung verlor.

Die Auflösung des Kaisers, den dreizehn Aerzte, die sein Sterbebett umstanden, nicht zu retten vermochten, erfolgte drei Monate später, am 5. Mai.

Leibniz benutzte seinen Aufenthalt in Wien, um dem abgesetzten Prediger Früh eine Stelle als Secretär an der kaiserlichen Bibliothek zu verschaffen, und er sah seine Bemühungen mit Erfolg gekrönt. Auch hatte er die Freude, am kaiserlichen Hofe mit dem

Prinzen Eugen bekannt zu werden, der dem Gelehrten mit der größten Hochachtung entgegenkam und ihn auch häufig in seinem Palais als Gast sah.

Eines Tages standen vor dem Marstall des Prinzen zwei gesattelte Pferde, die von Reitknechten gehalten wurden, und in einiger Entfernung unterhielten sich mehrere Offiziere, an den Bug ihrer Reitpferde gelehnt.

Die Feder weiß er zu führen, sagte lachend einer der Herren, ob er aber ein Roß zu leiten versteht, bezweifle ich, denn er sieht mir nicht danach aus. Was meint Ihr, Kamerad?

Ich lache mich gleichsam todt, wenn ich meinen ehemaligen Herrn hoch zu Roß sehe, entgegnete der Angeredete.

Habt Ihr ihn nie reiten sehen, Bruckmann?

Nie im Leben hat er ein Pferd unter sich gehabt, lautete die Antwort, wir dürfen ihn deswegen nicht aus den Augen verlieren.

Der Herr Lieutenant haben nichts zu befürchten! rief ein Stallknecht, der sich an den Pfosten der Stallthür gelehnt hatte. Ich habe die Belladonna für den Herrn Baron hervorgezogen, das zahmste Thier im Stalle; ein Kind kann es reiten.

Kaum waren diese Worte verhallt, als Prinz Eugen

und Leibniz aus der Säulenhalle des Schlosses, welches an der Himmelpfortgasse lag, auf die Gruppe zuschritten.

Die Offiziere grüßten nach Soldatenart und eilten dann je zu Zweien herbei, um den beiden Reitern auf ihre Thiere zu helfen.

Eugen bedurfte der Hülfe nicht; er schwang sich mit Leichtigkeit allein in den Sattel. Leibniz hingegen wurde von Franz, der sich diese Ehre und dieses Vergnügen nicht nehmen ließ, unterstützt. Mit einer Hand den Zügel ergreifend und sich vorbeugend mit der andern das Roß liebkosend, nickte Leibniz mit halb freundlichem, halb ängstlichem Gesichte Franz seinen Dank und ritt — ein seltsamer Reiter, der die Blicke und Verwunderung aller auf sich zog — an der Seite des großen Türkenbändigers über den Hofraum auf die Straße und dann vor die Thore der Stadt in den Prater.

Die Offiziere folgten in gemessener Entfernung.

Als Eugen den großen Gelehrten auf das Pferd sich schwingen sah, konnte er nur mit großer Mühe ein Lächeln unterdrücken.

Das Pferd ist sehr zahm, Herr Baron, sagte er, als er bemerkte, daß Leibniz liebkosend dem Thiere den Hals klopfte.

Eine captatio benevolentiae schadet nie, mein Prinz.

Da habt Ihr recht, Herr Baron, rief Eugen lachend, vollkommen recht, und sie ist in den ältesten Zeiten angewandt und wird noch bis auf den heutigen Tag in allen Schichten der Gesellschaft und sogar bei unvernünftigen Thieren, wie ich sehe, benutzt.

Und verfehlt selten ihren Zweck, setzte Leibniz hinzu. So zum Beispiel habe ich, um mir Euere Gunst zu erwerben, mein Prinz, das System meiner von Euch viel begehrten Monadenlehre aufgeschrieben und mir erlaubt, dieselbe Euch zu dediciren.

Habt Ihr? O excellent! Wie sehr lechze ich nach dieser Lectüre! — Und mir dedicirt? Wahrlich zu viel Ehre für mich, sagte er, eine Prise nehmend.

Bei diesen Worten zog Leibniz ein Manuscript aus seiner Tasche und überreichte es dem großen Krieger, der hastig danach griff und es in die Tasche seines eigenen Oberkleides gleiten ließ.

Tausend Dank, bester Baron! Eine größere Freude hättet Ihr mir nicht bereiten können. Und seltsam! setzte er nach einigem Nachsinnen hinzu, dies vielgerühmte philosophische System wird mir, dem Krieger, dedicirt und von dem Verfasser vor den Thoren Wiens, hoch zu Roß, überreicht. Das bedenket einmal, cher Baron! hoch zu Roß! und das erste mal in Euerm Leben, wo Ihr ein Pferd bestiegen habt. Diese

seltsame Dedication und Ueberreichung wird der Nachwelt ebenso unvergeßlich sein wie mir, und die Versicherung gebe ich Euch: Alexander von Macedonien soll Homer's Ilias nicht lieber gehabt und sorgfältiger aufbewahrt haben als Eugenio von Savoy die Monadologie des großen Leibniz.

In der That wurde dies Werk, in einem außerordentlich kostbaren Kästchen verschlossen, in der Folge des Prinzen beständiger Begleiter.

Vermöget Ihr mir in kurzen Worten die Lehre Euerer Monadologie zusammenzufassen? fragte der Prinz nach einer Pause, indem er wieder eine Prise nahm.

Sie bildet den Mittelpunkt meines ganzen philosophischen Systems, erwiderte Leibniz. Ich glaube darin die letzten Gründe der realen Erkenntniß gefunden zu haben. Alle Erfahrung lehrt nämlich, daß es zusammengesetzte Substanzen gibt; folglich muß es auch einfache geben. Die Sinnlichkeit liefert uns nur verworrene, der Verstand aber deutliche Erkenntniß, und das Einfache, welches von den Sinnen nicht erkannt werden kann, ist der Grund des Zusammengesetzten. Diese einfachen Substanzen nun, aus denen die zusammengesetzten entstehen sollen, und deren jede sich von der andern unterscheidet, weil es nicht zwei vollkommen übereinstimmende Dinge in der Welt gibt,

sind meine Monaden oder einfachen Substanzen, deren es nach meinem Dafürhalten vier Arten gibt: die Elemente der sinnlichen Welt oder das schlafende Leben in der Natur, die Seele der Thiere, die Seele der Menschen und Gott, der als Urgrund aller Erkenntniß, alles Lebens und des Wesens der Dinge die unendliche, ursprüngliche Monade, die Monas monadum ausmacht. Alle von ihm abgeleiteten Monaden sind mit Körpern verbunden, oder besser: alle endlichen Wesen sind Zusammensetzungen von Monaden, einige mit einer herrschenden Centralmonade. Jede Monade stellt sich das Weltall nach unendlichen Graden vor. Einen natürlichen Einfluß gibt es nicht, sondern nur einen idealen Zusammenhang, oder, was dasselbe ist: die innern Veränderungen jeder Monade sind so beschaffen, daß sie mit den Veränderungen der ihr zunächst verbundenen Monade zusammenstimmen, und der Grund dieser Uebereinstimmung wurzelt in der unendlichen Weisheit und Allmacht Gottes, welcher der Prototypus alles Wahren, Schönen und Guten ist, und nach dem Modulus der von ihm seit aller Ewigkeit betrachteten Idee sind die innern Veränderungen der Monade so vorherbestimmt, daß jene Harmonie als die Folge der von Gott bei der Entwerfung des Weltplans in einer jeden derselben be-

gründeten Reihe von Veränderungen erscheint. Diese Vorherbestimmung aber, oder im einzelnen festgesetzte Harmonie, bei welcher die Gemeinschaft zwischen den Substanzen des Weltalls sich ursprünglich auf die Grundbeschaffenheit einer jeden Substanz gründet, ist die Harmonia praestabilita.

Ich merke schon, entgegnete der Prinz, daß sie mir die Nothwendigkeit auferlegt und mir die Gelegenheit gibt, meine Denkkräfte, die ich während des augenblicklichen Friedens doch wenig übe, in Thätigkeit und Spannung zu erhalten.

Ich halte mich überzeugt, lautete die Antwort des Philosophen, daß Euer Hoheit mit Ihrem scharfen Verstande dieses ziemlich einfache System ohne viel Kopfbrechen bewältigen werden.

Eine vollständige Darstellung Euers Differentialverfahrens möchte ich auch noch kennen lernen, lieber Baron.

O, mein Prinz, erinnert mich nicht an meine Differentialrechnung! Ich darf nicht mehr daran denken, ohne mich zu ärgern.

Weshalb?

Der Engländer Newton hat plötzlich den Einfall bekommen, sie mir streitig zu machen.

Welche Frechheit!

Bereits im Jahre 1677 theilte ich in einem Schreiben an meinen Freund Oldenburg die Entdeckung meiner Methode mit und bat ihn, dieselbe auch dem Herrn Newton vorzulegen. Ich erhielt aber auf meinen Brief keine Antwort, und sieben Jahre später brachte ich in einer wissenschaftlichen Monatsschrift das Verfahren zur allgemeinen Kenntniß, ganz so wie ich es dem englischen Gelehrten mitgetheilt hatte. Dieser erkannte darauf öffentlich das Verdienst, welches ich mir durch die Entdeckung erworben hätte, an. Volle zweiundzwanzig Jahre nach meinem Schreiben an Oldenburg, als meine summatorische Rechnungsweise, die man nun allgemein Integralrechnung nannte, auf dem Festlande bereits zu großem Ansehen gekommen und von den beiden Bernoulli und dem Marquis L'Hôpital vielfach benutzt und erweitert worden war, trat ein gewisser Fatio de Duillier auf und nahm in einem sehr beleidigend geschriebenen Artikel die Erfindung für Newton in Anspruch. Als dieser nun seine Optik erscheinen ließ und am Schlusse derselben eine Darstellung der Fluxionenmethode veröffentlichte, da entblödete sich ein oxforter Professor der Astronomie, Namens Keill, nicht, die Behauptung aufzustellen, Newton sei der alleinige Erfinder der neuen Rechen-

methode, und ich hätte mit bloßer Umänderung der Ausdrücke die meinige danach gebildet!

Das ist ja eine unerhörte Frechheit! rief der Prinz. Und schwieget Ihr dazu?

Gewiß nicht. Ich schrieb sofort an den Secretär der Königlichen Societät zu London und verlangte, daß dieselbe zwischen mir und Keill, oder was dasselbe ist, zwischen mir und Newton entscheide.

Ich bin begierig, sagte der Prinz.

Die Gesellschaft ernannte auch sogleich eine Commission, fuhr Leibniz fort, deren Urtheil dahin ausfiel, daß die Differential- und Fluxionenmethode wesentlich nicht verschieden seien, und daß es also nicht auf die Erfindung der einen oder andern, sondern darauf ankomme, wer von uns die Methode zuerst angewandt habe. Nun sei aber ausgemacht, daß Newton das Verfahren funfzehn Jahre vor Bekanntmachung meines Aufsatzes bereits im Besitz gehabt habe. Es könne daher Keill's Behauptung weder als Verleumdung noch als Unwahrheit angesehen werden.

Und wie steht die Sache jetzt?

Durch diese Entscheidung ist die Spannung zwischen Newton und mir nur noch größer geworden, er tritt infolge derselben kühner auf, und der literarische

Streit zwischen uns ist eigentlich jetzt erst recht entbrannt.

Da kämpfen wir also beide für die deutsche Ehre, sagte Eugen; Ihr mit der Feder und ich mit dem Schwerte.

Ich werde den englischen Anmaßungen keinen Schritt weichen, erwiderte Leibniz, ich will mir mein wohlerworbenes Eigenthum, meines Geistes Kind, nicht verkümmern oder gar rauben lassen, und mein Recht und meines Volkes Ehre vertheidigen, bis ich keine Feder mehr rühren kann.

Solches Bubenstück, Euch diesen herrlichen Kranz des Ruhmes entreißen zu wollen, möchte man mit dem Schwerte ahnden! Doch, lieber Baron, kämpfet nur muthig mit der Feder weiter, mit der Ihr ebenso glänzende Siege zu erkämpfen wißt als ich mit dem Schwerte, mit welchem ich in diesem Falle, so gern ich auch für Euch in die Schranken treten möchte, doch nicht zum Siege verhelfen könnte. Die Feder schlägt tiefere Wunden als das Schwert, und sie ist es ja auch, die schließlich die Welt befreien wird.

Dieses letzte Thema weiter verfolgend, ritten die beiden großen Kämpfer durch die bunte Volksmenge in den Prater.

Der Tag neigte sich schon zu Ende, als sie zur Stadt wieder zurückkehrten.

Durch die Besuche verschiedener Gelehrten sowie auch durch einen lebhaften Briefwechsel mit den Genossen des religiösen Einigungswerks, mit der Kurfürstin Sophie und andern befreundeten Personen, war die Zeit des Gelehrten vielfach in Anspruch genommen. Jede Minute, die er nicht der Gesellschaft und den Freunden opferte, war ihm heilig. Eine Stadt wie Wien, wo er gern weilte, reizte ihn keineswegs durch ihre Vergnügungen und Lustbarkeiten, sondern durch ihre Bücherschätze, Museen und befreundete geistreiche Männer und Frauen, in deren Umgange er seinen Geist erfrischte und Anregung zu neuer Thätigkeit fand. Beständig lernend und lehrend wirkte er im Dienste des Vaterlandes oder der gesammten Menschheit, denn in der Werkstätte seines Geistes herrschte eine nur durch wenige Stunden Schlafes unterbrochene Thätigkeit.

Nachdem er sich überzeugt hatte, daß die Einigungsbestrebungen als gänzlich gescheitert anzusehen waren, sehnte er sich wieder in sein Studirzimmer nach Hannover zurück.

Wie die irenischen Verhandlungen augenblicklich stehen, erwarte ich nichts mehr von ihnen; die Sache

wird sich mit der Zeit selbst machen, hatte er bei seinem Abschiede dem Kaiser gesagt.

Seine Rückreise machte er über Torgau, wo Peter der Große, der gewissermaßen als Schöpfer einer neuen Nation angesehen werden kann, ihn zu sprechen wünschte. Dieser Fürst hielt sich nämlich in der genannten Stadt auf, um die Vermählung seines ältesten Prinzen Alexis mit der Prinzessin von Wolfenbüttel daselbst vollziehen zu lassen.

Der Zar, dem man ungeachtet seiner Halbcultur und Roheit, von der er sich nie ganz befreien konnte, ein wackeres Streben, seine Unterthanen aufzuklären und gesitteter zu machen, keineswegs absprechen kann, unterhielt sich mit Leibniz über die in seinen Staaten zu errichtenden Anstalten für Künste und Wissenschaften, und holte seinen Rath ein über die seinem Lande zu gebenden Gesetze.

Er hatte sich in dem großen Gelehrten, dessen staatsmännischen Ueberblick und Organisationstalent er nicht genug bewundern konnte und der ihm die geschicktesten Eröffnungen zu der Ausführung seiner großen Plane machte, nicht getäuscht.

Wie günstig der Eindruck war, den Leibniz auf den Zaren machte, und wie sehr dieser mit den Rathschlägen des Gelehrten zufrieden war, geht

daraus hervor, daß er ihm die Würde eines Geheimen Justizraths mit einem Jahrgehalt von eintausend Silberrubeln verlieh.

Es sollte dies Geschenk indeß nicht allein eine Belohnung für Leibniz' Rathschläge, sondern ebenso sehr eine Würdigung seiner Verdienste überhaupt sein.

In Deutschland war vor ihm noch keinem Gelehrten solche Anerkennung, die dem russischen Zaren zur höchsten Ehre gereicht, zu Theil geworden, und würde in unsern Tagen sicher keinem gezollt werden, der mit Leibniz' ehrlichem deutschen Herzen, frei von Schmeichelei und Heuchelei, mit Wort und Schrift allein der Wahrheit dient.

Daß Leibniz eine große Freude über dieses unerwartete Geschenk hatte, ist natürlich, aber mehr noch entzückte ihn der Gedanke, gleichsam der Gesetzgeber eines bis dahin ungesitteten und barbarischen Volks zu werden und keinen geringen Einfluß auf die Ausbildung desselben zu haben.

Nicht mit Unrecht schmeichelte er sich mit dem Gedanken, daß die Russen dereinst ihm ähnliche Wohlthaten zu verdanken haben würden wie die Spartaner dem Lykurg und die Athener dem Solon.

Jener Augenblick in Leibniz' Leben wog wol manche bittere Stunde auf!

War in Wien ihm ein Hoffnungsstern erloschen, so war ihm in Torgau ein neuer emporgestiegen.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Neue Hoffnungen und neue Enttäuschung.

Mit meiner Hoffnung spielt ein tückisch Wesen
Und nimmer stillt sich seines Neides Wuth.
So nahe glaubt' ich mich dem sichern Hafen —
Da kommt ein Sturm, aus heitrer Luft gesandt. —
Die Braut von Messina.

Obgleich erst am Ausgange des Mannesalters stehend, sollte Leibniz doch schon die meisten seiner fürstlichen Freunde und Freundinnen vor sich in das Grab steigen sehen.

Er hatte Johann Friedrich, den Katholischen, von dem er nach Hannover berufen worden war, betrauert, dann Ernst August, den Kaiser Leopold und Sophie Charlotte, seine würdige Schülerin und Freundin. Und kaum hatte er, von Wien wieder zurückgekehrt, seine Thätigkeit in Hannover wieder begonnen, als ihn die Trauerbotschaft traf, daß auch der König von Preußen seiner Gemahlin in die Ewigkeit nachgefolgt sei.

Leibniz hatte allerdings weniger Ursache, den Tod dieses Fürsten zu beklagen, als den vermeintlichen Untergang seiner herrlichen Schöpfung, der Akademie, deren Verfall er sich als nahe bevorstehend dachte, wenn er in Erwägung zog, daß die Neigungen des Thronfolgers nur auf Prunk und das Puppenspiel mit Soldaten gerichtet war.

Um der Wissenschaft, die allerdings unter dem Corporalstocke Friedrich Wilhelm's I. nicht recht gedeihen konnte, doch eine sichere Freistätte zu verschaffen, eilte er sofort nach dem Tode des ersten Preußenkönigs wieder nach Wien, um hier unter dem kräftigen Beistande Eugen's eine Akademie der Wissenschaften ins Leben zu rufen.

Das Postwesen des hannoverischen Landes wurde damals von dem Grafen Platen verwaltet und war nicht so schlecht mehr, wie man zu muthmaßen geneigt ist. Wenn nur die Wege besser gewesen wären!

Am Abend des vierten Tages kam Leibniz nach Kassel, und in zwanzig Tagen fuhr er in die Thore Wiens, die er vor nicht langer Zeit erst verlassen hatte.

Mit Eugen Rücksprache nehmend, der ihm verschiedene gute Rathschläge und nützliche Winke gab und auch, soviel in seinen Kräften stand, das Vorhaben zu fördern strebte, bat Leibniz beim Kaiser

Karl VI. um eine Audienz, die ihm auch bereitwilligst gewährt wurde.

In der Folge bedurfte es dieser Förmlichkeit nicht mehr; der Kaiser war für den Gelehrten, der zu jeder Zeit unangemeldet eintreten durfte, stets zu sprechen, eine Gnade und Bevorzugung, die Leibniz zu würdigen wußte und über die er sich sehr anerkennend in einem Briefe an einen seiner Freunde, Namens Ancillon, aussprach.

Als er dem Vater der Maria Theresia zum ersten mal gegenüberstand, theilte er demselben den Zweck seiner Reise und seinen Plan mit, indem er die bekannte Vorliebe des Kaisers für Kunst und Wissenschaft hervorhob und ihm die Wichtigkeit einer Akademie in der Hauptstadt Oesterreichs und des Deutschen Reichs vor Augen stellte.

Mit dem größten Vergnügen würde ich auf Euern Vorschlag eingehen, Herr Baron, sagte der Kaiser, wenn das Unternehmen nur nicht mit so großen Geldopfern verbunden wäre.

Für den Segen, kaiserliche Majestät, welchen die Akademie schafft, sind die bedeutendsten Geldopfer noch gering zu achten. Wien, der Sitz des Kaiserreichs, sollte auch der Sitz der Künste und Wissenschaften werden, erwiderte Leibniz; durch den Glanz der Künste

und Wissenschaften würde die Krone Deutschlands, die erhabenste Europas, in einem noch schönern Lichte strahlen.

Ich gebe Euch zu bedenken, Herr Baron, daß die Staatskasse durch die Kriege mit Frankreich und durch die Sublevation, die wir den durch die Pest verheerten Ortschaften Böhmens und Schlesiens zufließen lassen müssen, gänzlich erschöpft sind.

Für Zwecke der Wissenschaft, wodurch der Staat nicht allein an äußerm Ansehen gewinnt, sondern auch innerlich durch eine größere Bildung der Staatsbürger erstarkt und zu neuem, kräftigem Leben emporblüht, sollten stets einige Mittel in Bereitschaft sein. Es geschieht in Deutschland sowie überhaupt in allen civilisirten Staaten Europas noch viel zu wenig für die Ausbildung der Staatsbürger. Man sollte dem vernachlässigten und doch so wichtigen Bauernstande durch gute Landschulen mehr aufhelfen und dem Handwerkerstande in den Städten gleichfalls Mittel zu seiner Ausbildung verschaffen.

Wie meinet Ihr das?

Ich halte dafür, daß man öffentliche Handwerkerschulen errichten sollte, damit die Knaben nicht so viele Jahre von den Meistern unnütz durch bloße Schläge und Prügel zurückgehalten würden, zum großen Scha-

den des Staats, welcher ebenso viel an Nutzen verliert als diese an ihrem Leben, worin sie nützlich sein könnten, während so ihre Kunstfertigkeit, statt beschleunigt zu werden, um so viele Jahre verspätet wird.

Ihr geht zu weit, Herr Baron, mit Euern Bestrebungen für Aufklärung. Das hat mir Euer Kurfürst Georg, als er mich bei meiner Reise nach Holland vor zehn Jahren in Hameln an der Weser begrüßte, auch gesagt. Wollen die Handwerker gebildeter werden, so mögen sie selbst dafür Sorge tragen, und sie werden es, sobald sie das Bedürfniß dazu fühlen. Uebrigens vermeine ich, daß die Bildung ihnen nur nachtheilig werden kann, indem sie dadurch in Stolz und Aufgeblasenheit sich über ihren Stand erheben und solchemnach weniger leisten als jetzo.

Ich habe den Vortheil des ganzen Staats dabei im Auge, kaiserliche Majestät, und nicht die etwa dadurch entstehenden Nachtheile einzelner. An der Bildung geht niemand zu Grunde, und der wirklich Gebildete wird sich nie über seinen Stand erheben, kennt überhaupt keinen andern Stolz als den, in seinem Fache zur möglichsten Perfection zu gelangen.

Was die Societät der Wissenschaften betrifft, so wollen wir uns den Plan überlegen, erwiderte der Kaiser, welcher die hohe Wichtigkeit des zuletzt ge-

nannten Plans des großen Denkers nicht zu würdigen im Stande war.

Nachdem Leibniz ihm noch einige wesentliche Einzelheiten über die Einrichtung einer solchen Societät auseinandergesetzt hatte, wurde er gnädig entlassen, doch durfte er fortan ohne Anmeldung bei dem Kaiser, der den Gelehrten von Tag zu Tag mehr hoch schätzen lernte, eintreten.

Als ein Zeichen seines Wohlwollens setzte der Kaiser ihm ein jährliches Gehalt von zweitausend Gulden aus, sodaß er jetzt, das hannoverische und russische Jahrgeld hinzugerechnet, für die damalige Zeit eine sehr bedeutende Einnahme hatte und ein völlig sorgenfreies Leben führen konnte.

Daß er dessenungeachtet bei seinem Tode dem Sohne seiner Schwester, dem Pastor Löffler in Probstheida bei Leipzig, ein im Verhältniß nur mäßiges Vermögen — sechzehntausend Thaler — hinterließ, hat meistentheils seinen Grund in der bedeutenden Vermehrung seiner Büchersammlung, die mit der kurfürstlichen Bibliothek des hannoverischen Archivs vereinigt wurde.

Der Kaiser Karl machte ihm außerdem noch sehr vortheilhafte Anerbietungen, wenn er sich entschließen könne, fortan seine Dienste dem österreichischen Hofe zu widmen.

Hätte Leibniz voraussehen können, daß sein höchster Wunsch, dereinst mit dem kurfürstlichen Hofe von Hannover nach England überzusiedeln, nicht in Erfüllung gehen würde, dann hätte er dies Anerbieten gewiß nicht von der Hand gewiesen. Auch glaubte er undankbar gegen seine kurfürstliche Freundin Sophie, mit der er seit so vielen Jahren Freud und Leid getheilt hatte, zu handeln, wenn er sie noch in ihren letzten Lebenstagen verlassen sollte.

Er nahm das Anerbieten aus diesen Gründen nicht an. O, hätte er es doch angenommen, er hätte sich manche Demüthigung und manchen Aerger ersparen können!

Er hielt sich diesmal länger als gewöhnlich von Hannover entfernt, und der Kurfürst fing bereits an, ungeduldig und unwillig über seine lange Abwesenheit zu werden.

„Der Kurfürst hat mir befohlen“ — so schrieb der Minister von Bernstorff eines Tags an ihn — „Euch zu fragen, ob Ihr noch nicht an Euere Rückkehr denkt? Seine kurfürstliche Durchlaucht fängt an, darüber ungeduldig zu werden, und ich kann Euch nur als Freund rathen, ihn in diesem Punkte zufrieden zu stellen.“

Nunmehr fing er an, sich zu seiner Rückkehr zu rüsten; da aber erreichte ihn die Trauerkunde,

daß die Kurfürstin-Mutter Sophie plötzlich gestorben sei.

Das war der härteste Schlag, der ihn je betroffen.

Sophie hatte ihren heißersehnten Wunsch, als Königin von England zu sterben, nicht mehr in Erfüllung gehen sehen — sie starb noch als Kurfürstin, und zwar eines schönen Todes.

Als sie nämlich in den Abendstunden des 8. Juni 1714, nach einem in der Orangerie zu Herrenhausen abgehaltenen Abendessen, noch ein wenig in ihrem Lieblingsgarten lustwandelte, wurde sie von einem leichten Regen überrascht.

Es regnet! es regnet! rief sie aus und suchte laufend das Schloß zu erreichen.

Karoline, eine ihrer Verwandten, bemühte sich, sie wieder einzuholen, und rief ihr zu: Kurfürstliche Durchlaucht laufen zu schnell!

Wahrhaftig, ich glaube es selbst! erwiderte die alte Dame keuchend.

Das junge Mädchen eilte herbei, sie zu unterstützen, und kam eben noch früh genug, um die niedersinkende Kurfürstin — als Leiche aufzufangen. Ein Nervenschlag hatte dem Leben der vortrefflichen Frau ein Ende gemacht, und zwar ein sehr unerwartetes Ende, da sie ungeachtet ihrer vierundachtzig Lebens-

jahre noch immer außerordentlich rüstig und thätig war. Sie starb indessen, wie sie es immer gewünscht hatte, ohne Arzt und ohne Priester.

Hätten die Parzen ihren Lebensfaden nur vier Wochen länger gesponnen, so würde man auf ihrem Leichensteine, ihrem Wunsche gemäß, haben lesen können: Hier ruht Sophie, Königin von England! denn schon am 20. Juli folgte Anna von England ihr in die Ewigkeit nach.

Auch den Tod dieser Dame erfuhr Leibniz noch in Wien, und da das englische Parlament den neuen König Georg aufforderte, recht bald den erledigten Thron zu besteigen, so fand Leibniz ihn bei seiner Rückkehr in Hannover nicht mehr vor.

Georg wurde nach Landessitte sofort in London als König von Großbritannien und Irland, und etwas später auch in Dublin ausgerufen.

Lord Clarendon war es, welcher ihm die Botschaft seiner Thronbesteigung überbrachte.

Georg hatte mit seiner geliebten Gräfin Kielmansegge auf deren Schlosse Fantaisie in dem heutigen schönen Georgenpark zu Abend gespeist und sich bereits in Herrenhausen zur Ruhe begeben, als der Lord daselbst ankam und ihn zu sprechen begehrte.

Vergebens suchte die Dienerschaft ihn von seinem Vorhaben abzuhalten, vergebens ihn auf das Ungebührliche seines Wunsches aufmerksam zu machen — der Lord bestand darauf, den König zu sprechen, und setzte seinen Willen durch.

In Georg's Schlafgemach dringend, kniete er vor dem Bette nieder und huldigte ihm als der erste seines Volks.

Am folgenden Morgen berief der König seinen Staatsrath und bereitete sich auf seine Reise nach England vor.

Wie ein Lauffeuer durchdrang diese Kunde die Stadt, aus der am 11. September, am Tage der Abreise, die Bürgerschaft und der Adel massenhaft nach Herrenhausen strömten, um ihren Kurfürsten noch einmal zu sehen und ihm ein letztes Lebewohl zuzurufen.

Ungern, sogar mit innerm Widerstreben, verließ Georg das Land seiner Väter, und sehr schwer sagte er sich von seinem geliebten Herrenhausen, wo er die schönsten Stunden seines Lebens genossen hatte, sowie auch von dem Rauchcollegium, welches er daselbst nach dem Beispiele des preußischen Königs angelegt hatte, los.

Seine unglückliche Gemahlin (die einst den liebens-

würdigen, schönen und ritterlichen Grafen Königsmark mit ihrer Gunst beglückt hatte, infolge dessen derselbe durch Mörderhände, gedungen von der eifersüchtigen Gräfin Platen, im kurfürstlichen Schosse zu Hannover ermordet worden war) in ewiger Gefangenschaft in Ahlden zurücklassend, verließ er unter dem Zurufe der dichtgedrängten, mit Tüchern wehenden Menge sein theueres herrenhäuser Schloß.

Am 1. October 1714 hielt er mit großem Gefolge seinen pomphaften Einzug in London und wurde am letzten Tage desselben Monats feierlich gekrönt.

Seinem Minister Sir Robert Walpole ließ er gänzlich freien Spielraum und verständigte sich mit ihm nur durch aufgewärmtes Latein, weil er nicht der englischen Sprache und Walpole der deutschen nicht mächtig war. Sie regierten England zusammen mit Küchenlatein!

Daß er Herrenhausen nicht vergessen konnte und noch fünfmal, 1716 sogar auf zwei Jahre, dahin zurückkehrte, ist zugleich ein Beweis, wie sehr ihm der Aufenthalt in England misfiel.

Erst bei dieser Gelegenheit konnte Leibniz ihn als König begrüßen.

Als der Gelehrte von seiner wiener Reise in Hannover wieder ankam, schien ihm durch den Verlust

der Kurfürstin-Mutter die ganze Stadt ausgestorben und kam ihm öder vor als je. Um nun seinen heißen Wunsch, gleichfalls nach London überzusiedeln, in Erfüllung gehen zu sehen, suchte er sich sofort bei Georg dadurch wieder in Erinnerung zu bringen, daß er eine Antwort auf einige Schriften verfaßte, die in England von Anhängern der Stuarts gegen die lutherische Religion in der Absicht verfaßt und veröffentlicht waren, um sie dem Könige verhaßt zu machen.

Leibniz zweifelte nicht im geringsten daran, daß er nach seiner Ankunft in Hannover sofort nach England übersiedeln werde, und ließ sogar schon die Briefe seiner Freunde dahin richten.

Doch sollte er bitter getäuscht werden!

Die Hoffnung, dereinst als Freund und Rathgeber der Königin Sophie zur Seite zu stehen und somit segensreich in die Geschicke des englischen Volks eingreifen zu können, war mit ihrem Tode erloschen; aber auch die Aussicht, als still wirkender Gelehrter in der Weltstadt seinen Sitz aufschlagen zu können, wurde in immer weitere Ferne gerückt, und sie schwand ihm endlich gänzlich, als er am Tage nach dem Krönungsacte folgenden Brief von dem Minister von Bernstorff erhielt, welchen er dem zufällig anwesenden Freunde Eckhard vorlas:

„Ich habe meine Antwort auf Euern Brief verschoben, weil man uns gemeldet hat, daß Ihr im Begriff steht, Euch auf den Weg nach England zu machen und man sogar schon Briefe an Euch hierher schickte. Ihr thut wohl, Monsieur, in Hannover zu bleiben und Euere Arbeiten wieder aufzunehmen. Ihr könnt nichts Besseres thun für Euern Hof, auch Euere letztere Abwesenheit nicht besser wieder gut machen, als wenn Ihr Seiner Majestät, wenn sie nach Hannover kommt, eine hübsche Anzahl von Euern Werken präsentirt, welche sie schon seit langer Zeit von Euch erwartet. Ich hoffe, Monsieur, daß Ihr die Kapitel nicht vergeßt, von denen wir früher gesprochen haben, besonders dasjenige über die Völkerwanderung. Monsieur Eckhard hat uns versprochen, einige für Euere Entwürfe nützliche Stoffe vorzubereiten; ich hoffe also, Monsieur, daß Ihr zur Zufriedenheit des Herrn und zu Euerm eigenen Ruhme das Werk um so eher vollenden könnet."

O! rief Leibniz aus, als er den Brief gelesen hatte, dessen Schriftzüge so undeutlich waren, daß sie fast nur gerathen werden konnten, eine solche Behandlung habe ich weder verdient noch erwartet! Ist diese Demüthigung etwa der Dank für meine langjährigen und treuen, dem Hause Hannover geleisteten Dienste?

Ich bin mir keiner Pflichtverletzung bewußt, ich habe nach Kräften rastlos für das kurfürstliche Haus gearbeitet und stets dahin gestrebt, den Glanz desselben zu erhöhen, und nun versagt man mir den billigen Wunsch, meinen Aufenthalt in London zu nehmen? und in solchem beleidigenden Tone? Doch über diesen letzten Punkt wollte ich mich bald wieder beruhigen, denn die Unart des Herrn Ministers, der mir bisher immer seine Freundschaft zur Schau getragen hat, ist zu groß, als daß ich mich beleidigt fühlen sollte. Doch jetzo, nach dem Tode unserer großen Kurfürstin, noch länger in Hannover zu bleiben und meinen lange gehegten Wunsch vereitelt zu sehen, das ertrage ich nicht.

Ich bitte Euch, liebster Leibniz, rief Eckhard, gleichfalls im höchsten Unwillen über diesen Brief aus, hebet dies Document sorgfältig auf, damit die Nachwelt erfährt, welchen Rang die Wissenschaft am hannoverischen Hofe einnimmt, und damit sie sieht, wie unverantwortlich man Euch zurücksetzt, wie man bemüht ist, Euere Thätigkeit auf das Haus Hannover zu beschränken, und Euch die Gelegenheit abschneidet, in einen größern Wirkungskreis einzutreten.

Es muß jedermann billig in Erstaunen setzen, entgegnete Leibniz, daß, während Europa mir Gerechtig-

keit widerfahren läßt, man es in Hannover, wo sie mir am meisten zu Theil werden sollte, nicht thut. — Hätte ich doch dem dringenden Wunsche des Kaisers Gehör gegeben und nicht mit so großer Bestimmtheit meine Weigerung ausgesprochen, in der lieblichen Donaustadt meinen bleibenden Aufenthalt zu nehmen!

Er erhob sich bei diesen Worten von seinem Sitze und warf den Brief unwillig auf sein Schreibpult. Dann seinem Freunde auf die Schulter klopfend, fuhr er fort:

Habt Ihr schon jemals Euch jahrelang mit einer Hoffnung im Herzen getragen, lieber Eckhard, sodaß sie als Wirklichkeit Euch gleichsam bereits verkörpert vor der Seele stand, und wurde diese Hoffnung, mit der Euer ganzes Sein innig verwachsen war, dann plötzlich mit Einem Wetterschlage vernichtet, dann wißt Ihr den Eindruck, den dieser Brief auf mich gemacht hat, und meine augenblicklichen Gefühle zu würdigen. Ich sage Euch, diese Enttäuschung überlebe ich nicht lange.

Ihr seid für Euer Alter noch kräftig und werdet mit der Zeit auch diesen Kummer überwinden, entgegnete Eckhard, der bei diesen Worten die letzte Nummer

seiner Monatsschrift, deren Verfasser er war, aus seiner Rocktasche zog und auf den Tisch legte.

Leibniz griff sogleich danach, doch bat ihn der Freund, das Heft später zu lesen und mit ihm einen Spaziergang in den Wald zu machen, weil er die frische Luft für ihn jetzt zuträglicher hielt.

Das Gehen würde mir heute schwer fallen, sagte Leibniz, denn seit einiger Zeit werde ich von meinem alten Uebel, dem Podagra, wieder arg geplagt.

Dann wollen wir fahren, geehrtester Freund, erwiderte der andere, es ist heute ein schöner klarer Wintertag, und die frische Luft wird Euch wohlthun.

Eh bien! ich bin's zufrieden, lautete die Antwort Leibniz', der sodann seinen Schreiber Rafael im Nebenzimmer beauftragte, den Kutscher aufzufordern, das Gespann in Bereitschaft zu setzen.

Ich intendire meine plumpe Carrete abzuschaffen, fuhr Leibniz, in das Zimmer zurücktretend und sich wieder an Eckhard wendend, fort.

Gedenket Ihr Euer Gespann zu verkaufen? fragte dieser.

Nein, ich habe mir einen weit leichtern und bequemern Wagen construirt, den ich mir machen lassen

will, sobald ich einen tüchtigen Wagenfabrikanten gefunden haben werde. Ich glaube übrigens kaum, daß hier im Orte jemand im Stande ist, eine Carrete, wie ich sie mir ausgedacht habe, zu machen. In London — setzte er seufzend hinzu — würde es keine Schwierigkeit gehabt haben.

Warum solltet Ihr mit der Zeit diesen Wunsch nicht noch ebenso mit Erfolg gekrönt sehen als den Bau der von Euch erfundenen Windmühle, vermittelst welcher man das Wasser aus den tiefsten Bergwerken ziehen kann? meinte Eckhard.

Der Mechaniker Parent hat allerdings durch den Bau derselben bewiesen, entgegnete Leibniz, daß sie ihren Zweck vollkommen erfüllt, rascher arbeitet als viele Menschenkräfte, und daß sie zugleich große Unkosten spart; aber die allgemeine Einführung derselben wird, wie so manches Nützliche in der Welt, sicherlich wieder an den Vorurtheilen der Menschen scheitern! Denn sind es nicht die Arbeiter selbst, deren Gesundheit sie schonen und deren Mühe sie erleichtern soll, welche sich gegen diese Mühle erklärt und mit aller Kraft dawidergesetzet haben?

O du heilige Einfalt! möchte man mit Johannes Huß ausrufen, lautete die Antwort Eckhard's, der

im Unwillen etwas heftig auf den Boden stampfte, dann seinen Hut ergriff und mit Leibniz das Zimmer verließ.

Einige Augenblicke später rollte die schwere Carrete mit ihnen aus dem Aegidienthore in den nahen Wald.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Des Philosophen Kirchgang.

> Es kann die Spur von meinen Erdentagen
> Nicht in Aeonen untergehn!
>
> Faust, zweiter Theil.

Die zunehmende Kränklichkeit unsers Leibniz, insbesondere seine podagraischen Anfälle, die immer häufiger wurden, führten ihn im Sommer 1716 in das Bad Pyrmont, oder wie es damals noch nach einer ausgestorbenen Grafenfamilie, die einen Pferdekopf mit Zügel im Wappen führte, richtig vom Volke genannt wurde, Permund.

Hier lernte er den Leibarzt des fürstlich waldeckischen Hofes, Doctor Seip kennen, zu dem er ein großes Vertrauen gewann und der ihm während seines Aufenthalts daselbst ärztlichen Beistand leistete.

Allerdings verließ Leibniz das Bad gestärkt und der Hoffnung sich hingebend, daß sein Uebel, wenn auch nicht gänzlich gehoben, doch für die Zukunft nicht wieder mit der alten Heftigkeit auftreten werde.

Doch wie ihm so manche Hoffnung im Leben vereitelt worden war, so sollte auch diese nicht in Erfüllung gehen.

Kaum hatte er sich, in Hannover angekommen, seiner gewohnten Thätigkeit wieder hingegeben — er arbeitete an der so großartig angelegten Geschichte des Ursprungs der Häuser Braunschweig-Lüneburg — als sein altes Uebel mit erneuerter Heftigkeit auftrat und ihm selten eine Stunde Ruhe gönnte. So oft er sein Podagra fühlte, trank er mittags nur ein wenig Milch, speiste dann aber des Abends spät sehr stark, wie er dies auch schon in seinen gesunden Tagen häufig zu thun pflegte, weil er meinte, im Schlafe verdaue der Magen die Speisen besser als bei Tage, blieb in seinem kleinen Lehnstuhle sitzen, schlief bis zur dritten oder vierten Morgenstunde und fing dann sofort wieder an zu arbeiten. In seinen letzten Lebensjahren verließ er seinen Stuhl oft in einem ganzen Monat nicht.

Aber ungeachtet seiner Schmerzen bewahrte er wie ein heiliges Kleinod die Heiterkeit seines Geistes, eine

Himmelsgabe, die meist nur das Vorrecht derer ist, die ihr ganzes Leben im Umgange mit den Musen zugebracht haben. In solchen Augenblicken des Ungemachs, wo erborgte Tugenden verschwinden und die meisten Menschen sich ihrer Würde begeben, da zeigte unser Philosoph auf glänzende Weise den Muth und die Kraft seines Geistes, der dem peinigenden Dämon der Schmerzen seine Macht zu nehmen und ihm zum Trotz die gewohnten Arbeiten fortzusetzen im Stande war.

Zu seinen körperlichen Schmerzen gesellte sich auch noch der alte Kummer, die Erfindung der Differentialrechnungsart sich von Newton und dessen Freunden streitig gemacht zu sehen. Der Federkrieg wurde noch immer mit gleicher Erbitterung fortgesetzt und ist niemals zur Entscheidung gekommen.

Täglich fühlte Leibniz seine Kräfte immermehr schwinden und sah sein Ende näher kommen, doch ohne Furcht und Schrecken, ohne Klagen und Seufzer. Mit demselben heitern Muthe, wie Sokrates einst den Schierlingsbecher trank, leerte der deutsche Weise tagtäglich den Giftbecher der Schmerzen und sah dem Tode, der, wie er hoffte, seine Seele zu noch edlern Thätigkeiten führen werde, mit Ruhe entgegen.

Wie es bei anhaltenden körperlichen Leiden zu geschehen pflegt, daß der eine und der andere ein unfehlbares Mittel gegen das Uebel kennt, welches er dem Kranken dringend empfiehlt, so auch hier.

Da Leibniz von einer heftigen Strangurie befallen wurde, auf die ein Aufschwellen des Unterleibes folgte, so brauchte er ohne Wissen seines ärztlichen Freundes, des Doctors Behrens aus Hildesheim, mit dem größten Zutrauen ein Mittel, welches ihm einer seiner pariser Freunde, der gelehrte Pater Malebranche, mitgetheilt hatte. Er verschluckte nämlich auf den Rath dieses Mannes eine große Menge ziemlich warmen Flußwassers, das aber sein Uebel nur vergrößerte und seine Tage verkürzte.

Ebenso gebrauchte er auch in Augenblicken, wo die Anfälle des Podagras ihm die heftigsten Schmerzen verursachten, auf das Anrathen eines Jesuiten von Ingolstadt ein Gerstenwasser, das aber seine Leiden nur vermehrte und vielleicht gleichfalls dazu beitrug, den Tod zu beschleunigen.

An herzlicher Theilnahme von seiten seiner vielen Freunde und Verehrer im civilisirten Europa fehlte es ihm nicht, — nur in Hannover selbst war außer seinem Freunde Eckhard, welcher ein warmes Herz für seine Leiden zeigte und sich täglich persönlich nach

seinem Befinden erkundigte, niemand, der sich um ihn kümmerte.

Der König Georg, welcher, zurückgekehrt aus London, noch immer in Herrenhausen weilte, und der sich allerdings rühmte, die beiden größten Gelehrten, Leibniz und Newton, zu seinen Unterthanen zu zählen, hatte kein Wort der Theilnahme für ihn; er schätzte ihn als sein lebendiges Dictionär, erhob aber, wie sein Vater gethan hatte, den Gelehrten nie zum Freunde.

Und der hannoverische Adel? — Mit dem Verlust der Kurfürstin war auch der Glanz der Stellung, welche Leibniz am Hofe bisher eingenommen hatte, erloschen. Was war der Genius, der Bevorzugte Gottes den Bevorzugten des irdischen Glücks? Ein Spielzeug, an dessen seltener Pracht sie sich eine Zeit lang erfreut hatten, dann aber, nachdem sie sich, wie die Kinder, müde daran gesehen, in den Winkel geworfen und vernachlässigt wird. Der hannoverische Adel hatte wichtigere Dinge zu thun, als bei einem ahnenlosen Parvenu Krankenbesuche zu machen.

Die Schmerzen nahmen endlich im November so sehr überhand, daß er seinen Freund, den Doctor Behrens aus Hildesheim, und den Doctor Seip, den

vorhin genannten Leibarzt des fürstlich waldeckischen Hofes, zu sich beschied.

Es war am vierzehnten des erwähnten Monats, als beide in Hannover ankamen.

Seip stieg in der Rothen Schenke ab, aber Behrens, der langjährige getreue Freund des Kranken, eilte sofort zu ihm und verschrieb ihm zunächst ein Linderungsmittel gegen die heftigen Schmerzen.

Ich fühle, daß es nicht gar lange mehr mit mir währt, lieber Behrens, ich glaube meine Tage sind gezählt! Mit diesen Worten reichte Leibniz dem Eintretenden die Hand.

Das wolle Gott nicht! entgegnete der Arzt, indem er nach des Kranken Puls fühlte und ihm guten Muth einsprach.

Der Puls ist nur unmerklich derangirt, fuhr er fort, und ich verhoffe, daß nach der Arznei, so ich verschrieben habe, sofortige Linderungen der Schmerzen eintreten werden.

Die Arznei wurde von Krachwedel's Frau, die schon seit langen Jahren seine Aufwartung und jetzt seine Verpflegung übernommen hatte, besorgt.

Als sie aus der Apotheke zurückkehrte und dem Kranken die Medicin in einem Löffel gereicht hatte, sagte er: Ich wollte, ich könnte Eisen in Gold ver-

wandeln, gute Frau, damit ich Ihre treuen Dienste nach Gebühr belohnen könnte.

Der Herr Freiherr haben mehr an mir und den Meinigen gethan, als ich jemals durch meine Dienste wieder gut machen kann, erwiderte sie. Was aber das Goldmachen anlanget, fuhr sie fort, so vermeine ich, daß es dem Herrn Freiherrn auch gelungen wäre, wenn Sie Sich nur darauf gelegt hätten.

Dann fragte sie, ob ihre Dienste augenblicklich noch nöthig seien. Als dies verneint wurde, ging sie hinaus, um in der Schreibstube mit Rafael den Zustand des Kranken zu besprechen.

Ihr macht Euch gar keinen Begriff davon, was für ein gewaltiger Hexenmeister ich in den Augen dieser Leute bin, sagte Leibniz, sich lächelnd an Behrens wendend mit einer durch Schmerzen gedämpften Stimme, und wenn ich, wie man sich von dem berühmten Fürstenbank erzählt, nur einmal wie dieser einen halben Nagel in Gold verwandelt hätte, ich bin überzeugt, man würde mich selbst ins Feuer legen und nicht so ruhig hier sterben lassen.

Solche Erfindung wäre ja aber eine Wohlthat für die Menschheit, die sie mit Ehrenbezeigungen belohnen müßte, bemerkte Behrens.

Die größten Wohlthäter der Menschen haben immer

einen traurigen Ausgang genommen, lieber Behrens, und die Entdecker und Erfinder würden noch heutigen Tages als Bundesgenossen des Teufels gemartert und getödtet werden.

Meint Ihr, daß solches in unsern fortgeschrittenen und aufgeklärten Zeiten noch möglich wäre? fragte der Arzt.

In unsern aufgeklärten Zeiten? erwiderte Leibniz mit halblauter Stimme und bei den folgenden Worten zuweilen tief aufathmend und ächzend, da die Schmerzen mit doppelter Gewalt zurückkehrten. Mon cher ami, die gräßliche Nacht des Mittelalters ist noch nicht vollkommen vorüber — der Fanatismus in Frankreich feiert seit der Aufhebung des Edicts von Nantes neue Bartholomäusnächte, düngt die Thäler der Cevennen mit Blut und füllt die Galeren mit betriebsamen Landbauern, Strumpfwirkern und Seidenwebern — nein, nein, die Nacht ist noch nicht vorüber — noch hat der Hahn den Morgen nicht verkündigt. Die Menschen liegen noch im tiefen Schlummer, nur wenige, wenige haben sich aufgerafft und sehen mit Entzücken den ersten Schimmer der Morgenröthe nahen und voller Hoffnung und Sehnsucht dem ersten Sonnenstrahl entgegen. — Bei diesem ersten Sonnenblicke aber werden die Menschen nicht mehr einzeln,

sondern massenhaft erwachen, ein Volk nach dem andern wird sich erheben — das eine wird das andere wecken, und sie werden sich wundern, daß sie so lange geschlafen, so lange geträumt. —

Behrens bat den Kranken, dessen Augen wie verklärt in einem letzten Glanze strahlten und die Zukunft zu durchdringen schienen, sich nicht aufzuregen.

O lieber Behrens, dieses Erwachen der Völker möchte ich erleben und insbesondere den Auferstehungstag meines deutschen Vaterlandes, das der Menschheit einen Kopernicus, einen Gutenberg, einen Luther gegeben hat.

Und einen Leibniz, setzte Behrens hinzu.

Was muß das für ein Erwachen sein, fuhr Leibniz fort, wenn Deutschland geistig und politisch sich erhebt, wenn es seine starken Glieder ausstreckt und dasteht in ursprünglicher Majestät! — Wie viel menschlicher werden überhaupt die Menschen leben, wenn sie dann, die Cultur der Alten in sich aufnehmend, die bisherigen Erfindungen und Entdeckungen benutzend, neue hinzufügend, durch Künste und Wissenschaften veredelter und gesitteter geworden, von Vorurtheilen befreit, eine Culturstufe betreten, von der wir noch keine Ahnung haben! O, dann möchte es mir vergönnt sein, von droben einen Blick auf Deutsch-

land, ja auf die gesammte Menschheit zu werfen! Dieser Augenblick würde mir die Seligkeit der ganzen Ewigkeit aufwiegen!

Nach diesen Worten schloß er seine Augen, denn die Aufregung, in die er sich hineingeredet, hatte ihn erschöpft.

Im Auge des Arztes, der das Ende des Freundes nahe wußte, schimmerte eine Thräne, und der in diesem Augenblick eintretende Doctor Seip merkte daran, wie die Sachen standen.

Nachdem er den Kranken begrüßt und sich nach seinem Befinden erkundigt hatte, zog er sich auf einige Augenblicke mit Behrens zu gemeinschaftlicher Berathung in das Nebengemach zurück.

Sie waren beide darin einig, daß Leibniz nicht lange mehr leben könne, hielten sein Ende aber noch nicht für so nahe bevorstehend. Nachdem sie dem Leidenden noch eine Arznei verschrieben hatten, gaben sie ihm Verhaltungsmaßregeln und entfernten sich wieder mit dem Versprechen, in einigen Stunden wieder zurückzukehren. Ruhe sei ihm jetzt am dienlichsten, meinten sie, indem sie sich verabschiedeten.

Leibniz sank bald darauf in einen leichten Schlummer. Als er wieder erwachte, war bereits der Abend hereingebrochen. Er ließ sich durch die Aufwärterin

Licht anzünden und griff nach einem neben ihm auf einem kleinen Tische liegenden lateinisch geschriebenen Buche, es war die vielgerühmte und vielgetadelte „Argenis“ des Barclay, in Mußestunden seine Lieblingslectüre.

Als er etwa eine Stunde gelesen hatte, trat Eckhard ins Zimmer, um sich gleichfalls nach seinem Befinden zu erkundigen.

Leibniz klagte über heftige Schmerzen in den Schultern, wohin das Podagra zurückgetreten war, und wünschte die Aerzte wieder herbei.

Ich weiß es freilich, daß sie mir nicht mehr helfen und mir Siebzigjährigen die Jugendkraft nicht wiedergeben können, aber von den grenzenlosen Schmerzen sollen sie mich befreien, weiter verlange ich nichts von ihnen, meinte er.

In diesem Augenblick hörte man die beiden Herren die Treppe heraufkommen.

Da sind sie schon, sagte Eckhard, als sie die Thür leise öffneten.

Er begrüßte sie und theilte ihnen des Kranken Wünsche mit.

Sich dem Lehnstuhle desselben nähernd, lauschten die Aerzte auf den Athem des Todkranken, der von nun an meistens die Augen geschlossen hielt.

Die Aufwärterin reichte ihm wieder auf das Verlangen der Aerzte einen Löffel voll Medicin, worauf die Schmerzen sich etwas linderten. Behrens und Seip sahen sich indessen mit bedenklichen Mienen an und fuhren fort, auf jede Bewegung des Kranken zu achten.

Nur eine kurze Zeit der Schmerzlosigkeit war dem armen Leibniz vergönnt. Bald stellte sich das Leiden mit doppelter Gewalt wieder ein, zu dem sich auch noch Schmerzen in den Seiten, die Aerzte behaupteten in den Nieren, gesellten.

Heftige Zuckungen, die seinen Körper erschütterten, zeigten, daß sein Todeskampf nahe war.

Stumm und trauernd standen Eckhard und Behrens vor ihm, während Seip der Aufwärterin einige Worte ins Ohr flüsterte.

Diese beugte sich über den Sterbenden und fragte, ob er nicht wünsche, daß sie einen Prediger hole, der ihm das heilige Abendmahl reiche.

Da schlug Leibniz seine Augen auf und erwiderte: Lasse Sie mich in Ruhe, ich habe keinem Menschen etwas zu Leide gethan!

Dann sein Gesicht wieder von ihr abwendend, suchte er, indem er noch immer das vorhin erwähnte Buch in seinen Händen hielt, seinem Körper, so gut

es im Lehnstuhle möglich war, eine bequemere Lage zu geben.

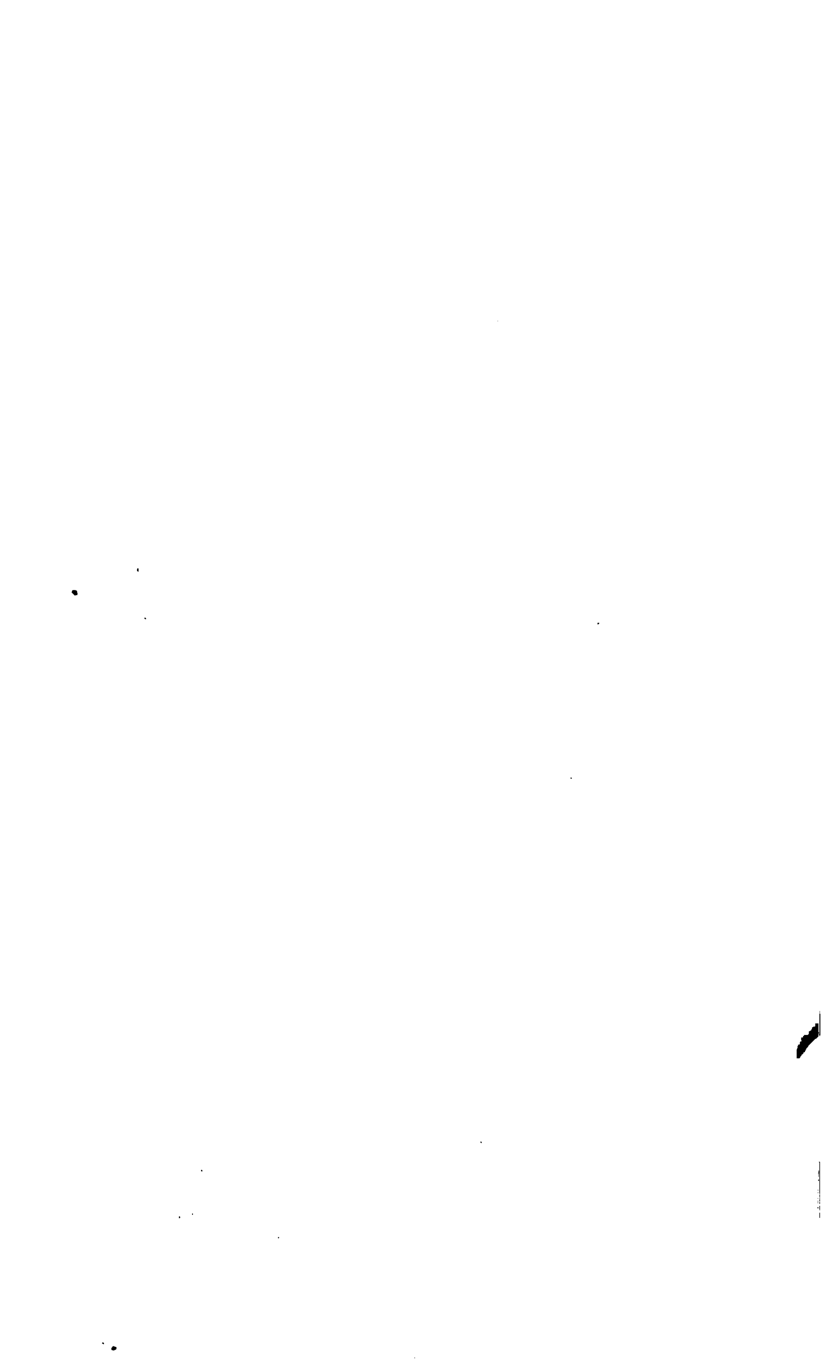
Noch wenige Augenblicke, und Leibniz hauchte seine große, herrliche Seele aus.

Am dritten Tage wurde er in der Schloßkirche, der heutigen Neustädter Kirche, unter einem Steine, auf welchem die beiden Worte Ossa Leibnitii zu lesen sind, beigesetzt.

Von seiten des königlich-kurfürstlichen Hofes folgte niemand! niemand! Er ward eher als ein Wegelagerer begraben, denn als ein Mann, welcher die Zierde seines Vaterlandes gewesen ist, sagt der Engländer Ker of Kersland, welcher gerade am Todestage in Hannover ankam.

Niemand folgte seiner Leiche als — der getreue Eckhard.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.



Oberndorf.

Roman von Robert Prutz.

Drei Theile. 8. Geh. 4 Thlr.

Der durch die Vielseitigkeit und Gründlichkeit seiner Leistungen als lyrischer, dramatischer und erzählender Dichter, als Literarhistoriker, Kritiker und Publicist rühmlichst bekannte Verfasser versetzt den Leser mitten in die Strömung der Gegenwart, deren sociale, politische und religiöse Gegensätze in einer Reihe frappanter und scharf gezeichneter Charaktere und Situationen vor Augen gestellt werden. Von idyllischen Anfängen ausgehend, steigert sich die Erzählung rasch zur gewaltigsten dramatischen Spannung, der wir uns um so bereitwilliger überlassen, je befriedigender und versöhnender die Lösung ist. Das Ganze zeichnet sich aus durch Neuheit der Erfindung, Wahrheit und Lebendigkeit der Charakteristik, Adel der Gesinnung sowie durch Anmuth und Frische der Darstellung, und ist daher allen Freunden einer gediegenen, Geist und Gemüth bildenden und veredelnden Unterhaltungslectüre zu empfehlen.

Rosmarin oder die Schule des Lebens.

Roman von

Alexander Jung.

Fünf Theile. 8. 6 Thlr. 20 Ngr.

Dieser neue Roman des geistvollen Schriftstellers führt uns vor, wie eine so merkwürdige Zeit als die jetzige hat werden können. Erst ist es eine Reihe der mannichfaltigsten Stadt- und Dorfgeschichten, die wir erleben; doch die Kreise erweitern sich und gewinnen mit jedem Abschnitte an Bedeutung, bis wir zuletzt auf dem Gipfel der Gegenwart stehen. Die originellsten Charaktere begegnen uns und beweisen, daß die Originale der Poesie nicht aussterben; aber auch so manches Porträt läßt uns nicht lange rathen. Ernst und Komik, Tragisches und Burleskes wechseln in buntester Scenerie mit einander ab. Salon und Taverne, Hôtel und Dorfschenke, weltlicher Verein und geistliches Conventikel, Residenz und Landsitz, parlamentarische Versammlung und Stilleben erschließen sich dem Leser in lebendiger Anschaulichkeit.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.



